

Jahrgang I.

No. 1.

April 1911.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Kain (Gedicht). — Die Todesstrafe. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bemerkungen. — (Münchener Theater. — Bayerische Freiheitlichkeit. — Die volle Mass. — Oeffentlicher Dank.)

Kain-Verlag München.

An die Leser!

Diese Zeitschrift Ist ganz ohne Kapital begründet worden, nicht aus prinzipiellen Gründen, sondern weil kein Kapital da war. Soll das zweite Heft nach einem Monat pünktlich erscheinen, so muss der Ertrag de« ersten seine Kosten decken. Wenn die Lektüre der ersten Nummer den Wunsch geweckt hat, das Blatt möge weiter erreheinen, der Sorge für seine Verbreitung. Sollte sich Jemand für das was hier gesagt wird genügend Interessieren, um etwa das Unternehmen durch einen Geld-zusohuss fördern zu'mögen, so setze er sich mit dem Unterzeichneten In Verbindung. Verzinsung und Amortisierung wird zugesichert. Es besteht die Absloht, die Zeitschrift „Kain“ möglicbst bald In grösserem Umfange oder aber In kürzeren Zelträumen erscheinen zu lassen.

Auf Anfragen sei jetzt schon festgestellt, dass „Kain“ weder als anarchistische Zeitschrift bewertet werden will, noch etwa ein Organ des „Sozialistischen Bundes“ darstellt. Da der Herausgeber seine Anschauungen gern mit der Bezeichnung „Anarchismus“ charakterisiert, und da seine anarchistischen Ueberzeugungen sich mit dea Lehren des „Sozialistischen Bundes“ eng berühren, so wird der Leser in dieser Zeitschrift natürlich keine Beiträge finden, die etwa nicht sozialistisch und anarchistisch empfunden wären. Jedoch ist das Blatt nicht als Werbemittel für bestimmte Bewegungen gedacht, sondern als ganz persönliches, Organ für das, was der Herausgeber als Dichter, als Weltbürger und als Mitmensch auf dem Herzen hat.

MÜNCHEN

Erich Mühsam.

Akademiestrasse 9.



Inseraten-Teil.



Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Versandbuchhandlung Fritz W. Egger, München 19, Romanstrasse 5 bei.

Ludwig Ganghofer, seine gesammelten Schriften, in der billigen und dennoch vornehm ausgestatteten Volksausgabe. 2 Serien zu je M. 20.— oder komplett zu M. 40.—. Eine dritte Serie, auf welche Bestellungen schon heute entgegen genommen werden, ist im Druck und erscheint im Herbst laufenden Jahres. Ganghofers Schriften zu empfehlen erübrigt sich, dieselben sind so beliebt, dass wir nur raten können, das heutige Vorzugsangebot sofort zu benützen und den Bestellschein deutlich ausgefüllt an die Firma Egger einzusenden. Erwünscht wäre es uns, wenn auf unser Blatt Bezug genommen würde. Die Firma Egger liefert Ganghofer wie jedes andere gewünschte Buch zu bequemes Abonnementszahlungen, die es jedermann ermöglichen, das Werk sofort komplett zu erwerben. Lieferung erfolgt franko. Kataloge stehen Interessenten postfrei zu Diensten.

Jahrgang I.
No. 1.

München,
April 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonparaillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verbeten.**

Kain.

Eure geballten Fäuste schrecken mich nicht,
noch Eure strengen, satzunggebundenen Ruten.
Ihr — ich erkenn' es — seid die Gerechten und Guten,
und nur Euch strahlt lächelnd das Sonnenlicht.
Speit mich an! Verachtet mich! Werft mich mit Steinen!
Zeigt Euern Kindern mein hässliches Gottesmal!
Lehrt sie, dass ich ihn erschlug, den vortrefflichen Abel,
meinen Bruder, erkeimt an dem nämlichen Nabel!
Lehrt sie mich hassen, um meine Niedrigkeit greinen!
Heisst sie Gott fürchten und seinen Rachestrah!

Ach, wie war er so fromm, so zufrieden und brav!
Betend kniet' er inbrünstig vor Gottes Altar,
dankend des Herrn allumfangender Güte.
Aber ich, ein Zweifelnder ganz und gar,
sah, wie der Blitz in ragende Bäume traf,
sah junges Leben zerknicken in hoffender Blüte,
wanderte einsam und sann allem Werden nach. —
Und ich sah, wie der Bruder Reiser vom Strauche brach,
junge grünende Reiser vom spriessenden Strauch;

wie er sie zärtlich zum Scheiterhauf schichtete,
wie er ein unschuldig Lamm zur Opferstatt trug,
sah, wie aus Steinen ein Funk in das Reisigwerk schlug.
Auf zum Himmel stieg säulengrade der Rauch,
rot von der Glut, die zitternd die Erde belichtete.
Grässlich hört' ich des Lamms Blöken und Angstgeschrei. —
Abel, mein Bruder, sang freudige Lieder dabei.
„Sieh, wie mein Opfer gefällt!“ rief er mir zu.
„Aufrecht lodert die Flamme zum Himmel. Sieh!
Siehe den Lohn! Dem Herrn sei ewiger Dank!
Sieh meine fetten Weiden, mein munteres Vieh! —
Deine Früchte sind welk, Deine Lämmer krank.
Spende dem Schöpfer! Kain, opfre auch Du!“ — —
Da sah ich Abels Feld üppig in Aehren stehn
und seine Herde lustig im Grünen weiden.
Aber mein Acker war kahl und trocken und steinig.
Dürsten sah ich mein Vieh und Entbehrung leiden.
Kann es — so dacht' ich — durch Gottes Ratschluss
 geschehn,
dass sich der Boden entsteint, dass das Wasser sich reinigt,
soll meines Feuers Rauch gleichfalls zum Himmel steigen.
Kann Gott Gnaden verleihen, mag er sie zeigen! —
Und ich sammelte mürbes Holz von der Erde,
weil ich den lebenden Zweigen nicht wehtun wollte;
und dann wähl' ich aus meiner armseligen Herde
ein vom Leben zerbrochenes krankes Rind,
dass es der Schöpfer als Opfer empfangen sollte.
Schlafend lag es und trag. So stach ich es nieder,
trug's zum Altar und entflammte die trockenen Scheite.
Aber in meiner Kehle stockten die Lieder. —
Knisternd bog sich das Holz. Da erhob sich ein Wind,
fauchte mit boshafem Zischen hinein in den Qualm.
Unförmig wälzte der dicke Rauch sich zur Seite
und erstickt' meines Ackerlands dürftigen Halm. —
Abel, mein Bruder, stand nahe und sah mich knien,
sah, wie mein glühendes Auge im Zorn sich weitete,

weil das Opfer, das ich dem Herrn bereitete,
nicht wie seines hinauf in den Aether drang;
sah den schlängelnden Rauch sich kriechend verziehn.
„Kain," rief er, „mir ist um Deine Seele bang.
Bessere Opfer musst Du dem Gotte bringen!
Lieder des Danks und der Freude musst Du ihm singen
Junge Zweige musst Du vom Strauche brechen!
Junge, gesunde Lämmer musst Du Gott schlachten!
Junges, warmes Blut muss himmelwärts dampfen!
Aus Deinem Reichtum musst Du zu opfern trachten! —
Wenn sich die Menschen dem Herrn zu trotzen erfrechen,
wird er sie richten und ihre Saaten zerstampfen!" —
Auf sprang ich da und griff an die Gurgel dem Spötter.
Winselnd wand sich der Qualm im Sturmesgeheule.
„Junges Blut will Dein Herr? — So soll er es haben!
Folge Du nach Deinen wohlgefälligen Gaben I
Grüss mir mein armes Rind! — undgrüss' Deine Götter!" —
Und ich erschlug den Bruder mit wuchtender Keule. —
Mächtig dehnte sich meine Brust und ich hob
gegen den Himmel die Faust und schwenkte sie drohend.
Doch aus der Opferglut, die gewirbelt stob,
riss der Sturm einen Splitter und jagte ihn lohend
mir an die Stirn. Ich sank mit furchtbarem Schrei,
dass ich im weiten Umkreis die Menschen weckte,
nieder. Es schrieten die Rinder. Der Himmel dröhnte
donnernd, während im Staube die Glut verreckte. —
Aber schon eilten jammernde Menschen herbei.
Ich entfloh, von Schmerzen gehetzt, dass ich stöhnte.
Hinter mir gellten die Racheflüche der Hirten.
Alle verlangten, den Brudermörder zu steinigen,
mich zu entsetzlichem Tode langsam zu peinigen.
Vorwärts stürzte mein Fuss, dass die Felsen, klirrten

Immer noch flieh ich dem Zorn der Menschengemeinde.
Unstet und rastlos irr ich von Ort zu Ort.
Doch mein Mal an der Stirn, vom Scheite gebrannt.

allüberall verrät's mich dem lauernden Feinde.
Allüberall treibt mich sein Racheruf fort.
Von den Stätten der Menschheit bin ich verbannt.
Darbend fahr ich durchs Land, vogelfrei.
Doch, wo ein Rauch sich senkrecht zum Himmel hebt,
wo zufriedene Menschen sich dankbar beugen, —
ah! — da schleich' ich mit krummem Rücken vorbei,
kralle die Hand, die vom Blute des Bruders klebt,
heisse mein Feuermal gegen die Menschheit zeugen! —
Opfert ihm nur, dem Gott der Gerechten und Guten,
der Eure Hütten mit köstlichen Früchten füllt,
der Euern Leib mit wärmenden Fellen umhüllt!
Junge Lämmer lasst ihm zum Preise bluten!
Danket für Euern Reichtum dem Gotte der Reichen!
Und verschliesst vor dem Hunger des Armen die Scheuer!
Wen Gott hasst, den mögt ihr richten als Schlechten!
Was Euer Gott auf den Feldern gedeihen lässt, ist Euer!
Ihr nur seid wert, dem Ebenbild Gottes zu gleichen!
Aber auf mich ergieß' sich der Zorn der Gerechten! — —
Kommt! Ich furcht' mich nicht mehr! Hier steh' ich zum
Kampf!
Eure geballten Fäuste schrecken mich nicht!
Brudermörder Ihr selbst — und tausendfach schlimmer!
Aus Euerm Scheiterhauf raucht meines Herzbluts Dampf.
Trag' ich so gut als ihr nicht Menschengesicht? —
Aufrecht steh' ich vor Euch und fordre mein Teil! . . .
Gebt mir Freiheit und Land! — und als Bruder für immer
kehrt Euch Kain zurück, der Menschheit zum Heil!

Die Todesstrafe.

Der letzte deutsche Juristentag hat sich mit Entschiedenheit für Beibehaltung der Todesstrafe ausgesprochen. Damit hat er logisch, konsequent und insofern löblich gehandelt, als sein Votum einen lehrreichen Einblick in die Psyche unserer in Rechtsdingen staatlich

examierten Mitmenschen gestattet. Wer sich befugt hält, im Namen eines abstrakten Staatsbegriffs andern Leuten Freiheit, Vermögen und Ehre abzuerkennen, der handelt nur folgerichtig, wenn er seine Verfügungsmacht auch über das Leben solcher Zeitgenossen erstreckt sehen möchte, die an der staatlich gefügten Menschengemeinschaft zu Verbrechern wurden.

Strafen ist ein Gewerbe, und zwar ein staatlich monopolisiertes. Die Rache für erlittene Unbill ist dem Gekränkten entzogen. Wie die Beförderung schriftlicher Mitteilungen zwischen den Menschen vom Staate besoldeten Briefträgern vorbehalten ist, so überträgt der gleiche Staat die Reparatur aller Schädigungen, die die Menschen einander zufügen, der Einsicht unbeteiligter Personen in die Paragraphen der Gesetzbücher. Der Fehler dieses Verfahrens ist nur, dass Verurteilungen niemals die erwünschte Reparatur des beklagten Schadens bringen. Der ermordete Bankier bleibt tot; das abgebrannte Haus bleibt abgebrannt; der Bestohlene ist sein Geld los, — und kriegt er es im Ausnahmefall wieder, so dankt er das nicht dem Verurteiltwerden, sondern nur dem Erwischtwerden des Diebes.

Dass Bestrafungen die Delinquenten bessern, behaupten heutzutage selbst die Juristen nicht mehr. (Höchstens im Falle der Hinrichtung wäre es denkbar. Doch würden Erörterungen hierüber ins Gebiet der Metaphysik gehören.) Die Abschreckungstheorie wird durch jede Statistik widerlegt. Bleibt als einziger Zweck der Rechtsübung: die Staatsraison.

Also die Staatsraison verlangt's, dass — immerhin examinierte, — Männer der Gerechtigkeit die Wage aus der einen, das Schwert aus der andern Hand nehmen und im Besitze dieser Instrumente jede aus der Fassung geratene Tugend wieder einrenken. Kann man es nun den Herren Juristen verdenken, dass sie mit dem Schwert der Frau Nemesis nicht bloß ritzen, sondern auch köpfen möchten?

Es wäre unbillig, soviel Enthaltensamkeit von Ihnen zu verlangen.

Der Beschluss der Juristen, das Recht, Todesurteile zu fällen, nicht gutwillig preiszugeben, hat bei humanen und besonders bei liberalen Staatsbürgern heftigen Widerspruch gefunden. Die finden, dass der Gerechtigkeit Genüge geschieht, wenn Menschen, die durch Unterernährung, akute Not, bittere Erfahrungen oder entzündete Leidenschaften zu Mördern wurden, für Lebenszeit ins Zuchthaus gesperrt werden. Wenn man nämlich dem Delinquenten nicht auf Anhieb das Lebenslicht ausbläst, sondern ihm das Sonnenlicht entzieht, den Verkehr mit den Seinen verbietet, die Bewegung seiner Glieder hindert, ihn bei schlechter Kost zu verhasster Arbeit zwingt, ihn des belebenden Zustroms der Natur entwöhnt und ihn so langsam verdorren lässt, — dann hat die Humanität der Liberalen über die geschäftige Grausamkeit der Juristen einen gewaltigen Triumph errungen. — Gott sei Dank sind sich die beiden Parteien wenigstens in der Ablehnung der Prügelstrafe einig, die — in deutlichstem Gegensatz zum Köpfen und Eingittern — ein äusserst rohes Verfahren darstellt.

Die examinierte Gerechtigkeit schreit nach der Guillotine, die gefühlvolle Menschlichkeit nach dem Zuchthaus; — es ist eine Lust zu leben!

Aber die examinierte Gerechtigkeit will den Verdacht nicht auf sich sitzen lassen, als ob ihr die Staatsraison das Menschenherz aufgefressen hätte. So sammelt sie Stimmen für den Scharfrichter. Wo hat man sichere Gewähr für humane Menschlichkeit als bei der humanistischen Menschheit? — Und die „Deutsche Juristenzeitung“ klopft an bei den Herren vom Katheder und von der Feder. Und siehe: es erwacht in ihnen das Rechtsbewusstsein; leuchtenden Auges treten sie — eine erlesene Schar — vor die Front der Oeffentlichkeit, und stolz, antworten zu dürfen auf die Frage: Leben oder Sterben? — dekretieren sie: Kopf ab!

Liebe Bekannte findet man unter den exekutionsfreundlichen Kapazitäten. Greifen wir ein paar heraus.

Erich Schmidt. Der milde Professor, der Liebling der Damen, der Berliner Festarrangeur und Jubiläumsdiplomat. Ich sehe ihn, das sauber rasierte Kinn auf die gepflegte Hand gestützt, wie er seinen Hörerinnen — in jeder schlummert eine Hedda Gabler — gewinnend lächelnd seinen Standpunkt darlegt: o ja, Milde, Sanftmut, Schonung und Menschlichkeit sind gewiss gute Dinge; aber messieurs les assassins mögen damit anfangen. Erich Schmidt — heisst er nicht etwa schon Exzellenz? — möchte also den Mördern in der Uebung gesitteter Eigenschaften den Vortritt lassen. Darüber lässt sich nicht rechten. Es muss jeder selbst am besten wissen, wohin er sich in der menschlichen Gesellschaft rangiert sehen will.

Ernst Haeckel. Auch der wünscht die Todesstrafe in Kraft erhalten zu sehen. Er bedauert zwar, dass er das wünschen muss. Aber er hält das Guillotiniere immer noch für das wirksamste Mittel, die Menschheit von den Frevlern am Leben anderer Leute dauernd zu befreien. Die Richtigkeit dieser Häckelschen Logik wird ihm sein giftigster Feind nicht abstreiten mögen. Wer einmal um seinen Kopf verkürzt ist, der wird so leicht nicht wieder einen Menschen umbringen. Das weiss Ernst Häckel am allerbesten. Er hat die Welträtsel gelöst. Für ihn hat das Leben keine Geheimnisse mehr. Er weiss, was wir an aller Anfang Uranbeginn gewesen sind; er weiss was an aller Ende Urende aus uns wird. Da braucht ihn auch der Tod nicht zu schrecken, am wenigsten der Tod des andern, des Mörders, des Geköpften. Eine kurze Betrachtung möchte ich Herrn Professor Häckel nahelegen: Die menschliche Gesellschaft hat durch Jahrtausende die Verneinung Gottes — desselben, den Häckel als gasförmiges Wirbeltier verulkt — als weit schwereres Verbrechen als Mord betrachtet und mit Steinigen, Kreuzigen und Verbrennen geahndet. Wie würde sich der Herr Sachver-

ständige in Hinrichtungsdingen zur Todesstrafe stellen, wenn diese Rechtsauffassung heute noch Geltung hätte?

Schliesslich: Ludwig Fulda. (Der Dichter!) — Soll ich mit ihm streiten über das, was recht und unrecht ist? Ich soll nicht. Was so ein weltfremdes Dichtergemüt sinnt und träumt — wir wollen es lassen stahn. Recht muss Recht bleiben, und wer mordet, der soll gemordet werden. Für Lustmörder wäre eine Strafverschärfung am Platze: Deren Haupt soll man nicht einfach auf den Block legen. Denen soll man Fuldache Stücke vorspielen, bis sie verreckt sind. Die Jurisprudenz hat mit der Abschreckungstheorie schlechte Erfahrungen gemacht. Ich halte auch nichts davon. Aber ich glaube doch, dass sich nach Einführung des von mir angeregten Verfahrens die Lustmorde bald erheblich vermindern werden.

Schmidt, Häckel, Fulda — die Staatsraison braucht noch nicht zu verzweifeln. Was will gegen das Gewicht solcher Stimmen die Tatsache bedeuten, dass sich ein im Königreich Preussen konzessionierter Scharfrichter für Abschaffung der Todesstrafe ausgesprochen hat? — Der Faulpelz!

Tagebuch aus dem Gefängnis.

Zum Verständnis: Im Oktober 1909, als die durch den Fall Ferrer hervorgerufene Erregung weiter Volkskreise auch die Münchner Polizei sehr nervös machte, platzte eines Nachts in einer unbelebten Strasse eine Donaritkapsel. Der junge Mensch, der sich mit dem Knallen des ungefährlichen Sprengmittelchens einen Jux machen wollte, wurde erkannt und verfolgt. Er flüchtete sich in den „Soller“, wo er einige Gäste kannte und um Hilfe bat. Ich hatte aus Gründen, die hier noch ausführlich erörtert werden sollen, im Sommer 1909 begonnen, Zugehörigen des sogen. „fünften Standes“ Vorträge sozialen Charakters zu halten, und sie mit den sozialistischen Ideen des Anarchismus bekannt zu machen. Die bei Behörden und höheren Töchtern gangbare Ideenassoziation: Anarchisten und Bomben zeigte sich auch bei den Sollergästen zuhause. Sie rieten dem Knaben, den ich nicht kannte, sich an die Anarchisten zu wenden und sagten ihm, wo er einen meiner Freunde treffen könnte. (Ich

war damals in Berlin.) Von dem erhielt er 20 Pfennige. — Die Knallerbsengeschichte ging durch die ganze Presse und ich las mit Staunen, dass mein Name damit in Verbindung gebracht werde. Die Charlottenburger Polizei haussuchte bei mir, und am übernächsten Abend wurde ich verhaftet. Erst bedeutend später erfuhr ich, dass meine Festsetzung garnichts mit dem Ulk des 17jährigen Bengels zu tun hatte (der mit 13 Monaten Gefängnis bestraft wurde), sondern dass die Zusammenkünfte, bei denen ich den „Lumpenproletariern“ meine Vorträge gehalten habe, der Staatsanwaltschaft der Geheimbündelei verdächtig erschienen. Ich blieb 11 Tage in Untersuchungshaft (ein Mitangeklagter 8 Monate). Erst im Juni 1910 aber hatte die Justiz, die 9 Monate damit schwanger gegangen war, ihr Kind ausgetragen. Dass die Entbindung vor dem Münchner Landgericht dann ein Luftkissen zutage förderte, ist wohl noch in Erinnerung. — Im Gefängnis, wo ich ja Zeit genug hatte, begann ich, ein ausführliches Tagebuch zu führen, das ich hier mit einigen Namensänderungen und einigen Fortlassungen abdrucke.

Donnerstag, d. 4. November 1909,
Gerichtsgefängnis, Charlottenburg.

Morgen werden es acht Tage sein, dass man mich verhaftete. Freitag abend war es, am 29. Oktober, und ich hatte gerade meine paar Sachen in mein Handtäschchen gepackt. Die Reise nach Zürich sollte angehen. Vom 1. November bis zum 1. Dezember sollte ich wieder mal mit M. Henry und Marya Delvard tingeln. 750 Franken Gage und 50 Franken Reisevergütung. (150 Franken das sind 120 M. und etwas, hatte ich schon im Vorschuss). Morgens war ich noch bei Onkel L. gewesen und hatte Geld geholt, weil der Vorschuss schon alle war, hatte im Laufe des Tages Dutzenden von Bekannten adieu gesagt, hatte jedem, der es hören wollte, erzählt: Heute abend reise ich, — und als alter Witzbold hinzugesetzt: falls ich nicht doch noch vorher verhaftet werde. 8 Uhr 45 sollte der Zug vom Anhalter Bahnhof abgehen. Um 7 Uhr kam Lieschen zu mir laut Verabredung. Sie machte aus einem Anzug, den ich noch hatte in Stand setzen und reinigen lassen, einigen Kragen und einem Nachthemd noch ein schönes Extrapaket, bequem zu transportieren. Um 8 Uhr sollten wir beide im Habsburger Hof sein, wo uns R. zum Abendbrot erwartete. Danach wollten mich die beiden in den Zug setzen. Lieschen hätte noch ihren Kuss gekriegt — verdammt! Um $\frac{1}{2}$ 8 holten mich die Schergen. Frau B., meine gute Vermieterin, klopfte an. Gott sei Dank waren Lieschen und ich in durchaus intakter Gewandung. Herein! — „Herr Mühsam, da draussen stehen schon wieder zwei. — Wollen Sie vielleicht über die Hintertreppe —“. „Nein, nein!“ sagte ich und fühlte, dass

meine Lippen weiss wurden. Ich tat aber sehr ruhig, sagte zu Lieschen: „Das bedeutet, dass ich verhaftet werde“, und hatte merkwürdigerweise den Gedanken: wie seltsam, dass die Physiognomie des Polizisten selbst von einer so einfachen Frau, und durch den Zivilanzug maskiert, erkannt wird! — Die beiden Staatsretter traten ein. Ich ging ihnen auf den Korridor entgegen: „Was wünschen Sie?“ — „Wir kommen von der Polizei. Wir sind Kriminalbeamte. Sie werden aufgefordert, sofort mitzukommen.“ — „Legitimieren Sie sich.“ — Geschieht. — „Zeigen Sie mir den Haftbefehl.“ — Man legt mir ein Staatstelegramm aus München vor: „Bitte um Festnahme des Schriftstellers Erich Mühsam, Charlottenburg, . . . Strasse 84 bei B., gegen den ich wegen fortgesetzten Vergehens gegen § 128, 129, 73 Haftbefehl erlassen habe. Der Untersuchungsrichter Soundso.“ Meine erste Frage, die ich mir vorlegte, aber laut dachte, war: „128, 129? Was steht denn da drin?“ — Der Beamte hielt sich für angeredet und versicherte, auswendig könne er das so genau auch nicht sagen. Ich glaubte es ihm. Darauf ging ich ins Zimmer zurück, erklärte Lieschen, dass ich verhaftet sei, gab ihr Auftrag, meinen Bruder und den Rechtsanwalt Hugo Caro zu orientieren und küsste ihr zum Abschied die Hand, indem ich sie beruhigte, es werde nicht lange dauern, dass man mich einsperre.

(Fortsetzung folgt.)

(Musste wegen Raummangel leider hier abgebrochen werden.)

M ü n c h n e r T h e a t e r .

Wer sein Urteil über die Münchner Theaterverhältnisse der Presse dieser Stadt entnimmt, und durch Abwesenheit oder Krankheit verhindert ist, die Kritik persönlich zu kontrollieren, wird, sofern er von gedrucktem Lobe das übliche Quantum wohlwollender Höflichkeit zu subtrahieren versteht, zu der Meinung kommen: hier wird in den paar vom anspruchsvolleren Publikum frequentierten Theatern schlecht und recht Komödie gespielt; was geleistet wird, genügt provinzierischen Grossstadtansprüchen; und eine künstlerische Gradmessung erübrigt sich bei der geringfügigen Differenz der Leistungen. Erst in der allerjüngsten Zeit (muss der Zeitungsleser annehmen) wird an einem Theater, dem Münchner Schauspielhaus, ein Niedergang bemerkbar. Aber erfreulicherweise hat sich im rechten Augenblick im Lustspielhause ein Ensemble etabliert, das unter dem Direktor Dr Robert und dem Namen „der grosse Wurst!“ Aufführungen bietet, die nicht nur Ersatz schaffen für das vom Direktor Stolberg vertane Gut, sondern weit darüber hinaus den Münchnern endlich das ersehnte, allen weit-

städtischen Anforderungen genügende Theater aufzustellen versprechen. Eine mittlere Einschätzung zwischen diesen beiden Anstalten erfahren die noch übrigen Schauhäuser, die Hofbühne und das Volkstheater. Da das Urteil der Presse hierin völlig übereinstimmt, wird der unbefangene am Theaterbesuch verhinderte Leser nicht zweifeln, wie die Münchner Bühnen beschaffen sind. Er wird sich freuen, dass die Kritiker auf der Wacht stehen, und sich damit abfinden, dass der klerikale „Bayerische Kurier“ und die ihr eng seelenverwandte sozialdemokratische „Münchner Post“ ihr Votum ausser von künstlerischen auch vornehmlich von moralisch-sittlichen Empfindungen abhängig machen.

Der gläubige Leser sei dahin belehrt, dass ihn die Herren (und die Dame), die in München Theaterkritiken schreiben, falsch unterrichtet haben. Die späte Erkenntnis, dass das Schauspielhaus seit dem Fortgang der schönen und talentierten Lilly Marberg an künstlerischer Bedeutsamkeit erheblich verloren hat, (trotz mancher Vorzüge der Frau Fritzi Schaffer), stieg den Herrschaften erst auf, als das der Zunft an Kritik weit überlegene Publikum zornig erfuhr, dass nun auch Gustav Waldau München verlassen soll. Es fällt mir schwer, Herrn Direktor Stolberg, der diesen prächtigen Kerl aus übel beratener Sparsamkeit gehen lässt, in Schutz zu nehmen. Aber die geschätzten Herren (nebst einer Dame) haben wahrlich wenig Ursache, die Fehler eines Mannes zu begehren, der in ihren Kritiken vergeblich einen Anhalt für sein Walten als Direktor gesucht hätte. Gewiss: Ihr habt Gustav Waldau stets gelobt; ihr habt seine Leistungen stets ausgezeichnet und vortrefflich gefunden. Aber wen hättet ihr nicht gelobt? wen nicht in wahlloser Zufriedenheit gehätschelt und gepriesen? — Wenn Direktor Stolberg — was die Herrschaften jawohl verlangen — ihr Urteil als Richtschnur seines Wirkens hätte betrachten wollen, so hätte er noch kaum je ein Mitglied seiner Bühne entlassen dürfen, und wenn jetzt seine tüchtigste Kraft davongeht, so haben die nicht zu greinen, die Waldau jahrelang dadurch beleidigt haben, dass sie jeden mittelmässigen Anfänger mit dem gleichen Syrup wie ihn beträufelten.

Der — ach, so bequeme! — Enthusiasmus ist nun also aus der Maximilianstrasse ausquartiert und ergiesst sich spritzend in den „Grossen Wurstl“. In diesem Unternehmen haben wir die Errettung aus der Misere zu begrüssen. Hier ist der Tempel, wo unsere Kunstsehnsucht Erfüllung findet! — Du grosse Güte! Heinrich Mann kannte sein Interesse gut, als er sein „Variété“ dem auf die Routine eines einzelnen Stars gegründeten Theaterchen nicht überlassen wollte. Man rühmt die exquisite Regie des Hr. n.

Dr. Robert. Um die Wahrheit zu sagen: Ich habe noch immer den Eindruck gehabt, als ob in diesem Theater lediglich mit den Ellenbogen der Frau Ida Roland Regie geführt werde. Die mehr oder minder begabten Debutanten, die (seit Guido Herzfelds Abreise) mit ihr auf der Bühne stehen, verkriechen sich scheu im Hintergrund und wagen kaum, den Mund aufzutun; — aber in den Pressekritiken bekommen sie allesamt das Prädikat „sehr gut“, „vorzüglich“ und „ausgezeichnet“. Der talentvolle Herr Pfanz kann einem leid tun.

Ist es traurig oder amüsan? Mit der Sicherheit eines erblindeten Kunstschützen trifft die Münchner Kritik Schuss für Schuss ins Blaue. Man entschuldige die Herren (und die Dame) nicht mit der Minderwertigkeit des ganzen ihrem Urteil unterstellter« Theaterbetriebes. Man glaube nicht, dass die gutherzige Sehnsucht, nur irgendetwas loben zu dürfen, ihnen den „grossen Wurstl“ als Festhalle edler Kunst vorgegaukelt hat. Dass in der Tat eine Bühne da ist, die Lob, Anspornung, Dank verdient, die — vorerst nur in Einzelfällen — Aufführungen geliefert hat, die die verwöhntesten Ansprüche befriedigen konnten, und dass es nur der frohen Anerkennung und der einsichtigen Ermutigung bedürfte, um ihre Entwicklung zu einer der wertvollsten Schaubühnen Deutschlands zu fördern, das entgeht den bestallten Hütern des öffentlichen Urteils. Ich spreche vom Residenztheater — seit Albert Steinrücks Mitwirkung. Steinrück hat, an Max Reinhardts genialer Regiekunst geschult, am Max-Josephplatz Inszenierungen gezeigt, die das Niveau der Hofbühne hoch über das aller anderen Theater gehoben haben. Er hat Aufführungen geleitet, wie sie die Wiener und Berliner nur an Festtagen zu sehen bekommen; und gleichzeitig mit dem Regisseur hat München in Steinrück einen Schauspieler gewonnen, auf den es sehr stolz sein dürfte. Die Herren (und die Dame) von der Presse haben denn auch Herrn Steinrück, sowohl als Regisseur wie als Darsteller stets die Note „sehr gut“, „vorzüglich“ und „ausgezeichnet“ gegeben. Aber wenn die Regie des Herrn Dr. Kilian Herbert Eulenberg's sublime Dichtung „Alles um Liebe“ in Grund und Boden haut, dann erhält auch er die Note „sehr gut“, „vorzüglich“ und „ausgezeichnet“, und das Stück war nichts wert; denn das Publikum, das bei der Premiere lachte und zischte, darf vor allen Dingen nicht unrecht haben. — Unterschiede werden nicht gemacht: ob Steinrück Ibsens „Baumeister Solness“ und Shaws „Cäsar und Cleopatra“ inszeniert oder Dr. Kilian Blumenthals „Weisses Rössl“ ist Jacke wie Hose. Ob Fräulein Terwins grazile Geschmeidigkeit und temperamentvolle Natürlichkeit das leibhafte Leben auf die Bretter stellt, oder ob ein traditionelles Hoftheater-Requisit in der vergilbten Takelage krampfhafter

Aufgeschminktheit dahersegelt, ist für die Vorbeter der öffentlichen Meinung ohne Belang.

Verehrte Herren (und gnädige Frau), der Jammer, Sie am kritischen Werk zu sehen, ist grenzenlos. — Das Lob, das Sie guten Leistungen spenden, degradiert die Künstler, die es sich zugezogen haben. Denn es kommt nicht aus vollem Herzen, sondern aus hohlem Schädel. Und das Lob, mit dem Sie schlechte Leistungen betünchen, betrügt die Armen, die es trifft. Denn es fälscht das Spiegelbild, aus dem sie lernen könnten, wo es ihnen fehlt. Verboten es Ihnen Ihre Auftraggeber, das Publikum vor den Kopf zu stossen, so sollten Sie sich in Ihren Theaterreferaten auf Reportage beschränken; und dünkt Sie das zu gering, so lassen Sie die Finger lieber ganz von dem Geschäft. Vermissen wird Sie niemand. Denn eine Lücke hinterlässt nur das Fördernde. Förderlich aber kann eine Tätigkeit nicht sein, die, in Rücksichten geknebelt, aus der Mittelmässigkeit erwachsen, sich der Mittelmässigkeit auf Kosten der Hochwertigkeit verbrüdet und das Bild der Kultur vor den Blicken der Mitwelt fälscht.

Bemerkungen.

Bayerische Freiheitlichkeit. Die Münchner Polizeibehörde hat in ihrem Eifer, mich und meine Freunde an unserer agitatorischen Tätigkeit für die Befreiung der Gesellschaft zu hindern, nach vielen Schlägen ins Wasser einen Schlag ins Gesicht der Menschlichkeit getan. Sie hat sechs Ausländer, zwei Schweizer und vier Oesterreicher, darunter eine Frau, des Landes verwiesen, weil sie im Seelenleben der Betroffenen Sympathien für die von mir empfohlenen anarchistischen Ideen witterte. Die amtliche Mitteilung der Polizei erklärt, dass die Ausweisung „im Anschluss an die polizeiliche Aufhebung der Mühsamschen Anarchistengruppe Tat, deren Anhänger die Genannten waren“, erfolgt sei. Die Münchner Polizeibehörde scheint von ihrer eigenen Macht etwas phantastische Vorstellungen zu haben. Wenn sie sich nämlich anmass, von einer Aufhebung der Gruppe Tat zu sprechen, so sei ihr mitgeteilt, dass solche Aufhebung ihrer Willkür durchaus entzogen ist. Dass die Gruppe in Wahrheit trotz der Aufhebung am Leben und recht gesund ist, weiss die Polizei ja selbst, die mitunter genötigt ist, auch nach der Aufhebung noch zu öffentlichen Veranstaltungen, die die Anarchisten ihr ganz legal vorher anzeigen, ihre offiziellen Vertreter zu entsenden. Der Öffentlichkeit seien einige Daten geliefert, die einer Revision der landesüblichen Legende von der bayerischen Freiheitlichkeit als Unterlage dienen mögen.

Der im Jahre 1908 von Gustav Landauer in Berlin ins Leben gerufene „Sozialistische Bund“ bezweckt die Ersetzung der kapitalistischen Gesellschaft durch staatlosen Sozialismus. Mittel zum Zweck ist die Schaffung werktätiger Gruppen, die ihre Arbeit statt für den Unternehmer und den Markt für den eigenen Bedarf verrichten. Der

Bund begann seine Tätigkeit mit der Sammlung von Menschen in statutenlosen Gruppen, die sich im Anfang natürlich wesentlich auf propagandistische Aufklärung beschränken müssen. Der Gruppenkalender unseres Organs „Der Sozialist“ weist zur Zeit 19 derartige Gruppen auf (14 in Deutschland, 5 im Ausland) Meine Agitation in München bewirkte auch hier im Frühjahr 1909 die Konstituierung einer Gruppe, der „Gruppe Tat“ . . . Da sich die Arbeit der Gruppen des Sozialistischen Bundes ganz in gesetzlichen Grenzen hält, haben die ausserbayerischen Polizeibehörden unsre Schwesterngruppen bis jetzt immer in Ruhe gelassen. Die Münchner Polizei aber lieferte vom ersten Tage an, seit wir uns rührten, Beweise ihrer Nervosität, Staatstreue und Ungeschicklichkeit. Zuerst kam man uns mit dem Vereinsgesetz. Der Gruppenwart wurde wegen Unterlassung der Anmeldung der Gruppe mit einer Polizeistrafe bedacht. Das zur Entscheidung angerufene Gericht stellte fest, dass die Gruppe Tat als Statuten- und beitragsloses Gebilde nicht als Verein im Sinne des Gesetzes anzusehen ist. Der Mann wurde freigesprochen. Die Kosten trug die Staatskasse. — Jetzt wurde das Strafgesetzbuch nach Paragraphen abgewälzt, die gegen uns zu brauchen wären. Da es der polizeilichen Einsicht geheim blieb, was sozialistischer Geist eigentlich für ein Geist sei, und da sich das Wort „Bund“ in unseren öffentlichen Ankündigungen deutlich vorfand, wurde aus der Gruppe, die ja gerichtsnotorisch kein Verein war, ein „Geheimbund“. Die Teilnahme von Sollergästen an unseren Zusammenkünften, die ich mir gestattet hatte, als Menschen zu betrachten und zu behandeln, musste die Gemeingefährlichkeit der Gruppe Tat dem blödesten Auge erkennbar machen. So stieg der Prozess. Der Ausgang ist bekannt: die Kosten trug die Staatskasse.

Die bis dahin der weiteren Bevölkerung ganz unbekanntes Gruppe Tat war infolge der behördlichen Bemühungen zu einer Publizität gelangt, die uns die Werbung für unsere Ideen sehr erleichterte, zumal wir zwei Gerichtsurteile in der Tasche hatten, die uns die Legalität unseres Beginnens ausdrücklich bestätigten. Unsere Gruppenveranstaltungen erfreuten sich nach dem Prozess des stetig wachsenden Interesses in revolutionär gestimmten Kreisen. Dass das Interesse, das die Polizei vom Anfang her an uns genommen hatte, trotz der trüben Erfahrungen, die das Institut mit unserer Bekämpfung gemacht hatte, gleichfalls nicht ermüdet war, erwies sich uns daran, dass wir eines Tages bei unseren privaten Vortragsabenden geheime polizeiliche Ueberwachung wahrnahmen. Ein Polizeibeamter qualifiziert sich in dem Moment als Polizeispitzel, wo er seine Zugehörigkeit zur Behörde leugnet. Dies tat ein Münchner Schutzmann, dem aus unserer Mitte heraus seine amtliche Stellung auf den Kopf zugesagt wurde. Ich sah mich veranlasst, den Polizeipräsidenten, Herrn v. d. Heydt, in einem Briefe darauf aufmerksam zu machen, dass wir nicht verpflichtet seien, einen Beamten in unserem Kreise zu dulden, und mir die Belästigung von dieser Seite energisch zu verbitten. Jetzt fuhr die Polizei ganz großes Geschütz auf. Sie überfiel nämlich die Gruppe Tat bei ihrem nächsten Zusammensein und verhaftete alle Teilnehmer, etwa 30 an der Zahl. Der Zweck dieser Gewaltsübung war zunächst nicht recht durchsichtig. Erst jetzt wissen wir, dass die bayerische Freiheitlichkeit es gestattet, Dutzende in erlaubter Aussprache versammelte Menschen einen halben Tag lang in dem schmierigen Polizeigefängnis in der Weinstrasse einzusperren,

um die paar Ausländer zu ermitteln, die zufällig dazwischen sind, und sie, unbehelligt von unbequemen gerichtlichen Einmischungen über die Landesgrenze zu treiben. Es muss der Münchner Polizei bestätigt werden: die Schädigung einzelner ist ihr vortrefflich geglückt. Sie hat Leute, denen es unendlich schwer wird, wo anders ihren Unterhalt zu finden, von ihrer Arbeitsstätte vertrieben, und sogar solche waren dabei, die jahrelang in München in festem Lohn standen und hier ihre Familie gegründet haben. — Was die amtlichen Herren als nächste Nummer gegen uns im Programm haben, entzieht sich heute noch meiner Kenntnis. Die Leser dieser Zeitschrift sollen jeweils unterrichtet werden, wovon eine neue Rakete steigt.

Was ergibt sich aus der Betrachtung des Freundschaftsverhältnisses zwischen der Münchner Polizei und der Gruppe Tat? Dass die Schneidigkeit der bayerischen Behörde bisher weniger von der eigenen Gemütlichkeit als von der der Bayern gezügelt war. Das erstmal, wo es die Polizei mit einer wirklich radikalen Bewegung zu tun bekommt, langt sie hilflos nach den Paragraphen, die helfen könnten, wenn sie nur verletzt würden. Die preussischen Polizeibehörden haben ihre Uebung, mit Anarchisten umzugehen. Die wissen, dass man revolutionären Bewegungen nur vorwärts hilft, wenn man sie ohne grosse Sachkenntnis chikaniert. Ob die Münchner Polizei je so klug werden wird, wie sich die 13 Verwaltungen gezeigt haben, die ausser ihr mit Gruppen unseres Bundes zu tun haben? Uns wird sie nicht viel anhaben können. Wir kennen die Gesetze und hüten uns, sie zu verletzen. Die Rigorositäten der Polizei werden wir aber — darauf mögen sich die Herren verlassen — in unserer prinzipiellen Bekämpfung der bestehenden Staatseinrichtungen als sehr wirksamen Schalltrichter zu benutzen wissen.

Die volle Mass. Wir Menschen sind recht verschieden organisiert. In des einen Brust gärt der Plan, der Welt durch Umsturz und Neuerung Schönheit und Freude zu schaffen. Der andere giesst alle Glut und Inbrunst seiner Seele in die Formen eines erhabenen Kunstwerks. Noch einer sehnt sich in heiligem Gram nach einer geliebten blonden Frau. Der Vierte aber lebt sein Inneres aus, indem er sich in den Löwenbräukeller setzt — neben den Schanztisch - und lange Feierstunden hindurch acht gibt, wie oft der Schenkkellner zu wenig Bier in den Masskrug füllt und um wieviel Grade schräger er das Gefäss hält, wenn ein Stammgast sein Teil begehrt. Dieser Vierte ist Münchner und daher Mitglied des Vereins gegen betrügerisches Einschenken. Er hat vor Gericht seine Wahrnehmungen beschworen und da in tagelangem Aufmarsch noch viele Zeugen bekundeten, dass im Löwenbräukeller systematisch geschnitten werde, wurde der Pächter nebst einigen seiner Angestellten zu Gefängnisstrafen verknallt. Man sage nicht, dass die Münchener leidenschaftlos seien. Haben wir nicht eine volle Woche lang die ganze Bevölkerung, soweit sie von sozialen und kulturellen Drängen nicht bedrückt ist, wie einen Mann gegen das Heer schäumender Masskrugfüller aufstehen sehn? Haben wir es nicht erlebt, dass die Zeitungen täglich in vielen Spalten die ausführlichsten Berichte über den „Kampf um die volle Mass“ brachten?

noch etwas zurück und zumeist geht es nicht ganz schnell, bis ein Funke der Begeisterung das treue Münchner Bierherz entzündet. Aber, wo es um die heiligsten Güter der Volkheit geht, da wird der Gutmütigste zum Belastungszeugen. — Der Kampf um die volle Mass ist gewonnen. Herr Erwig muss 6 Wochen nach Stadelheim und 3000 Mark an den Staat bezahlen. Das siegreiche Mitglied des Vereins gegen betrügerisches Einschenken aber lenkt seine Schritte in die Neuhauserstrasse und wendet sein Interesse schwimmenden Augen dem dort promenierenden Hosenrock zu.

Oeffentlicher Dank. Kürzlich begegnete mir nachts um 1 Uhr in einem Cafehaus eine junge Dame, die mir schon lange sehr begehrenswert erschienen war. Da sie allein war und ein unglückliches Gesicht machte, sprach ich sie an. Sie klagte mir ihr Leid, das darin bestand, dass sie ihren Hausschlüssel nicht bei sich hatte und nun nicht wusste, wie sie heimkommen sollte. Ich bot natürlich sogleich meine Wohnung an, was freundlich aber sehr bestimmt abgelehnt wurde. Die Dame erklärte, sie wolle bis morgens um 7 Uhr durchbummeln. Auf meine Bitte erlaubte sie mir, ihr Gesellschaft zu leisten. Um 3 Uhr erklärte der Wirt, es sei Polizeistunde. Wir mussten hinaus. Da wir nirgends ein offenes Lokal fanden, gingen wir an den Bahnhof, wo wir uns an einer Tasse Kaffee erfrischen wollten. Aber vor dem Eingang zu den Empfangsräumen war eine Barriere errichtet, die von einem Bahnbeamten, einem Nachtwächter, einem Schutzmann und einem Polizeihund bewacht wurde. Alle vier rollten hörbar die Augen, sodass ich mit meiner Begleiterin eiligst wieder ins Freie flüchtete. Es war frostig und regnete. Da sagte ich zu der Dame: „Es nützt nichts. München hat über sechshunderttausend Einwohner und ist eine berühmte Künstler- und Fremdenstadt. Wenn allen Künstlern und Fremden und der halben Million Münchner Einwohner von Polizeiwegen die Möglichkeit entzogen ist, nach 3 Uhr noch in einem öffentlichen Lokal zu sitzen, so werden gewiss sehr ernste sittliche Gründe dafür massgebend sein. Wenn Sie um diese Zeit ohne Gepäck an einer Hotelglocke zögen, würden Sie sich wahrscheinlich grosse Unannehmlichkeiten zuziehen. Bleiben wir in diesem Wetter draussen stehn, so haben wir morgen beide die Lungenentzündung. Es bleibt nichts anderes übrig, als dass Sie mit zu mir kommen.“ Da errötete die junge Dame und kam mit. — Ich fühle mich gedrängt, der Münchner Polizei für die äusserst genussreichen Stunden, die ich ihrer Fürsorge zu danken habe, öffentlich meinen Dank auszusprechen. Meine eigne Erfahrung hat mich belehrt, eine wie sinnreiche Einrichtung die konsequent durchgeführte Polizeistunde ist.

NB. Einige Beiträge, darunter die Buchbesprechungen, mussten mit Rücksicht auf den beschränkten Raum für die zweite Nummer zurückgestellt werden.

Von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. Verlag des
Sozialistischen Bundes. Berlin.
(fast vergriffen.)

Der Krater. Gedichte.
1909. Morgen-Verlag. Berlin.

Die Hochstapler. Lustspiel.
1906. R. Pipers Verlag. München.

Ascona. Broschüre. 1905.

Die Jagd auf harden.
Broschüre. 1908.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag.



Jahrgang I.

No. 2.

Mai 1911.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Appell an den Geist. — Tagebuch aus dem Gefängnis. —
Bücher. — Bemerkungen. — (Schönherrs Plagiat. — Krawall, Revolte,
Revolution. — Jagow und Kerr. — Humor). — Correspondenz.

Kain-Verlag München.

Preis 30 Pfg.



Inseraten-Teil.



Die sexuelle Frage von Professor August Forel, ein vielumstrittenes Werk, das aber trotz vieler Angriffe von jedem Gebildeten gelesen wird, und in keiner Bibliothek fehlen sollte. Das Buch gilt als das beste, wenn nicht einzig gute seiner Art und hat sich trotz der ins Uferlose angewachsenen Literatur über Gesundheitspflege und alle Fragen des Geschlechtslebens an der Spitze gehalten.

Die Versandbuchhandlung Fritz W. Egger in München 19 legt der heutigen Ausgabe einen Prospekt mit Inhaltsbeschreibung bei, und erklärt sich bereit, das aktuelle Werk, wie auch jedes andere Buch gegen bequeme Teilzahlungen zu liefern. Bei Bestellung ersuchen wir, auf diese Zeitschrift Bezug zu nehmen. Kataloge stehen Interessenten auf Verlangen postfrei zu Diensten. Sollte jemand den Prospekt nicht erhalten haben, wolle derselbe direkt verlangt werden.

Jahrgang I.
No. 2.

München,
Mai 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonparaillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Appell an den Geist.

Wir Menschen sind geschaffen, in Gesellschaft miteinander zu leben; wir sind aufeinander angewiesen, leben voneinander, beackern miteinander die Erde und verbrauchen miteinander ihren Ertrag. Man mag diese Einrichtung der Natur als Vorzug oder als Benachteiligung gegenüber fast allen anderen Tieren bewerten: die Abhängigkeit des Menschen von den Menschen besteht, und sie zwingt unsern Instinkt in soziale Empfindungen. Sozial empfinden heisst somit, sich der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Menschen bewusst sein; sozial handeln heisst im Geiste der Gemeinschaft wirken.

Dies ist der Konflikt, in den die Natur uns Menschen gestellt hat: dass die Erde von unseren Händen Arbeit fordert, um uns ihre Früchte herzugeben, und dass unser Wesen bestimmt ist von Faulheit, Genusssucht und Macht-hunger. Wir wollen Nahrung, Behausung und Kleidung haben, ohne uns dafür anstrengen zu müssen; wir wollen, fern von der Pein quälender Notwendigkeiten, beschaulich gemessen; wir wollen Macht ausüben über unsere Mitmenschen, um sie zu zwingen, uns unsre heitere Not-

entrücktheit zu sichern. Den Ausweg zu finden aus dieser Diskrepanz: das ist das soziale Problem aller Zeiten.

Nie hat sich eine Zeit kläglicher mit dem Problem abgefunden als unsere. Der kapitalistische Staat, das traurigste Surrogat einer sozialen Gesellschaft, hat im Namen einer geringen, durch keinerlei geistige oder menschliche Eigenschaften ausgezeichneten Minderheit die Macht über die gewaltige Mehrzahl der Mitmenschen okkupiert, indem er sie von der freien Benutzung der Arbeitsmittel ausschliesst. Sein einziges Machtmittel ist Zwang; gezwungene Menschen beschützen in gedankenloser Knechtschaffenheit Faulheit und Genuss der privilegierten Machthaber. Wild, sinnlos, roh, von keinem Brudergefühl gebündelt toben die Menschen gegeneinander. Was sie als Macht erstreben, ist nüchterner Besitz an materiellen Gütern. Der Kampf aller gegen alle ist kein Ringen um den Preis der Schönheit, der inneren Freiheit, der Kultur, — sondern eine groteske Balgerei um die grösste Kartoffel. Auf der einen Seite Hunger, Elend, Verkommenheit; auf der anderen Seite geschmackloser Luxus, plumpe Kraftprotzerei, schamlose Ausbeutung. Und all das chaotische Getümmel verstrickt in einem stählernen Netz von Gesetzen, Verordnungen, Drohungen, die die bevorzugte Minderheit schuf, um ihrer Gewaltherrschaft das Ansehen des Rechts zu geben.

Eine verlogene Ethik hat das Wissen um Wahrhaftigkeit und Rechtlichkeit vergiftet. Rabulistische Advokatenlogik hat den guten, reinen und wahren Begriff der Freiheit zum Popanz autoritärer Marktschreier verdreht. Die Verständigung der Menschen geschieht im Kauderwelsch der Politik; der Wille der Menschen beugt sich unter abstrakte Paragraphen; das Rückgrat der Menschen passt sich verkrümmten Uniformen an.

Geknebelt ist der Gedanke, das Wort und die Tat, — geknebelt selbst die Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Die Seele des Menschen ist dem Staate beamtet, und der Geist der Menschen schläft im

Kein Knirschen der Wut stört die Hast der Geschäfte. Der Lärm geht um den Profit; kein Stöhnen der Verzweiflung übertönt ihn. Wer aber warnend seine Stimme hebt, wer Menschen sucht, um mit ihnen zu bauen, aufzurichten das Werk der Freiheit, der Freude und des Friedens, dem gellt das Lachen ins Ohr derer, die sich nicht stören lassen wollen, derer, die Tritte empfangen und um sich treten, das Hohnlachen der Philister.

Welche Ansicht der Mensch von den Dingen der Menschen haben darf, ist vom Staate abgestempelt. Einzelne Einrichtungen des Staates, besondere Massnahmen darf er kritisieren, benörgeln, beschimpfen. Aber wehe dem, der der Fäulnis der Gesellschaft in die Tiefe leuchtet. Er ist verfehmt, geächtet, ausgestossen. An Mitteln fehlt es den Philistern nicht, ihn unschädlich zu machen: sie haben ihre „öffentliche Meinung“, sie haben die Presse. Wohl eifern auch die Organe der verschiedenen Parteien gegeneinander; wohl tuten auf der Jagd nach dem Profit in den Gefilden der öffentlichen Meinung die Hörner am lautesten und am schrillsten. Aber darin sind sie einig: der freie Gedanke, das freie Wort, die freie Sehnsucht darf keine Stätte haben in ihrem Revier. Ein breiter Graben zieht sich durch ihrer aller Lager; und in dem fließt der Strom, mit dem wir schwimmen müssen.

Hoch über den Ebenen, in denen die Philister einander in die Seiten puffen, ragt die Burg, darin der Geist wohnt. Der Literat und der Künstler wenden den Blick degoutiert ab vom Gewimmel der Menge. Was schert es sie, wie Hinz den Kunz übers Ohr haut! Dem Bettler, der am Weg die Drehorgel leiert, gibt man mildtätig einen Groschen und geht seines Weges. Zu ihnen hinauf, in die Domänen der Kultur darf der Dunst des Alltags nicht steigen. Die Nase zu vor den Ausdünstungen des Volks! Den Blick empor zu den reinen Höhen der Geistigkeit.

Lächelnd spottet man bei den ästhetischen Gelagen über den Snob, der auf die Tribüne steigt und die Massen aufruft zum Kampf gegen Gewalt und Ausbeutung, für Recht und Freiheit. Ein Sensationshascher und Reklame-

held, — im besten Falle ein verrannter Narr, dem es schon recht geschieht, wenn man ihn ignoriert und boykottiert. Was geht ihn die soziale Not des Volkes an?! . . .

Der Künstler, der sich allem, was die Umwelt angeht, so hoch überlegen dünkt, ist ein Philister. Seine bequeme Zufriedenheit hat nichts Erhabenes, sondern nur etwas Verächtliches. Er verschliesst die Augen vor dem Elend, in dem er selbst bis an die Knöchel wadet, und macht sich damit für die Behörden zum Erwünschtesten aller Staatsbürger.

Aber gerade der Künstler hätte tausendmal Grund, wütend aufzubegehren gegen die Schändlichkeiten unseres Gesellschaftsbetriebes. Sein Werk steht — und das muss so sein — jenseits der Marktbewertung. Unter den Zuständen, die uns umgeben, ist es daher überflüssig, wertlos, unnütz und mithin lächerlich oder gefährlich. Der Künstler selbst gilt — sofern er nicht als Kapitalist andere Menschen für sich arbeiten lässt — als Schmarotzer, als Schädling, als Verkehrsstörung. Soll ihn seine Kunst ernähren, so muss er sie dem verrotteten Geschmack des Banausentums unterordnen, und er verkommt menschlich und künstlerisch. — Hat er aber die Mittel zum Leben, produziert er, wozu es ihn treibt, so bleibt sein Werk den Mitmenschen fremd, und die höchste Freude des Schaffenden, mit seiner Arbeit Menschenseelen zu erfrischen und zu erhellen, bleibt ihm versagt.

Aber er ist ja Esoteriker. Ihm genügt ja die Anerkennung der Wenigen, derer, die „reif“ sind für seine Kunst, die gleich ihm dem Spektakel des Lebens ferne stehen. Ach, Schwätzererei! — Das ist eine matte, blutleere, dürtige Kunst, die nicht getränkt ist vom warmen roten Zustrom der lebendigen Wirklichkeit. Nur das sind noch immer die Zeiten der Kultur gewesen, in denen Geist und Volk eins waren, in denen aus den Werken der Kunst und des Schrifttums die Seele des Volkes leuchtete.

Ihr törichte Einsame, die ihr wähnt, oben in euern Ateliers andre, freiere Luft zu atmen, als die Masse auf den Plätzen der Städte! Auch ihr esst auf euerm Ko-

thurn das Brot, das Menschenhände gesäet, Menschenhände gebacken, Menschenhände euch gereicht haben. Tut nicht, als wäret ihr Besondere! Seid Menschen! Habt Herz !

Und besinnt euch auf die Unwürdigkeit eurer Existenz! — Ihr, die Ihr Werke schafft, aus denen der Geist unsrer Zeit in die Zukunft flammen soll, sorgt, dass Eure Werke nicht lügen! — Helft Zustände schaffen, die wert sind, in herrlichen Taten der Kunst und der Dichtung gepriesen zu werden! Täuscht der Nachwelt nicht Bilder vor, die das jämmerliche Grau unsrer Tage in Gold malen! Seid keine Philister, da Ihr allen Anlass habt, Rebellen zu sein!

Paria ist der Künstler, wie der letzte der Lumpen! Wehe dem Künstler, der kein Verzweifelter ist! Wir, die wir geistige Menschen sind, wollen zusammenstehen, — in einer Reihe mit Vagabunden und Bettlern, mit Ausgestossenen und Verbrechern wollen wir kämpfen gegen die Herrschaft der Unkultur! Jeder, der Opfer ist, gehört zu uns! Ob unser Leib Mangel leidet oder unsre Seele, wir müssen zum Kampfe blasen! — Gerechtigkeit und Kultur — das sind die Elemente der Freiheit! — Die Philister der Börse und der Ateliers, zitternd werden sie der Freiheit das Feld räumen, wenn einmal der Geist sich dem Herzen verbündet!

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung).

Lieschen machte ein gleichzeitig verwundertes und erschrockenes Gesicht und sagte vor lauter Konsterniertheit garnichts. Auf der Treppe gab ich ihr noch rasch ein Geldstück, damit sie bei den Laufereien und Fahrereien, die sie meinetwegen zu machen hätte, nicht in Verlegenheit käme. Ich eröffnete den Beamten, dass ich Droschke fahren wolle, und da am Savignyplatz kein Auto stand, suchte ich einen offenen Einspanner aus, dessen Rücksitz verdeckt war. In diesen Verschlag setzte ich mich, meine beiden Häscher mit WauwauGesichtern mir gegenüber. Der eine Polizist — einer mit langem hängendem blondem Schnauzbart und sehr würdiger Miene - nannte die Adresse des Polizeigefängnisses, hatte es aber

kaum nötig; denn auch der Droschkenkutscher erkannte offenbar das Amt an seinen Trägern, übersah sofort die Sachlage und nickte schon im Voraus verständnisvoll mit dem Kopf. Während der ganzen Fahrt wurde kein einziges Wort gesprochen. Ich dachte aber: Jetzt sollte ich eigentlich mit Lieschen nach der anderen Seite Berlins — zum Habsburger Hof — fahren. Am Ziel zahlte ich dem Kutscher, gab ihm noch 10 Pfennige Trinkgeld und ging meinen Häschern nach ins Polizeigebäude hinein. Man kann mich totschiagen: Ich weiss nicht mehr, ob ich dort Treppen steigen musste, ob ich in Hinterhäuser geführt wurde oder wie die Baulichkeit beschaffen war. Diese nüchternen Büro- und Quälhäuser haben genau wie Polizeibeamte Visagen von stereotyper Aehnlichkeit, für deren Einzelheiten man sich nicht im geringsten interessiert. Es war mir zunächst auch gleichgiltig, was man mich fragte; ich war nur etwas traurig. Jedenfalls wurde ich bei den ersten Notierungen nicht respektlos behandelt. Der Beamte, der mich empfangen hatte, verliess den Raum, und ich sah mich allein mit zwei Beamten, von denen einer blond und völlig uninteressant aussah. Ich fragte mich, ohne auf eine Antwort zu kommen: Ist das nun eigentlich einer von den Herren, die mich von Hause abgeholt haben oder nicht? — Der andre dagegen wird mir in Erinnerung bleiben. Ganz niedrige Stirn; schwarze, pomadisierte, gescheitelte, das Gesicht, besonders die Stirn eng umgrenzende Haare; gelbe Augen; kleine, aber abstehende Ohren; graue Hautfarbe; tiefe, lange Backenfalten; ein schwarzer Schnurrbart über einem schiefen Mund. Ich ging, die Hände auf dem Rücken, nervös in der Bürostube umher. Ein Junge kam, der bestätigen sollte, ob zu dem ihm gestohlenen Fahrrad eine Satteltasche gehört hätte, die ihm vorgelegt wurde. Der Junge verneinte und ging wieder. Es wurde festgestellt, dass der Dieb also zwei Fahrräder gestohlen haben musste. Ich sah ohne irgendeine Absicht, nur mit dem dumpfen Gedanken: was wird nun eigentlich aus alledem? — die Polizeimenschen an. Da verzog sich plötzlich das eben beschriebene Gesicht zu einem Grinsen, so höhnisch und schadenfroh, dass ich es ganz erstaunt anblicken musste, wie man gerade am Interessiertesten und Gespanntesten dahin zu schauen pflegt, wo sich dem Auge etwas unsagbar Schaudervolles zeigt. Das Kinn zog sich schief nach einer Seite. Die Backenfalten verbreiterten sich. Die ohnehin lächerlich geringfügige Stirn wurde von den sich hinaufziehenden Augenbrauen völlig verdeckt. Die hügelige Nase wackelte, und unter dem Schnurrbart wurden grosse, schiefgestellte, stockige Zähne sichtbar, die mich anflutschten. Als ich mich von dem Schrecken über seinen Anblick einigermassen erholt hatte, das Grinsen aber noch immer nicht aufhörte, fuhr ich den Menschen plötzlich so laut an, dass

der andere Beamte erschrocken die Hacken zusammenklappte: „Was haben Sie zu lachen!?“ — Die Visage verrunzelte sich zu einer verlegenen Grimasse: „Ich kann doch lachen, wenn ich will.“ „Wenn“ sagte er. Ich schrie auf ihn ein: „Sie haben kein Recht mich auszulachen. Wollte ich Sie angrinsen, würden Sie mich wegen Beamtenbeleidigung anzeigen. Sie haben mich genau so anständig zu behandeln, wie Sie es von mir verlangen. Ich lasse mich nicht von Ihnen verhöhnen.“ Meine Worte bewirkten, dass sich das Gesicht wieder in den gewohnten Faltenwurf auseinanderrollte, sodass der Mann bei meinen letzten Worten wieder genau so dastand wie vor seiner Teilnahmeäusserung. Nach diesem Intermezzo kam, wahrscheinlich durch meine laute Stimme herbeigelockt, der Kommissär — ich vermute, dass er so etwas war — wieder herein und liess mich abführen. Man — wer, weiss ich nicht mehr, wusste es auch wohl kaum, während es geschah —, man brachte mich eine Eisenstiege hinunter und übergab mich einem Aufseher. — Ich vergass zu berichten, dass ich oben alles aus meinen Taschen herausnehmen musste. Das Geld wurde nachgezählt. Ich hatte 171 M. 45 Pf. nebst einem alten dicken russischen Kopekenstück aus dem 17. Jahrhundert, das mir Cläre mal als Glücksmünze geschenkt hatte und einer ungebrauchten bayerischen 10-Pfennig-Briefmarke. Dann kramte auch noch der Beamte in meinen Taschen nach, sogar die Weste musste ich dazu aufknöpfen. Aber ich hatte schon alles selbst herausgelegt, die vielen Papiere und Papierchen — es waren allerdings seit der Haussuchung am Mittwoch nicht mehr halbsoviel in den Taschen wie vorher —, die Briefftasche, die viele Visitenkarten von mir und anderen enthielt, auch Heftpflaster und den Kontrakt mit Henry; mein Notizbuch, meinen Bleistift, Und was sonst noch in meinen zahllosen Rock-, Westen-, Hosen- und Manteltaschen gewesen sein mag. Man brachte mich also dem Gefangenenaufseher des Charlottenburger Polizeigefängnisses, nicht ohne mir auch noch den dicken Spazierstock und sogar den Kneifer abgenommen zu haben. In dem Aufseher, in dessen Gewahrsam ich mich nun befand, lernte ich an diesem Abend den ersten Menschen kennen, der mich weder mit schadenfroher Bosheit, noch mit beamtenmässig korrekter Starrheit behandelte, sondern der mir wirklich menschlich entgegenkam. Ich machte seitdem die Beobachtung, dass alle Gefängnisaufseher, mit denen ich zu tun hatte und habe, bestrebt scheinen, denen, die ihrer Macht unterstellt sind, als Menschen zu begegnen und womöglich eine dem Polizeicharakter gegensätzliche Natur hervorzukehren. Das wird daran liegen, dass der Polizist gewöhnt ist, in seiner amtlichen Tätigkeit im Menschen nur den Verbrecher zu suchen, während sich der Gefängnisbeamte gerade in seiner amtlichen Tätigkeit daran gewöhnt, im Verbrecher den Menschen ken-

nen zu lernen. Die persönliche Freundlichkeit des Mannes fiel mir um so sympathischer auf, als es ihm oblag, mich der allerunangenehmsten Prozedur zu unterziehen. Er nahm mir nämlich zu allem übrigen auch noch Hosenträger, Stiefel, Kragen und Krawatte ab. Aber den silbernen Ring mit dem Mondstein durfte ich an der Hand behalten. Dann musste mir der Aufseher noch einmal den Anzug durchsuchen, wobei er den ganzen Körper abtastete, selbst die Stellen, deren Berührung ich mir weit lieber von schönen Frauenhänden gefallen Hesse. Diese Untersuchung nahm er aber mit soviel Rücksicht vor, wie sie eben zuliess, nämlich mit fortgesetzten Entschuldigungen, dass dies seine Pflicht sei und dass es im übrigen auch schnell erledigt sei. Inzwischen hörte ich eine nahe Kirchuhr schlagen und stellte fest, dass es halb 9 Uhr war. Ich war also gerade eine Stunde in Polizeigewalt und überlegte, dass wir jetzt im Habsburger Hof mit einem recht guten Essen fertig wären und langsam ans Aufbrechen denken müssten. Dabei fiel mir ein, dass ich eigentlich Appetit hatte und ich fragte, ob ich nichts zu essen bekäme. Der Aufseher erwiderte, dass Linsensuppe da sei, da ich die aber wahrscheinlich nicht möge, wolle er sehen, ob er nicht etwas anderes beschaffen könnte. Nach einer Weile kam er mit einem Teller Milchreissuppe an, die er mir als sehr gut pries. Ich nahm ein paar Löffel davon, ohne Gefallen an dem Souper zu finden, und versicherte dem Aufseher aus Höflichkeit, dass die Aufregung, in der ich sei, mir zu weiterem Essen den Appetit verlege. Ich wurde nun in eine dunkle Zelle geleitet, deren ganze Einrichtung in einer schmalen Holzbank und einem kleinen Tisch daneben bestand, auf dem ein Krug Wasser stand und einige Brotreste lagen. Dort wurde ich zunächst eingeschlossen und sass auf der Holzbank, ohne das Geringste sehen zu können. Es schlug drei Viertel, und ich sah im Geiste den Zug aus dem Anhalter Bahnhof dampfen, in dem ich von Rechts wegen hätte sitzen sollen. Ich sass auf meiner schmalen Bank in meiner stockfinstern Kellerzelle und dachte an — Verschiedenes. Es schlug langsam, sehr vernehmlich, sehr korrekt und etwas unheimlich 9 Uhr. Jetzt kam mir vor, werden es die Bekannten allmählich schon erfahren. Lieschen wird es ins Café gebracht haben. Auf den Redaktionen werden sich die liberalen Schmöcke fragen, ob man für oder gegen mich sein solle, ob man mich als gemeingefährlichen Verbrecher zum Gruseln oder als harmlosen Wichtigtuer zum Belächeln den Lesern zum Frühstück servieren solle Der Aufseher schloss mit klirrenden Schlüsseln die Eisentüre auf und teilte mir beschwichtigend mit, dass ich jetzt ein Nachtlager erhalten solle. Darauf weckte er jemand ,der in einer benachbarten Zelle schlief und brachte nach kurzer Zeit mit dem eine aus drei losen Strohkissen zusammengesetzte Matratze herein;

darauf kam ein Tuch und dann zum Zudecken eine Pferdedecke. Ich durfte noch ein meiner Zelle gegenüberliegendes Oertchen aufsuchen, dann konnte ich mir's auf meinem Lager „bequem“ machen. Ich zog mich also im Dunkeln aus, tastete mich auf dem Steinaboden zu meinem „Bett“ und versuchte zu schlafen. An dem mörderlichen Jucken, das ich am ganzen Körper empfand, und an der Häufigkeit, mit der sich die nahe Kirchuhr meldete, die ganz pünktlich Viertelstunde für Viertelstunde anschlug, merkte ich, wie wenig mir meine Absicht gelang. Ich sah mit der grössten Lebendigkeit eine Unmenge meiner Bekannten, beteiligte mich an Gesprächen über letzte Wahrheiten und Weisheiten, führte juristische Disputationen über den wahrscheinlichen Inhalt der Paragraphen 128 und 129, die ich fortgesetzt verletzt haben sollte, und von deren Bedeutung ich keine Ahnung hatte, stand vor Gericht und überzeugte in einer forensischen Meisterleistung das Auditorium von der Unsinnigkeit jeglicher Justiz, rief mit Lebhaftigkeit nach dem Kellner, um für mich einen Kaffee schwarz, für Spela einen Cognak zu bestellen, dankte nach der Premiere meines neuen Stückes für den Applaus, riet den Genossen energisch ab, mit Bomben zu werfen, bat Cläre um einen Kuss und Herrn K. um 2000 M. Vorschuss gestand Gertrud L. meine Liebe und widerlegte H. W. seine Existenzberechtigung, kurz: ich hatte tausend Wachträume, die mir durch die infame Kirchturmuhren alle Viertelstunde als Wachträume bestätigt wurden Endlich ging ich auf Flohjad, was bei der unausgesetzten Bemerklichkeit des Jagdwildes, zugleich aber bei der völligen Dunkelheit der Nacht ebenso kurzweilig wie ergebnislos war. Wirklich: gelangweilt habe ich mich diese Nacht garnicht, im Gegenteil wunderte ich mich bei jedem Anschlagen der Uhr, dass wieder eine Viertelstunde vorbei ging. Besonders hübsch war es, wenn eine volle Stunde herum war. Dann zählte ich ganz langsam; mit. Erst vier Schläge: hell, schneidig, beamtenhaft, im gemessenen Abstand hinter einander her. Dann die Zahl der Zeitstunde, deren erster Anhieb nach einer Erholungspause erfolgte: ein tiefer, ehrwürdiger, im Dienst ergrauter Ton, von langem Atem, der ganz ausströmte. Erst dann folgte ihm ein gleicher, mit demselben Anstand und demselben Wertbewusstsein. Jede Stunde aber schloss sich ein neuer Ton den Kollegen an, der als letzter nachhallte wie das Säbelrasseln eines Würdenträgers, nachdenklich schleppend, und doch blasiert und gebieterisch. Ich freute mich jedesmal, wenn es wieder einen Schlag mehr gab; es kam mir vor, als sei das immer als eine Ueberraschung für mich gemeint, obgleich ich doch vorher wusste, wie oft es anschlagen würde. Ich kann mir kaum eine grössere kindliche Vorfreude denken, als die, die ich nach elf Uhr empfand, darüber, dass ich das nächste Mal zwölf

Schläge zählen durfte. Aber vor ein Uhr hatte ich eine förmliche Angst davor, nach den vier Subalternbeamten nur einen einzigen grabärtigen Herrn heranprusten hören zu sollen. Als es vorüberwar, atmete ich auf, fand es aber ganz fad, dass es nun für viele Stunden mit dem langen Aufmarsch der Honoratioren zu Ende sei. Die zwei Schläge der nächsten Nachtstunde interessierten mich schon garnicht mehr — und dieses Einschlafen meines Interesses für die Kirchturmuhre mag es bewirkt haben, dass sich aus dem Wulst von Eindrücken, Vorstellungen, Merkwürdigkeiten und Empfindungen ein Netz wob, das meine Glieder zu schwerem Schlaf auf die Matratze niederzwang.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher.

Max Reinhardt von Siegfried Jacobsohn. Erich Reiss Verlag Berlin 1911.

Siegfried Jacobsohn will dieses Buch nicht als Kritikersammlung betrachtet wissen, obwohl es aus einer Aneinanderreihung Jacobsohnschen Kritiken besteht. — In der Tat bedeutet das Werk weit mehr als eine Artikelzusammenstellung. Es bedeutet eine Charakteristik Reinhardts als Regisseur und als Kulturwert, die als theatergeschichtliches Dokument Anspruch auf die ernsteste Beachtung hat. Maximilian Harden hat Jacobsohn vor Jahren den besten Berliner Theaterkritiker genannt. Jedenfalls ist er der, der mit der grössten Liebe, mit der strengsten Sachlichkeit dabei ist. Er schreibt über Theater weder als Künstler wie Kerr, noch als Philosoph wie Julius Hart, sondern weil ihm die Schaubühne das Wichtigste auf der Welt ist. Das ist fast rührend an Jacobsohn, dass man ihm zutrauen muss, er sieht alles Geschehen der Welt, alles, was das wirkliche Leben bietet, aus der Perspektive einer vorderer! Parkettreihe, sozusagen durchs Opernglas. Bei dieser steten Einstellung der Augen auf den Bühnenrahmen sieht er kritischer als andere, was auf den Brettern vorgeht. Sein Urteil ist sicher, ruhig und im ehrlichen Willen gerecht. Umso zufriedener kann Max Reinhardt mit dem Buch sein, aus dem immer unter dem nüchternen Bemühen um objektiv kritische Beurteilung der einzelnen Leistungen die helle Verehrung, die freudigste Zustimmung hervorquillt. Jacobsohns Liebe zu Reinhardt hat etwas Wunderschönes. Er vergleicht sich selbst mit dem getreuen Horatio, der das Werk des Meisters der Nachwelt zu erklären hat. So baut er dem Theatermann, der in noch höherem Masse als Laube die Bühnenkunst künstlerisch reorganisiert hat, ein Denkmal, das nicht nur schön und schmeichelhaft ist, sondern dazu auch porträtähnlich. Reinhardts Bedeutung für das moderne deutsche Theater wird scharf sichtbar. Die Liebe des Jüngers hat sein Werk in das strahlende Licht gestellt, in das es gehört . . . Dass Jacobsohn aus den Kritiken, die für den Augenblick geschrieben waren, und nun der Zukunft übergeben werden, Härten, besonders gegen Schauspieler, gestrichen hat, ist zu loben. Doch hätte er da noch strenger gegen sich vorgehen können. Es darf nicht sein, dass ein Künstler von der überragenden Bedeutung Albert Steinrücks in einem Buch, das

den Späteren eine Handhabe für die Beurteilung unserer zeitgenössischen Theaterkunst bieten soll, um einzelner Leistungen willen, die Jacobsohn missfallen haben, schlecht behandelt wird. Ich wünsche dem Werk — um Jacobsohns und um Reinhardts willen — weitere Auflagen, in denen dann auch dieser Schaden kuriert werden mag.

Das Mädchen mit den drei Unterröcken von Paul de Kock. Uebersetzt von E. Scharf - Somssich. Verlag Dr. R. Douglas. — München 1910.

Eine amüsante Belanglosigkeit. Sehr bürgerlich, manchmal albern und etwas sentimental. Warum aus den zahlreichen Werken Paul de Kocks gerade dieses Buch übersetzt werden musste, ist schwer einzusehen. Sollte der deutschen Familie gezeigt werden, dass der verpönte Französe zu Unrecht im Rufe der Frivolität steht? Da täte man dem Dichter Unrecht. Es ist zwar lange her, seit ich von Paul de Kock zuletzt ein Buch las, auch hat mir nichts von allem, was mir von ihm unter die Finger kam, einen bemerkbaren Eindruck hinterlassen; soviel aber weiss ich noch, dass ich ihn nach der Lektüre anderer Bücher als einen Schriftsteller beurteilte, der es darauf anlegte, in der Art zu zoten, wie an kannegiesserischen Stammtischen gezotet wird: ohne echte Derbheit, aber mit dem stillen Feixen, das den Bürger ziert, wenn er verbotene Wege wandelt. In dem vorliegenden Roman fehlt das Element der Zote ganz, und es ist nicht zu leugnen, dass dadurch hier und da ein Gefühl der Oedigkeit erweckt wird. Immerhin aber: man lächelt auch mal, und freut sich schliesslich, dass das Mädchen mit den drei Unterröcken die ganzen 244 Seiten hindurch brav bleibt und dass ihre Tugend über die Lüste der unterschiedlichen Herren, die nach ihren Reizen gieren, — und es sind überführte Gewissenlose! — leuchtend siegt. Uebersetzt ist das Buch vortrefflich, auch die Ausstattung ist recht gut. Doch hätte der Herausgeber nicht zulassen sollen, dass der Verlag dem Roman ein Vorwort beigab, bei dem man nicht umhin kann, das Maul zu verziehen und „wie neckisch!“ zu sagen.

Bemerkungen.

Schönherrs Plagiat. Die tiefende Seligkeit der liberalen Feuilletonisten über das Theaterstück des Herrn Karl Schönherr, österreichischen Heimatkünstlers, worin die ultramontane Grausamkeit dialektisch in drei Akten gestäupt wird, ist gekitzelt worden und hat sich in flammende Gesinnungstüchtigkeit gewandelt. Man zeigt sich in hohem Masse empört darüber, dass die mit dem Grillparzerpreis belohnte Arbeit nicht blos mehr in ihrer dichterischen Bedeutung von manchen angezweifelt wird, sondern selbst hier und da als — sagen wir: bedenklich beeinflusst gilt. Ein Stück, in dem das „Inwendig“ des Protestanten über die rohe Gewalt der Katholischen siegt! Müssen nicht die Aufgeklärten, die Freigeister, die Atheisten (solange keine Oster- oder Pfingstnummer zu redigieren ist) auf Seiten der Ketzer stehen, die der gar harte Reiter um des Glaubens willen aus der Heimat jagt? Sie müssen. Und

wenn es sämtlichen evangelischen Pastoren noch so unangenehm sein mag, die Liberalen und Monisten, die Freidenker und Atheisten fühlen sich ihnen treu verbrüdet, wenn — den katholischen Fanatikern der Gegenreformation? ach wo: wenn dem Zentrum von heutzutage eins ausgewischt wird.

Mit Rott für Glauben und Vaterland! Wer das Stichwort gegeben hat, ist ein begnadeter Dichter; wer seine Genialität bestreitet, ist ein Idiot; wer ihm Abschreiberei vorhält, ist ein Schurke!

Ich nehme mir heraus, Herrn Schönherr's „Glaube und Heimat. Tragödie eines Volkes" als einen larmoyanten Schmarrn zu bezeichnen. Eine melodramatische Birch-Pfeiferei ist das, an der nichts echt ist, ausser dem Dialekt. Ein sentimentaler Reisser, zusammengebraut aus Schmalz und Erdgeruch Dazu haben wir den ganzen naturalistischen Sturm und Drang durchgemacht, dazu haben wir Hebbel, Grillparzer, Kleist, Ibsen in unsäglicher Mühe dem Verständnis der Zeit erkämpft; dazu hat Frank Wedekind mit seiner rebellischen Dramatik das Gespött eines Jahrzehnts zum Schweigen gebracht, dass das erstbeste rührselige Bilderbogen-Drama, wenn es nur Gesinnung zeigt und bühnentechnisch geschickt gemacht ist, die ganze Gilde der deutschen Literaturkundigen platt auf den Bauch schmeisst! — Man sehnt sich nach Sudermann. Dessen täppisch-routinierte Mätzchen sind überall noch tausendmal erträglicher als die taufischen Schmachtlappigkeiten dieses Herrn Schönherr. Nie ist die schlappengewöhnte Jury der dramatischen Dichtkunst blamabler reingefallen als bei der Preiskrönung dieser kullissentüchtigen Drehorgelromanze.

Nun stellt sich aber zum Ueberfluss auch noch heraus, dass der Preistragödie eine Anzahl von Eigenschaften fehlen, die nötig wären, um der Arbeit die Anerkennung als selbständige Leistung zu sichern. Zuerst wies in der „Schaubühne" Lion Feuchtwanger darauf hin, dass Schönherr's „Glaube und Heimat" abhängig ist von den beiden Romanen der Handel-Mazzetti: „Jesse und Maria" und „Die arme Margaret". „Wer näher zusieht," schrieb Feuchtwanger, „merkt bald, dass Schönherr eigentlich sein Bestes seinen Quellen verdankt." Es folgt dann eine kritische Gegenüberstellung der Art, wie die Original-Dichterin den Stoff anfasste, und wie ihn Schönherr behandelte, und der Empfänger des Grillparzerpreises schneidet recht übel dabei ab. — Frau Handel-Mazzetti selbst protestierte dann öffentlich gegen die Ausschlichtung ihres Werks. Ein süddeutsches Zentrumsblatt unternahm es, Zitate aus beiden Autoren einander gegenüberzusetzen, und da zeigte sich, dass die Abhängigkeit Schönherr's von seiner katholischen Landsmännin, was auch Feuchtwanger schon behauptet hatte, bis zur Uebernahme von Worten ging; und zwar nicht zufällig irgendwann einmal, sondern

wiederholt und so auffällig, dass man zur genaueren Kennzeichnung des von Schönherr geübten Verfahrens kaum wird auf das Wort Plagiat verzichten können.

Die liberale Presse war genötigt, zu dem Vorwurf, dem der sonst vor ihr verhätschelte Pater Expeditus Schmidt in öffentlichen Vorträgen Ausdruck gab, Stellung zu nehmen. Ihre Haltung war von vornherein gegeben: sie musste schützend ihre Fittiche über ihren bedrängten Liebling ausbreiten, wie die Gluckhenn' bei Schönherr: „i breit' mich über enk; i lass' euch nix g'schehen an Seel' und an Leib.“ So Hess sie sich zunächst vom Dichter selbst bestätigen, dass er nicht plagiiert habe; alsdann druckte sie einige von den belastenden Zitaten ab, aus denen denn auch zu ersehen war, dass der sowohl bei der Handel-Mazzetti wie bei Herrn Karl Schönherr vorfindliche Gedanke immer nur in einzelnen Worten, niemals aber im ganzen Satzgefüge übereinstimmte. Nachdem man erstaunt die durch einen vertikalen Strich getrennten Parallelstellen gelesen und kopfschüttelnd festgestellt hatte, dass es doch wohl für Herrn Schönherr sehr schwer sein müsse, sich zu rechtfertigen, stiess man dann auf das redaktionelle Résumé. Das aber erklärte mit schöner Unbefangenheit: Na also. Jetzt ist die Behauptung, Schönherr habe plagiiert, doch wohl ein für allemal widerlegt. Aus solchen einzelnen zufälligen Aehnlichkeiten kann nur böser Wille bewusste Beeinflussung herleiten wollen. — Dass die einzelnen zufälligen Aehnlichkeiten dutzendweise auftreten, wird um der guten Sache willen nicht näher beachtet. Die gute Sache ist nämlich längst keine literarische und kulturelle mehr, sondern eine politische. Es ist die Sache des Liberalismus gegen das Zentrum. Einer, der die Aufklärung über den klerikalen Zwang siegen lässt, darf kein Plagiator sein. Das geht nicht.

Wie ich höre, ist das bisher veröffentlichte Material noch lange nicht alles, was als Beweis für Schönherr's literarische Freibeuterei vorliegt. Allerlei Ueberraschendes steht noch in Aussicht. Eines Tages werden auch in den liberalen Zeitungen die Fanfaren plötzlich schweigen, und es wird eine beklommene Stille sein. Aber nachher, wenn sich die ausverkauften Häuser entleert haben, dann wird man schon immer vor der Ueberschätzung eines Werks gewarnt haben, das man von vornherein als die plumpe Mache eines sentimental und unselbständigen Stümpers erkannt hatte.

Krawall, Revolte, Revolution. In der Pfalz haben in der jüngsten Zeit Krawalle stattgefunden, weil die bayerische Regierung die Weinstöcke der bäuerlichen Winzer durch Gendarmerie gewaltsam einreiben liess. Die Erfahrungen, die die Bauern bisher mit den ihnen von oben aufkrotrierten Schutzmitteln gegen die Reblaus gemacht haben, müssen recht trübe sein, wenn sie sich zu gewaltsamem Widerstand gegen den behördlichen Eingriff entschliessen. Es ge-

gehört schon ein beträchtliches Mass von Verzweiflung dazu, bei der Entsetzlichkeit der Aufruhrparagrafen im deutschen Reichs-Strafgesetzbuch, die Justiz herauszufordern. — Jedoch: die Reblaus-Schutzmassnahmen sind ja zum Besten der Pfälzer Winzer angeordnet worden. Was dem unter Weinreben aufgewachsenen Pfälzer taugt, ist im Münchner Parlament per Majoritäts-Abstimmung beschlossen worden. Sträubt er sich gegen die Wohltat, die ihm geschieht, so fliegt er in den Kerker. Es ist doch hübsch, dass Vater Staat sich seiner Kinder annimmt!

Die bayerische Regierung wird die Rechtsprechung mobil machen. Es wird kräftige Freiheitsstrafen geben, und die Beschlüsse der Gesetzmacher werden Geltung erlangen, ob auch die von der Wohltat Betroffenen fürchten, daran zugrunde gehen zu müssen. Weit schwieriger gestaltet sich für die französische Regierung die Widersetzlichkeit der Winzer des Marne-Bezirktes gegen die Ausführung des Beschlusses, ihnen die Vergünstigung des Namensschutzes für ihren Champagner zu entziehen, mit der sie vor wenigen Jahren kümmerlich Katastrophen der Verzweiflung vorbeugte. Diese Champagner-Bauern sind rabiate Kerle. Sie kämpfen ohne Rücksicht darauf, dass durch ihr Monopol die Nachbarn in Not und Elend geraten, für ihre Existenz. Ihre Wut richtet sich gegen die kapitalistischen Sektfabrikanten, denen sie die Lager zerstörten, deren Weinvorräte sie vernichteten. Gerade dieses Loswüten gegen die, die aus ihrer Arbeit den reichsten Nutzen ziehen, beweist den Charakter der Unruhen als Hungerrevolten. Die französische Regierung aber ist in einer bösen Zwickmühle: Gewährt sie den Marne-Winzern was sie verlangen, so ist die ganze übrige Champagne benachteiligt, und der Brand, der in Epernay notdürftig gelöscht ist, flackert an etlichen anderen Orten auf. — Wer aber an der Vortrefflichkeit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zweifelt, ist ein Hallunke.

Mexiko steht seit Monaten in Revolution. Weiss irgend ein deutscher Zeitungsleser, worum es sich handelt? Man liest von Schiessereien, Zusammenstößen, Erfolgen und Misserfolgen bald der Regulären, bald der Aufständischen. Was aber das Volk rebellisch gemacht hat, danach wird man Morgenblatt und Abendblatt vergebens um Auskunft bitten. Zur Orientierung diene folgendes: Die wesentlichste Veranlassung zu der mexikanischen Revolution war ein Gesetz, nach dem ein Jeder beliebige Landdistrikte für sich begehren durfte, sofern der Besitzer nicht einen „vollkommenen Rechtsanspruch“ auf das Grundstück geltend machen konnte. Da das Land stets gewohnheitsrechtlich in den Händen der Bauern war, die es vom Vater und Grossvater übernommen hatten, konnte das kaum einer. Das neue Landgesetz war eben in Kraft, da bildeten sich Landgesellschaften, die durch Agenten ermitteln liessen, wo schöne und fruchtbare Ländereien seien, deren Inhaber keinen „vollkommenen Rechtsanspruch“ darauf hätten. Der Besitzer, der keine Urkunde vorzeigen konnte, wurde dann durch gesetzliche Gewalt von der Scholle getrieben, die seine Familie viele Generationen lang bebaut hatte. Natürlich ging das nicht immer ganz glatt vonstatten. Die Bauern leisteten Widerstand, Militär rückte an, Maschinengewehre knallten, — die Revolution war im Gange. Der Vater der neuen Landgesetze heisst Porfirio Diaz und ist Präsident der Republik Mexiko. Der Vater der Landgesellschaften und unternehmendste Grundstücksexpropriateur heisst Romero Rubio und ist der Schwiegervater des Präsidenten. — Ich

teile die Tatsachen, über die der „Sozialist“ nach dem „American Magazin“ ausführlicher berichtet hat, den Lesern mit, weil ihnen von den Tageszeitungen zugemutet wird, sich für das diplomatische Verhalten der Vereinigten Staaten zu den Vorgängen in Mexiko zu interessieren.

Jagow und Kerr. Das Ehepaar Cassirer-Durieux scheidet aus. Denn die Historie, die dem immer noch lärmenden Literaten-Disput zugrunde liegt, ist veraltet. Man brauchte sich über das spasshafte Verhalten des Herrn Polizeipräsidenten v. Jagow nicht über die Massen aufzuregen. Er hatte, ähnlich wie seinerzeit der Hauptmann von Coepenick, den Stoff zu einem ausgezeichneten Schwank geliefert, blos mit dem Unterschiede, dass der Sieger von Moabit als Leidtragender, der Schuster Voigt aber als Held aus seinem Abenteuer hervorging. Tragisch zu nehmen war das Ausrutschen aus dem Objektiv-Amtlichen ins Subjektiv-Männliche keineswegs. Immerhin aber war es wertvoll zu wissen, dass der Hüter der Polizeizensur, die jawohl bestimmt ist, uns die Geschlechtlichkeit der Menschen als etwas Unzüchtiges bewusst zu machen, sein Zensurpatent als geeignete Visitenkarte ansah, um sich den Zutritt zum Boudoir einer Dame zu verschaffen. Man durfte erwarten, dass ringsum ein dröhnendes Gelächter ausbräche, und dass jeder, den sein Beruf in Gefahr bringt, gelegentlich von der synodalen Frömmigkeit der Zensur um den Ertrag seiner Arbeit gebracht zu werden, sich der Publikation des Jagow-Briefes redlich freute. Aber der Herr Polizeipräsident fand da Freunde, wo er sie gewiss am wenigsten vermutete: in den Literaturcafés. Aufrechte Kulturhüter setzten ihre ernsthaftesten Mienen auf und verteidigten beweglich den Mann, der unter der Uniform steckte. Als Objekt der Entrüstung aber warfen sie einen der ihren der Menge vor, den, der den Brief der Öffentlichkeit zum Lesen gezeigt hatte, Herrn Alfred Kerr. Wieder einmal das alte Schauspiel: Wo einmal die deutsche Geistigkeit Gelegenheit hat, Solidarität zu zeigen, fällt sie übereinander her. Alle Verärgerten, die durch den Witz, die Kritik, die Aggressivität Kerrs einmal mitgenommen wurden, fühlten den Augenblick der Vergeltung gekommen. Jagows Brief wurde als harmlos, unanständig, gentlemanlike erklärt, — oder, weil man doch modern und vorurteilsfrei ist, argumentierte man: wenn der Polizeichef an einer schönen Künstlerin Gefallen findet, so ist das genau so Privatsache, wie wenn ein Käsehändler eine Eierfrau um ihre Gunst bittet. Zunächst stimmt schon das nicht: das Innenleben des Mannes, der die Sittlichkeit einer ganzen Millionenstadt kontrolliert, der jede Frau, die aus ihren Reizen ein Geschäft macht, unter seine Kontrolle bringt; der jede private Liebesbeziehung zwischen zwei Männern, sobald er davon erfährt, zu einer öffentlichen Angelegenheit macht, indem er die Betroffenen dem Strafrichter zuführt, — das Innenleben dieses Mannes muss die Öffentlichkeit im höchsten Grade interessieren. Die Polizei lebt davon, dass sie das persönliche Verhalten jedes Einzelnen bewacht, beschnüffelt und registriert, und dem Präsidenten dieser Institution solle man ein Privatleben zubilligen?! — Im akuten Fall aber hat der Herr sich noch ausdrücklich auf seine Amtsstellung berufen und sich damit der Adressatin selbst im Glänze seines Schutzmansshelms präsentiert. Der Vorwurf, Kerr habe roh die Hülle von einem zarten Gefühl gerissen, ist daher ganz unberechtigt. Das Gefühl kann noch so zart gewesen sein, die Hülle war öffentliches Eigen-

rum. Kerr hatte das Recht, sie vor aller Augen um und um zu wenden. Jeder von denen, die heute in heiliger Empörung über Kerr herfallen, hätte den Brief Jagows an Desdemona unbedenklich veröffentlicht — und wahrscheinlich weniger geistreich glossiert als Kerr es tat. Ich werfe den Herren, die aus dem Falle Jagow einen, Fall Kerr gemacht haben, keine Unehrllichkeit vor. Es liegt in der schwachen Natur der Menschen, im Groll nicht gerecht wägen zu können. Aber man hätte das Bedürfnis, die Wut gegen einen verhassten Kritiker auszuspritzen, wirklich bis zu einer passenderen Gelegenheit zurückstellen dürfen. Es berührt überaus schmerzlich, bei dem Konflikt zwischen einem, der geistige Werte schafft, und einem, der bestellt ist, geistige Werte in die Fassung loyaler Wohlanständigkeit zu kneten, die Kulturellen an der Seite der Staatsautorität zu finden: Aber für die Beschaffenheit des deutschen Geisteslebens ist der Vorgang symptomatisch.

Humor, Ich übersandte einmal einem bekannten deutschen Witzblatt folgenden Beitrag:

„Auch ein Grund. A. Warum kommen sie denn gar nicht mehr in den „Schwan“ an unseren Stammtisch? —

B. Meine Olle erlaubt's nicht.“

Darauf erhielt ich folgenden handschriftlichen Brief:

„Sehr geehrter Herr!

Den uns freundlichst eingesandten Scherz müssen wir Ihnen zu unserem Bedauern zurückgeben, da er sich für unser Blatt nicht eignet. Wir würden uns jedoch sehr freuen, wenn Sie uns bald wieder einen Beitrag aus Ihrer geschätzten Feder zukommen liessen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Die Redaktion.“

Correspondenz.

Die reichliche und teilweise enthusiastische Zustimmung, mit der die erste Nummer dieses Blattes begrüßt wurde, ermutigt mich sehr zur Fortführung der begonnenen Arbeit. Leider entspricht aber bis jetzt die tatkräftige Unterstützung meines Versuchs, mir Gehör zu schaffen, nicht entfernt der platonischen Sympathie, die mir bezeigt wird. Ich danke allen, die mich zu meinem Unternehmen beglückwünscht haben, herzlich; aber ich wiederhole dringend die Bitte, dem „Kain“ auch die praktische Förderung angedeihen zu lassen, ohne die er nicht existieren kann. Ob die dritte Nummer noch erscheinen kann, wird ganz davon abhängen, ob eine genügende Zahl von Abonnements bestellt und eine genügende Zahl von Einzelexemplaren verkauft wird. Wer das Weiterbestehen der Zeitschrift wünscht, der Sorge dafür, dass seine Buchhandlung sie führt, und dass seine Bekannten sie lesen. — Wer geneigt ist, das Unternehmen durch einen Geldzuschuss soweit zu fördern, dass das Erscheinen gesichert ist, bis die Unkosten sich von selber decken, setze sich mit dem Unterzeichneten in Verbindung.

München, Akademiestr. 9.

Erich Mühsam.

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. Verlag des
Sozialistischen Bundes. Berlin.
(fast vergriffen.)

Der Krater. Gedichte.
1909. Morgen-Verlag. Berlin.

Die Hochstapler. Lustspiel.
1906. R. Pipers Verlag. München.

Ascona. Broschüre. 1905.

Die Jagd auf harden.
Broschüre. 1908.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag.



Jahrgang I.

No. 3.

Juni 1911.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Aufruf zum Sozialismus. — Tagebuch ans dein Gefängnis. —
Münchner Theater. — Bemerkungen. — Der unzüchtige Marquis. —
Georg Hirth. — Die nervenschwache Polizei.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Früher erschienen:

KAIN, Heft 1. Inhalt: Kain (Gedicht). — Die Todesstrafe. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bemerkungen: (Münchner Theater. — Bayerische Freiheitlichkeit. — Die volle Mass. — Oeffentlicher Dank.)

KAIN, Heft 2. Inhalt: Appell an den Geist. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bücher. — Bemerkungen: (Schönherr's Plagiat. — Krawall, Revolte, Revolution.—Jagow und Kerr.—Humor). — Correspondenz.

Preis je 30 Pfg. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kainverlag, München, Baaderstrasse 1 a.

Empfehlenswerte Bücher

aus dem Verlage **Max Steinebach** in München, Baaderstrasse 1 a. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Geschichte des deutschen Arbeiterstandes Mk. 1.—

von Staatsarchivar **Dr. Christian Meyer.**

Die vorliegende Schrift behandelt nach einer kurzen Einleitung über die geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses zwischen Arbeit und Besitz, die Geschichte des deutschen Arbeiterstandes von der ältesten Zeit der unfreien Frohnhofwirtschaft an bis herab in unsere Tage der Grossindustrie mit Maschinenbetrieb. Namentlich das alte Handwerksgesellentum mit seinen merkwürdigen, zuletzt vielfach verschönkelten und grotesken Einrichtungen und Gewohnheiten hat eine sorgfältige Darstellung erfahren.

Geschichte des deutschen Bauernstandes Mk. 1.—

von Staatsarchivar **Dr. Christian Meyer.**

Eine gedrängte Geschichte des deutschen Bauernstandes von der Zeit der ältesten festen Siedelungen nach dem Schluss der grossen Wanderungen an bis herab in das 19. Jahrhundert, das in den Stürmen des Jahres 1848 auch die letzten Reste der alten Grunduntertänigkeit unseres Bauernstandes beseitigt und die völlige staatsrechtliche Gleichstellung desselben mit den übrigen Gesellschaftsklassen des Staates proklamiert hat.

Geschichte des deutschen Adelstandes Mk. 1.50

von Staatsarchivar **Dr. Christian Meyer.**

Eine gedrängte, übersichtliche Geschichte des deutschen Adels ist bisher ein Bedürfnis des gebildeten Lesepublikums gewesen. Die vorliegende Schrift versucht diese Lücke auszufüllen. Neu und eigenartig ist die durch alle Phasen der geschichtlichen Entwicklung als Grundinhalt des Adelsbegriffs festgehaltene und konsequent durchgeführte Definition des Adels als einer politischen Machtinstitution.

Jahrgang 1.
No. 3.

München,
Juni 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonparaillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1 a.

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.**

Aufruf zum Sozialismus.

„Der Staat sitzt nie im Innern der Einzelnen, er ist nie zur Individualeigenschaft geworden, nie Freiwilligkeit gewesen. Er setzt den Zentralismus der Botmässigkeit und Disziplin an die Stelle des Zentrums, das die Welt des Geistes regiert: das ist der Schlag des Herzens und das freie, eigene Denken im lebendigen Leibe der Person. Früher einmal gab es Gemeinden, Stammesbünde, Gilden, Bruderschaften Korporationen, Gesellschaften, und sie alle schichteten sich zur Gesellschaft. Heute gibt es Zwang, Buchstaben, Staat.“

„Sozialismus ist Umkehr; Sozialismus ist Neubeginn; Sozialismus ist Wiederanschluss an die Natur, Wiedererfüllung mit Geist, Wiedergewinnung der Beziehung.“

Das sind Sätze aus einer Schrift von Gustav Landauer, die eben erschienen ist und den Titel führt: „Aufruf zum Sozialismus“, *) und in diesen Sätzen ist in nuce enthalten, woher uns, die wir werbend auf die Tribüne treten,

*) Aufruf zum Sozialismus. Ein Vortrag von Gustav Landauer. Berlin 1911. Verlag des Sozialistischen Bundes.

die Verzweiflung kommt, und wohin unsere Sehnsucht will

Gesetze, Reglementierungen, Zentralisationen, Zwangsgebilde sind den Menschen der Gegenwart so selbstverständliche Faktoren der gesellschaftlichen Organisation, dass ihnen jedes Bekenntnis zur Dezentralisation, zur Staats- und Herrschaftslosigkeit närrisch oder verbrecherisch vorkommt. Anarchie, das Wort der Freiwilligkeit, meinen sie, sei Verwirrung. Polizei aber scheint ihnen Ordnung, Kapitalismus Ausgleich, Justiz Gerechtigkeit. Den Begriff Sozialismus haben sie in den Bestand der Dinge eingereicht und nehmen ihn als Flagge einer demokratischen Reformpartei.

Nur an den kleinen Symptomen der gesellschaftlichen Wirrnis wird Rednerei und Kritik geübt, wird gebastelt und gemodelt. Das heisst man Politik; und um das Parlamenten und Schachern, um die Flickerei und Pflasterei am kranken Körper der Gesamtheit erregen sich die Leidenschaften. Von dem andern, von der Seuche selbst, von all dem Furchtbaren, das die Menschen zu Betrügnern und Mördern aneinander, das Unrecht zu Recht, Lüge zu Wahrheit, Heuchelei zu Ehrlichkeit, Diebstahl zu Eigentum, Ausbeutung zu Lohn, Knechtung zu Vertrag, Gewalt zu Liebe macht, wird nicht gesprochen. Selbst da, wo sich die Not der Zeit am traurigsten fühlbar macht, in den Schichten der arbeitenden Bevölkerung, gibt es keinen Kampf, der von innen kommt, der verzweifelt hinausdrängt aus der kapitalistischen Sklaverei, sondern nur einen vorsichtigen Eiertanz im Dunkeln und Dumpfen und ängstliche Scheu vor radikalen Wandlungen und vor frischer Luft.

Die trockne Kathederweisheit des Marxismus hat es vermocht, im unterdrückten Volk jeden frohen Willen zu lähmen. Die entsetzliche Theorie, dass sich die Zeit nach naturnotwendigen Gesetzen wandeln muss, in der Richtung wandeln muss, die Karl Marx und seine demagogischen Spiessgesellen anweisen, hat in Millionen Menschen

den Wahnsinn kultiviert, sie dürften nur zusehen, wie sich der Kapitalismus selbst auffrisst. Man muss ihn nur nähren und pflegen und ihn auswachsen lassen, bis er sich überschlägt, platzt, stinkt und sich an seine Stelle der Sozialismus, vielmehr die komisch-philiströse Zwittergestalt eines sozialdemokratischen Zukunftsstaates präsentiert. — Seit einem halben Jahrhundert ist der Marxismus Evangelium des deutschen Proletariats. Seit einem halben Jahrhundert ist eine These dieser pseudo-wissenschaftlichen Sozialprophetie nach der andern von den Tatsachen der Wirklichkeit ad absurdum geführt worden. Und heute noch winselt die Sozialdemokratie bei den Inhabern der Macht um Beteiligung an der Verwaltung des Staats, den sie angeblich bekämpft. Heute noch sammelt sie in untätiger Geschäftigkeit Stimmen, hunderttausende, Millionen Stimmen zum Bekenntnis zu Marx' Lehren.

Die angekündigte und umfänglich bewiesene Akkumulation des Kapitals ist ausgeblieben: es gibt heute mehr Kapitalisten als vor 50 Jahren. Die Verelendung der Massen die „naturnotwendig“ zur Katastrophe führen sollte, ist ausgeblieben: denn der Staat, der ebenso schlau war wie Marx, hat — mit Hilfe der „Sozialisten“ — durch eine Arbeiterschutzgesetzgebung ein Ventil geschaffen, das das Aeusserste verhütet, also geeignet ist, den Kapitalismus zu verewigen. Die wirtschaftlichen Arbeiterorganisationen, die — von den Marxisten anfänglich keineswegs willkommen geheissen — sich aus den Zeitumständen wirklich „naturnotwendig“ entwickelten, drehen sich innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft im Kreise herum, erzielen als Produzenten bessere Bezahlung und müssen sie als Konsumenten ihrer Waren selbst wieder hereinbringen; sie schaffen den Kapitalismus sowenig ab, wie sie den Sozialismus herbeiführen, und sie haben das Unternehmertum gelehrt, das stärkste Bollwerk gegen die Gefährdung des Kapitalismus durch wirtschaftliche Kämpfe dadurch zu

schaffen, dass sie selbst sich zu Interessenorganisationen, zu Arbeitgeberverbänden, zu Ringen und zu Trusts zusammengeschlossen haben.

So stellen sich unter der Herrschaft der marxistischen Dogmen die Aussichten des Sozialismus dar. Die Sozialdemokraten aber predigen noch immer die materialistische Geschichtsentwicklung, das Hineinwachsen in den Sozialismus als Krönung des Baus, dessen Grundlagen sie selbst schon als bröckelhaft auf den Kehricht geworfen haben. Denn die Verelendung der Massen behaupten selbst die Frömmsten der Marx-Jünger nicht mehr, und die Konzentration des Kapitals mitsamt der Krisentheorie wird zumindest von den Revisionisten schon stark in Zweifel gezogen, die ja nachgerade kaum mehr etwas anderes scheinen wollen, als reformerische Realpolitiker, und die das Wort Sozialismus, wenn sie es bei Wahlreden oder andern Repräsentationsgelegenheiten mal aussprechen müssen, nur unter Aechzen und Würgen aus dem Halse bringen.

Müssen wir denn nun, nachdem wir die gewaltige Bewegung, die unter dem Namen Sozialdemokratie seit einem halben Jahrhundert trübe, faulig und unendlich breit stagniert, als Charlatan-Wissenschaftlhuberei erkannt haben, — müssen wir denn nun darauf verzichten, jemals aus der qualvollen Knechtschaffenheit des kapitalistischen, militaristischen, klerikalistischen Polizeistaats heraus- und in eine menschenwürdige, freiheitliche, im Volke gefügte und auf Gegenseitigkeit gegründete Gesellschaft hineinzukommen? Das müssen wir wahrlich nicht, sofern der Wille zur Freiheit, zur Gerechtigkeit und zum Sozialismus in uns lebendig und zur Tat bereit ist.

Marxens lebloose, ertitelte und erklügelte Theorien sind an den Tatsachen der Wirklichkeit jammervoll gescheitert. Jede einzelne seiner Aufstellungen ist als falsch erwiesen. Wollen wir zum Sozialismus kommen, so dürfen wir an keinen der Versuche, die — auch mittelbar,

wie der Syndikalismus, der Anarchosozialismus etc. — von seinen Ansichten ausgingen, anschliessen. Wir müssen den Mut finden, zurückzugreifen. Wir müssen den Karren dahin zurückführen, wo er, von Marx geschoben, in den Dreck fuhr, in dem er jetzt erbarmungslos drinsteckt. Wir müssen da anfangen, wo Marx' grosser Zeitgenosse Pierre Joseph Proudhon anfangen wollte.

Der sah die Dinge der Welt nicht mit den Augen des politisierenden Philosophasten, sondern mit denen des freiheitlichen Enthusiasten: und darum sah er sie, wie sie wirklich waren. Er sah das Elend und die Verworrenheit und wusste, dass man dagegen nicht mit theoretischen Systemen kämpft, sondern mit der zugreifenden Hand. Und so riet er zum Anfang, zur Tat, zur Arbeit.

Das ist der Unverstand der kapitalistischen Produktionswirtschaft: es wird gearbeitet ohne Rücksicht auf die Nachfrage. In den Speichern häufen sich die Waren, man redet von Ueberproduktion, aber die, die Waren brauchen, bekommen sie nicht. Mancher Arbeiter fertigt sein Leben lang Hemdstoffe an; sein Auftraggeber jammert über die Krise in der Textilindustrie, die ihm mit seinen Vorräten an Hemdstoffen den Markt verschliesst; aber der Arbeiter, der unermüdlich weiter webt, kommt nie in den Besitz der hygienisch und aesthetisch notwendigen Zahl Hemden. — Diese Absurdität erkannte Proudhon, und so empfahl er die Gründung der Tauschbank, d. h. einer Institution zur Regelung des Austausches der Produkte unter den Arbeitern selbst.

Heute ist eigentlich die Fabrik Arbeitgeber, und es sollte so sein, dass die Kundschaft Arbeitgeber wäre. Arbeitet der Produzierende nur noch für den Bedarf, stellt er also seine Arbeit ausschliesslich in den Dienst des Verbrauchs, dann hat er von selber die Kundschaft, die für ihn Geld, oder — was dasselbe ist — Kredit bedeutet. Die Gründung von Produktiv-Konsum-Genossenschaften, die unter Vermeidung des kapitalistischen Marktes mit-

und füreinander schafften und anschafften, wäre der erste entscheidende Schritt auf dem Wege zum Sozialismus.

Zur Gründung solcher Genossenschaften ruft Gustav Landauer auf. Gruppen sollen sich bilden, in denen sich Menschen vereinigen, die zu gemeinsamem Tun bereit sind. Vorerst ist nur Werbung und Verständigung Aufgabe dieser Gruppen, deren etliche schon bestehen und die sich Gruppen des „Sozialistischen Bundes“ nennen. Ehe sie ans Werk gehen können, an den Beginn, bedarf es noch mancher Vorarbeit. Der Staat, die Parteien, der sinnlose Konkurrenzkampf haben vieles zerstört, was als verbindender Geist unter den Menschen war und unter den Menschen sein muss, die Gemeinsames wirken wollen. Brüderlichkeit, Gerechtigkeit, Nächstenliebe sind Eigenschaften, die nur mit sehr viel gutem Willen, mit sehr viel Aufopferung und mit sehr viel Nachsicht unter den Menschen unserer Zeit wieder geweckt werden können. Solidarität, die über das gemeinsame materielle Interesse hinausgeht, muss erst wieder in die Menschen hineingetragen werden, — das Mittel, Solidarität, Entschlossenheit, Opfermut und Rechtsgefühl zu beleben, ist die Idee, die zur Ueberzeugung wird, zur Ueberzeugung, dass das Neue das Richtige ist, dass es kommen soll und kommen muss, weil das Alte als schlecht erkannt und nicht mehr erträglich ist.

Sind die rechten Menschen beieinander, solche, deren Wille sich nicht bändigen lässt, Verzweifelte, die keine Materialisten sind, sondern Draufgänger, Unbesonnene, Idealisten, dann wird die neue, die sozialistische Gesellschaft von innen heraus von selbst erwachsen. Dann werden die Gruppen, die zur Arbeit drängen, in eigenen Siedlungen das herstellen, was sie nötig haben. Die verschiedenen Siedlungen werden mit einander in Tauschverkehr treten; der Ertrag der Arbeit wird denen gehören, die sie geleistet haben, und aus den Gemeinschaften, Bündeln, Siedlungen, Kommunen wird die neue sozialistische Ge-

Seilschaft erstehen, die gewiss anders aussehen wird als wir sie träumen, und die ganz gewiss besser, menschlicher, schöner, kulturvoller sein wird, als der Staat mit seinen Kasernen, Gefängnissen, Zuchthäusern, Bordellen, Polizeiwachen, Zwangsschulen, Kirchen und Parlamenten.

Was ich hier skizziert habe, ist der dürftige Extrakt dessen, was Landauers „Aufruf zum Sozialismus“ enthält. Was da Kritisches über den Staat und über den Marxismus steht, ist ebenso überzeugend, wie das, was Landauer Positives vom Sozialismus und vom Sozialistischen Bunde sagt, begeistert ist. Wen Theorien, Kritiken und national-ökonomische Spekulationen nicht interessieren, der lese das Buch um der warmen, starken Leidenschaft willen, mit der es geschrieben ist. Wer aber bei der Lektüre kalt bleibt und nicht selbst zum Eiferer wird, der bleibe ja bei seinem Leisten oder bei seiner Politik; aus ihm soll beileibe kein Proselyt gemacht werden.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung).

Die Freude der Ruhe dauerte nicht lange. Das Schlüsselbund in der eisernen Tür weckte mich. Der Aufseher rief: Aufstehen! — und ich konnte konstatieren, dass meine jammervolle Zelle in den verwaschenen Konturen der Frühdämmerung sichtbar wurde. Ich musste mich ankleiden: ohne Hosenträger, ohne Kragen und Krawatte, ohne Kneifer, ohne Stiefel, an deren Stelle mir Hauslatschen gebracht wurden. Meine Knochen taten mir von dem harten Liegen überall weh, und die Haut juckte an allen Enden entsetzlich. Ich krepelte den Aermel des Hemdes hoch und bemerkte zahllose Flecken und Stiche, aber noch heute weiss ich nicht, ob mir diese Nacht Flohstiche, Wanzenstiche, Krätze oder nervöse Nesseln eingetragen hat*) und noch heute bin ich die verflucht juckenden Blasen nicht los. Inzwischen wurde ich gewahr, dass es 6 Uhr in der Frühe war, eine Zeit also, die mir zum Zubettgehen vertrauter ist als zum Aufstehen. Aber was will man als einsamer Gefangener gegen die Gewalt der Obrigkeit anfangen?

*) Später stellte sich heraus, dass ich mir auf dem Strohsack des Polizeigefängnisses allerlei Stiche zugezogen hatte, und wenige Tage nachdem ich diese Sätze geschrieben hatte, trat dann auch eine widerliche Scabies in die Erscheinung, die ihr Entstehen ebenfalls dem Aufenthalt dort unten verdankte.

Ich durfte mich nun in einem hässlichen Raum waschen und erhielt einen Topf mit frischem Wasser und dazu ein grosses klitschiges Stück Brot. Mit diesem Frühimbiss wurde ich wieder allein gelassen, sah es langsam heller werden und hatte nicht die geringste Möglichkeit, mich mit irgend etwas anderm als mit meinen Gedanken zu beschäftigen, die nicht eben die tröstlichsten waren, und die sich jetzt ziemlich teilnahmslos von dem viertelstündigen Kirchturmsgruss unterbrechen liessen. Gegen 7 Uhr kam der Aufseher, der nicht mehr so nett war, wie am Abend vorher, holte die Matratze aus der Zelle und erwiderte auf meine Frage, was denn nun eigentlich mit mir geschehen solle, mittags gegen $\frac{1}{2}$ 1 Uhr würde ich wohl dem Untersuchungsrichter vorgeführt werden. Das war keine erfreuliche Aussicht, jetzt fünf Stunden lang ohne jede geringste Tätigkeit in diesem schandhässlichen Kellerverliess auf der schmalen Holzbank sitzen zu müssen, denn das Herumlaufen in den Sträflingslatschen fiel mir schwer. So legte ich mich also auf die harte Bank und schief wirklich in kurzer Zeit ein. Plötzlich aber kam der Aufseher, der mir verkündete, am Tage liegen dürfe ich nicht; dann verschwand er wieder. Die Gedanken, die ich ihm nachschickte, waren nicht eben zärtlich, obwohl er sein Verbot mit der Entschuldigung vorgebracht hatte, wenn die Aufsicht kume, würde man ihm Krach machen. Ich setzte mich also auf die Bank, liess den Kopf auf die Knie hängen und versuchte, in dieser Stellung von neuem einzuschlafen. Nach einer bis zwei Stunden, während derer wieder abenteuerliche Ideen und Spekulationen um mein Gehirn geflogen waren wie die Aasgeier um den Galgen, siegte endlich auch wieder die Müdigkeit, und ich schief trotz der unbequemen Stellung, trotz des Juckens, trotz der traurigen und aufgeregten Gedanken wiederum ein. Eitle Hoffnung, endlich ungestört ausruhen zu können. Kaum waren mir die Augen zugefallen, als mich der Aufseher anrief und mir befahl, ihm sogleich zum Kommissär zu folgen. Auf meine Bitte wurde mir zu diesem Gange wenigstens der Kneifer bewilligt.

Am Ende des Kellers, in dem die Gefangenenzellen lagen, übergab mich der Aufseher einem Polizeimenschen, und so -uninteressant dieser Herr an sich war, so fiel mir doch in dem Moment, wo er anfang, mich die Treppen hinaufzukommandieren, wieder der Charakterunterschied zwischen Polizisten und Gefangenenwärtern auf. Ich kam in einen Saal, wo etwa acht jüngere Leute an einem langen Tische sassen, immer je zwei einander gegenüber, und schrieben: lauter Polizeiakten, dachte ich mir, die da gefüllt werden. Wie fremd muss den armen Menschen, die sie vollgeschrieben haben, die lebendige Wirklichkeit bleiben, die für sie ewig nur „Material“ ist. In einer Ecke dieses Bürosaals stand ein Aktenschreibtisch, vor dem

ein beliebiger Polizeimensch sass, der mich ins Verhör nahm. Dieses Verhör bestand darin, dass er mich fragte, ob ich Erich Mühsam heisse, bisher in der . . . Strasse 84 gewohnt habe und gestern abend von dort abgeholt sei. Das bestätigte ich ihm. Hierauf fragte er mich, ob ich denn nun mit dem eben derart geschilderten Erich Mühsam identisch sei, worauf ich antwortete: „Ich vermute.“ — Diese Antwort setzte den Polizeikommissär offenbar in einige Verwirrung. Nachdem er wiederholt hatte: „So? — Sie vermuten das nur?“ — besann er sich eine Weile, nahm dann einen Bogen Papier her und verfasste darauf ein Protokoll, das besagte: „Ich bin mit dem Schriftsteller Erich Mühsam, mosaich, geboren etc., wohnhaft etc., identisch.“ Hierunter ersuchte er mich, meinen Namen zu schreiben, was ich zu seiner Betrachtungen, und deutlich bemerkbaren Beruhigung tat. Eigentlich kitzelte es mich in dem Moment, die Unterschrift nicht zu geben, wozu mich keiner hätte zwingen können. Aber ich war doch schon zu mürbe, um etwa unangenehme Wirkungen eines letzthin schlechten Witzes noch auf mich nehmen zu mögen. Also um zu bestätigen, dass ich mit mir identisch sei, hatte ich den endlich gewonnenen Schlaf abschütteln müssen.

Jetzt durfte ich wieder hinuntergehen. Der Aufseher nahm mir den Kneifer ab, und ich wurde von neuem in die unwirtliche Zelle bei Wasser und Brot eingeschlossen. Weitere Versuche, den Schlaf zurückzubeschwören, misslangen völlig, und ich überliess mich nun meinen Betrachtungen, Erinnerungen und Erwägungen. Ich verglich diese Verhaftung mit der, die ich vor anderthalb Jahren mit Johannes Nohl zusammen in Ascona erfuhr, und stellte fest, dass, obgleich die äusseren Formen damals gröber waren: Fesselung, fast einstündiger Transport zu Fuss mit den schweren Handschellen, Aufstöberung aus dem Bett nach vier schlaflosen Nächten und erst einer halben Stunde Schlummer, Püffe und Gewalt bei der Festnahme — obgleich alle diese Rohheiten diesmal nicht dabei waren, doch meine jetzige Lage unendlich weniger erfreulich sei als die damals. Damals waren wir zwei Freunde, die ein gleiches traf; die ganze Affäre hatte die Romantik des Südens; die Beamten, die uns fortführten, wirkten nicht wie diese Norddeutschen als exakte Mechanismen, sondern als rohe italienische Schlingel; dann kam dort die verwanzte, dreckige, stinkige Zelle zu zweien in dem herrlichen alten „antico castello“, von dem man — und gerade von meiner Zelle aus — den prächtigsten Ausblick auf den See und auf die wundervollen Berge hatte, die mit Tagesanbruch immer goldiger in unsre verlausten Käfige schauten; schliesslich die Verständigung zwischen dem Freund und mir durch lautes Schreien von einer Zelle in die andere, in einer Sprache, die die groteske Hexe von italienischer Beschliesserin nicht kannte. — Hier hingegen ich allein, ohne

einen Menschen bei mir, der sich um mich sorgt, und um den ich mich zu sorgen hätte. Alle elementare Brutalität ersetzt durch eine geschäftsmässige, funktionelle Nüchternheit. Und nur ein Umstand, der hier wie dort die Situation komplizierte: die völlige Unkenntnis gegenüber den Gründen, die die Verhaftung veranlassten. Aber auch darin welcher Unterschied zugunsten Asconas! Dort wussten wir, es liegt nichts vor, und wir haben die Advokaten, den Arzt und den Friedensrichter des Orts zu Freunden, deren Wink zu unsrer Befreiung genügen würde. Das zeigte sich dann auch: als wir nach achtzehnstündiger Haft trotz unsres lebhaften Verlangens dem „Procuratore“ nicht vorgeführt wurden, schickten wir vier gleichlaufende Telegramme zur Beförderung nach Ascona an die Carabinieri, die uns in Gewahrsam hatten: „Senza cosa arrestati: Prego da noi liberare. *) Mühsam. Nohl.“ Die Telegramme wurden gar nicht abgesandt. Zehn Minuten, nachdem wir sie aufgesetzt hatten, waren wir frei. — (Fortsetz. folgt)

Münchener Theater.

(„Ratten.“ — „Die Spielereien einer Kaiserin.“)

Gerhart Hauptmann war in München lange arg vernachlässigt worden. Es ist kaum verzeihlich, dass ausser „Kollege Crampton“, dessen Inszenierung eine der ersten Taten Steinrucks am Hoftheater war, Jahre hindurch keines seiner Stücke auf dem Repertoire der Münchener Bühnen erschienen ist. Seine letzten Dramen sind hier überhaupt nicht gespielt worden. Es wäre sehr zu wünschen, dass einiges von dem Versäumten noch nachgeholt würde. Mindestens sollte man das Glashüttendrama „Und Pippa tanzt“ spielen, dessen hoher dichterischer Wert lange nicht genügend geschätzt wird. — Die Aufführung der „Ratten“ im Residenztheater hat ja wieder bestätigt, wie stark immer noch die Durchschlagskraft der Hauptmannschen Dramatik ist, und mit wie grossem Unrecht man ihn der Vergangenheit zurechnet.

Man hat der Berliner Tragikomödie in der öffentlichen Beurteilung schweres Unrecht getan. Das ist ein Stück von erschütternder Wucht und von mächtigem Ethos. Ob die Bezeichnung „Tragikomödie“ vor der Pedanterie exakter Philologen standhält, scheint mir wenig beträchtlich. Meinetwegen soll man gern einwenden, dass es sich um eine Tragödie handelt, in die eine nebenherlaufende Komödie flüchtig hineinspielt. Wesentlich ist nicht der Titel, sondern die Gestaltung. Wesentlich ist, dass die schauerliche Tragik, die aus der verzweifelten Sehnsucht eines enterbten mütter-

*) Grundlos eingesperrt. Bitte uns zu befreien.“

lichen Herzens erwächst, Sinn und Gefühl völlig gefangen nimmt, dass Personen, Umstände, Milieu und Handlung von einem Dichter gesehen und erfasst und mit folgerichtiger Grausamkeit zur Tragödie gefügt sind, und dass das komödienhafte Nebenher befreiend und versöhnend wirkt: wie denn auch in Wahrheit überall Tragisches und Komisches nebeneinander geht, und eines dem andern vor die Füße läuft.

Die Figur des Theaterdirektors Hassenreuther, der in sehr amüsanten Weise die Rolle des Raisonneurs in dem Stück spielt, ist mit der gleichen treffsicheren Wahrhaftigkeit gezeichnet, wie die Träger des eigentlichen Dramas, und wie die ganze Fülle der Haupt- und Nebenpersonen, die unmittelbar oder mittelbar in die Verwicklungen der Kindesunterschiebung hineingezogen werden. Die Charakteristik der unglücklichen Frau John selbst ist meisterhaft. Mit einer Notwendigkeit, die keinen Ausweg lässt, fügt sich ihr Schicksal aus ihren Handlungen. Der gutgemeinte Betrug, ihrem Mann das in seiner Abwesenheit in ihrer Obhut heimlich geborene Kind der polnischen Magd, das sie in Pflege genommen hat, als ihr eignes vorzutäuschen, hetzt sie von einer Angst in die andre. So häuft sie Lüge auf Lüge gegen den Mann, Rohheit und Arglist gegen die richtige Mutter des Kindes und überlässt schliesslich ihrem verwahrlosten Bruder Bruno die Entwirrung des schrecklichen Knäuels ihrer Aengste, der sie so rabiat wie möglich bewirkt: durch die Ermordung des Polenmädchens, das der gehetzten Frau wie das böse Gewissen zusetzt. — Der biedere Maurerpolier John, die getretene Polin Pauline Piperkarcka, die Familie des Theaterdirektors, sein Hauslehrer, der verliebte Theologiekandidat Erich Spitta, nicht zuletzt der gewalttätige Bruder der Frau John — das alles sind Gestalten von ungeheurer Plastik und Sichtbarkeit. Die neue Arbeit darf sich neben den besten Dramen Hauptmanns zeigen.

Herrn Basils sehr tüchtige Regie brachte eine im ganzen recht gute Darstellung zustande. Die typisch berlinische Atmosphäre kam vorzüglich zur Geltung und auch die meisten Einzelleistungen standen auf der Höhe ihrer Anforderung. Die überaus schwierige Rolle der Frau John (deren restlose Ausfüllung natürlich einzig Else Lehmann vorbehalten ist) fand in Fr. Schwarz eine Interpretin, die in Sprache und Gebärde echt war und in Momenten starke Wirkung übte. Auch Basils Maurerpolier John überzeugte durchaus. Die Piperkarcka gab Fr. Terwin, deren reiche Begabung sich hier in der Rolle des misshandelten Proletariermädchens in neuer Beleuchtung zeigen konnte. Gut waren auch Herr v. Jacobi als Erich Spitta, dem er zur äusseren Demonstration seiner Auffassung die Maske Gerhart Hauptmanns gab, und Frau von Hagen in einer Episodenrolle. Leider versagten die Träger der komi-

schen Rollen. Den Theaterdirektor hätte man sich keineswegs als den weltmännischen Causeur gedacht, als der er hingestellt wurde, sondern als stets feierlichen Pathetiker, der mit grossen Schmierengesten toternst seine Phrasen schmettert. Völlig unmöglich war der erste Schauspielschüler. Das ungraziöse Herumhantieren dieses Theaterjünglings war qualvolle Karrikatur statt komischer Unbeholfenheit. — Dagegen ist von zwei hervorragenden Leistungen besonders zu sprechen. Steinrück spielte den verkommenen Bruder der Frau John. Er stand nur kurze Zeit auf der Bühne — aber in diesen paar Minuten stockte einem das Blut im Halse. Dieser rabiate Patron mit der tonlosen uninteressierten Stimme, der gewissenlosen Entschlossenheit und dem gelinden Stich ins Sentimentale — das war einer der stärksten Bühneneindrücke, die ich noch erlebt habe. — Nächst Steinrück gab das Beste Frl. Pricken Diese Schauspielerin ist schon mehrfach aufgefallen, wenn sie Kinderrollen zu spielen hatte: in der „Büchse der Pandora“, in „Alles um Liebe“ und in „Cäsar und Cleopatra“ wirkte ihr kleiner Wuchs und ihr gutes Spiel vortrefflich zusammen. In den „Ratten“ hatte sie ein kleines Berliner Mädels zu gestalten, das im Hause der John ihr kleines Brüderchen betreut. Frl. Prickens Selma Knobbe war eine Meisterleistung. Wie die plärende Nutte schon aussah! Wie von Zille entworfen, und in Sprache, Haltung, Gebärden und Mimik traf sie völlig die Berliner Jöhre. Hier ist ein spezialistisches Talent, das ganz bedeutende Qualitäten hat. Betrachtet man die Münchner Aufführung der „Ratten“ im ganzen, so darf man den Dichter, das Residenztheater und die Darsteller beglückwünschen .

Einer sehr interessanten Theaterabend verdanken wir dem „Neuen Verein“, der am 15. Mai „Die Spielereien einer Kaiserin“, von Max Dauthendey zur Uraufführung brachte. Das Versdrama behandelt in sechs Bildern die Geschichte der russischen Kaiserin Katharina I. Vielmehr: es zeigt in sechs Bildern die Geschichte der Liebe Katharinas zum Feldmarschall Menschikoff. Vielmehr: es stellt sechs Bildern, in denen Katharina sich gleich bleibt, und in einem Zeitraum von 25 Jahren, als Dragonerweib, als Maitresse des Feldmarschalls, als Gattin des Zaren und als Selbstherrscherin mit ihrem Schicksal und ihrer Liebe spielt und aus ihrem Spiel — naiv und raffiniert zugleich — ihr Schicksal und das ihrer Liebe fügt. Die grosse Verskunst Dauthendeys schafft eine Sprache von blendender Schönheit, die grosse Bildpracht seiner Phantasie, die wir aus seinem prachtvollen Novellenband „Lingam“ kennen, schafft Szenen von grosser Lebendigkeit und Konzentration. Ein Drama — so nennt der Dichter sein Werk — ist aus den „Spielereien einer Kaiserin“ nicht geworden, aber eine Aneinanderreihung von Momenten aus dem Leben Katharinas, deren jeder zu einem fein zise-lierten Kabinettstück verarbeitet ist.

Als Darstellerin der Katharina war Tilla Durieux von Berlin gekommen. Es ist nicht denkbar, sich die Figur der schönen Frau, die ein Gemisch von unschuldigem Volksw weib, Kurtisane, Heldin, Abenteurerin und Idealistin ist, vollkommener verkörpert vorzustellen, als die Durieux sie spielte. Sie war strahlend schön, überlegt und sicher, leidenschaftlich und zurückhaltend — und in jedem Augenblick bezwingend. Die Durieux verfügt über die stärksten äusseren Wirkungsmittel, die sie imponierend bündigt. Sie ist zu klug, um der Gefahr des Virtuositums zu verfallen, zu stark und gesund, um ihre Kunst an Nebensächlichkeiten zu zersplittern. (Man vergleiche sie nicht mit der Eysoldt. Die ist intuitiv, wo die Durieux bewusst ist. Die Durieux steht mit beiden Füßen auf dem Boden, die Eysoldt lässt sich von ihrer Eingebung tragen. Meine tiefere Liebe gehört Gertrud Eysoldt. — In der Gestalt der Katharina konnte Frau Durieux ihr ganzes fabelhaftes Können zeigen; der Eindruck ihrer Persönlichkeit war mächtig.

Es ist in der Rolle begründet, dass neben der Figur Katharinas alle anderen in den Hintergrund treten. Selbst ihr Geliebter, der Feldmarschall Menschikoff, ist eigentlich Nebenperson. Albert Steinrück konnte nur manchmal zwingend wirken. Er bewegte sich weniger sicher, als wir es von ihm gewöhnt sind und gab keinen einheitlichen Charakter. Der Zar Peter wurde von Herrn Basil kräftig und glaubhaft gestaltet. Sehr anmutig war Fräulein Terwin als Prinzessin Sascha und auch Herr Schwanneke, der einen geckenhaften französischen Grafen spielte, tat sein Bestes.

Hoffentlich wird das Stück, das bei dieser privaten Aufführung sich als sehr wirksam bewährt hat, und das schon mehrere Jahre alt ist, nun endlich auf den ständigen Bühnen Eingang finden.

Bemerkungen.

Der unzüchtige Marquis. Einem Münchner Staatsanwalt (er hört auf den Namen Dr. Hass, womit an und für sich ja wenig gesagt ist) ist es gelungen, einen Gerichtsbeschluss herbeizuführen, der geeignet scheint, dem schamhafteren Teil der bayerischen Bürgerschaft das beglückende Gefühl erhöhter Moralsicherheit leinzulösen. Es handelt sich um Zeichnungen des Marquis de Bayros, und der Dr. Hass wurde geradezu lyrisch, als er seinem Abscheu vor diesen Erzeugnissen Ausdruck gab. Der Maler hätte sich vor dem Schwurgericht verantworten sollen, war aber nicht gekommen, weil er, wie ihm von österreichischen Aerzten bestätigt wurde, nervenleidend ist. Herr Dr. Hass schloss aus seinem Fernbleiben, dass er sich „dem beschämenden Schauspiel, das ihn erwartete, durch die Flucht entzogen“ habe und beantragte und bewirkte die Erlassung eines Haftbefehls gegen den Marquis de Bayros und die Beschlagnahme seines in Deutschland befindlichen Vermögens. Sein nacktes Leben hat der Künstler, da er sich im Ausland befindet, glücklich aus den Fingern der Justiz gerettet; die Beschämung bleibt also uns übrigen.

Marquis de Bayros ist beschuldigt, „im Dezember 1907 in München 16 von ihm selbst gefertigte unzüchtige Zeichnungen dem Dr. Semerau *) zur Verbreitung mit dessen Werk „Die Geheimnisse am Toilettentisch“ übergeben und ein Mappenwerk „Die Purpurschnecke“ angefertigt, feilgehalten und verkauft zu haben, das gleichfalls unzüchtige Bilder enthalte.“ — Der Staatsanwalt fand die Seele des deutschen Volkes dadurch bedroht, dass der Angeklagte seine graziösen Laszivitäten einem kleinen Kreise von Bekannten zugänglich gemacht hat (an denen wahrscheinlich doch nichts mehr zu verderben war), und dass besagtes deutsches Volk Gelegenheit erhielt, bei Anlegung eines Vermögens von etwa 100 M. aus seiner Unschuld und Harmlosigkeit roh aufgeschreckt zu werden. Der Herr Staatsanwalt musste sich höllisch anstrengen, um seinen Zweck zu erreichen. Er musste Schiller und Goethe zitieren und sich auf den von ihm „hochverehrten Michelangelo“ berufen, um die Verworfenheit des Angeklagten ins rechte Licht zu stellen. Da er sich auf das Zeugnis des Professors Stuck stützen konnte, der erklärt hat, dass ihm die Zeichnungen des Herrn de Bayros „trotz ihrer künstlerischen Ausführung, infolge der dargestellten Vorgänge äußerst widerwärtig“ seien, so verfolgt jetzt (wir schreiben 1911) einen anerkannten Künstler um seiner Produktion willen ein Steckbrief.

Die Anstrengungen des Staatsanwaltes Dr. Hass, in dem Marquis den Verbrecher zu entlarven, und der Gerichtsbeschluss, in dem die Auffassung recht behält, dass man einen Künstler vom Range de Bayros' nicht frei herumlaufen lassen darf, sind zwar wertvolle Beiträge zum Kapitel Justiz und Leben, — viel interessanter aber scheint mir das kollegiale Gutachten des Herrn Professors Stuck. Wir haben uns zu vergegenwärtigen: Stuck erbietet sich, vor Laien — man lese es in Oscar Wildes Lebensgeschichte nach, wie Schwurgerichte gegen Kulturmenschen zusammengesetzt werden — die Meinung zu vertreten, dass Kunstwerke nicht nach ihrem Ausführungswert, sondern nach den dargestellten Vorgängen zu beurteilen sind. Damit begibt sich der Herr Professor unzweideutig auf den Standpunkt der Pornographenjäger Kausenschen Kalibers. Ausgerechnet Stuck, dessen harmlos-dämonische Leibermalerei ihn ehedem in den Geruch der Hypermodernität brachte, und über dessen Modernität man heute milde zu lächeln geneigt ist.

Will man das Wort „Pornographie“, mit dem ein heilloser Unfug getrieben wird, überhaupt gelten lassen, so darf es nur die Bedeutung haben: unkünstlerische Darstellung geschlechtlicher Situationen. Besser wäre es schon, man verzichtete ganz auf Ausdrücke, die in sich selbst eine moralische Betonung haben. Wenn aber jetzt Künstler selbst antreten und sich moralisch über Werke entrüsten, deren objektiven Wert sie anerkennen müssen, dann entsteht die üble Begriffsverwirrung, die die Beurteilung ästhetischer Werte dem Kadi und gar den Geschworenen überträgt.

Strafte der § 184 einfach den, der geschlechtliche Vorgänge darstellt mit Gefängnis, den, der sexuelle Spezialitäten im Bilde zeigt, mit Zuchthaus, so wäre seine Anwendung ebenso trocken, gemütlös

*) Nach Fertigstellung dieses Heftes kommt die Nachricht von der im Ausland erfolgten Verhaftung des Dr. Semerau. Die ungeheuerliche Tatsache dieser Verhaftung kann hier leider nicht mehr gebührend gewürdigt werden. Man gedulde sich einen Monat. Ich hole inzwischen aus.

und ungerecht wie die eines jeden andern Gesetzparagraphen, aber immer noch weitaus ertraglicher als das Operieren mit dem vagen Begriff „unsittlich“ oder „pomagraphisch“ oder gar die Diskussion, vor der Richterbarre, ob einem Werke künstlerische Bedeutung beizumessen sei oder nicht. Die Verhandlung über das Werk des Marquis de Bayros hat ja gezeigt, wohin die Handhabung des gelenkigen Paragraphen heutzutage führt: der Staatsanwalt kümmert sich um den künstlerischen Wert der Zeichnungen und der Kunst-sachverständige um ihr Thema. Der Hass wird lyrisch und der Stuck ethisch, — der Angeklagte aber hat sich dem beschämenden Schauspiel durch die Flucht entzogen.

Georg Hirth wird in diesen Tagen siebzig Jahre alt. Man wird ihn in Festartikeln und beim Wein feiern, wie es sich am Ehrentage eines um den Geschmack unsrer Tage sehr verdienten Mannes gehört. Ich möchte nicht zurückstehen, und ich glaube, Herr Doktor Hirth wird den Glückwunsch zu achten wissen, der sich nicht am Weihrauchstreuen genug tut, sondern kritisch wertet, wie sich das Lebenswerk eines ehrlichen Kulturwillens heute darstellt. Als die „Jugend“ gegründet wurde, wirkte sie wie ein Freudenschuss in der Nacht. Das deutsche Lesepublikum, an die kitschigen Bilderdrucke der „Gartenlaube“ und des „Daheims“ gewöhnt, wurde plötzlich gewahr, dass es über die Genremalerei hinaus eine Kunst gibt, die in Ausdruck, Farbe und Geste jugendliche Lebendigkeit hat. Es wurde erinnert, dass der Mensch nackt auf die Welt kommt, dass er fröhliche Sinne hat, und dass die bisher überall muckerisch verhüllten Formen des menschlichen Körpers schön genug sind, um sie zur Freude des Auges und des Geistes auch ausserhalb der Museen im Bilde zu zeigen. In lustigen Karikaturen wurde der pfäffische Feigenblattgeist verulkt; in Skizzen, Novellen und Versen sagten von der Wohlanständigkeit ängstlich gemiedene Dichter ketzerische Bekenntnisse, und munterer Witz erschütterte den fundierten Respekt vor allen traditionellen Dogmen. Trotz ihrer patriotischen Richtung — die „Jugend“ war ein revolutionäres Blatt, ein Blatt der Neuerung und Hoffnung, das seinem famosen Titel Ehre machte. Bildende und schreibende Künstler, von denen die Menge nichts gewusst oder die sie spottisch und ärgerlich belächelt hatte, wurden populär, und Georg Hirth war der Mann, dessen Energie, Opfermut und fortschrittlicher Geist, unbeirrt durch Kabalen und Rankünen, durch Angriffe und Sittlichkeitsgezeter, der heiteren Festlichkeit der „Jugend“ zum Erfolg verhalf. Das beste Zeugnis, das man einem Menschen ausstellen kann, Georg Hirth hat es verdient: er hat gewirkt. Ihm danken wir eine Läuterung des Geschmacks bei der grossen Masse, die vor 15 Jahren noch unmöglich schien. Man vergegenwärtige sich nur die Variationen des Werlbegriffs „Jugendstil“. Als das Wort aufkam, war es das Kampfgeschrei der „Modernen“. Den Vielen galten die Linienarabesken der neuen Ornamentik als übelste Geschmacklosigkeit — bis sie sich durchsetzten; bis sie in allen Massenartikeln der Warenhäuser prangten, — bis sie — so ist es heute — uns als überlebter Kitsch zum Speien zuwider geworden sind. Der „Jugendstil“ gehört der Vergangenheit an, und das ist überaus erfreulich, denn es zeigt, dass sein Aufkommen der Entwicklung einen so kräftigen Stoss nach vorwärts gab, dass er selbst sich nicht

so lange festsetzen konnte, wie der Gute-Stuben-Stil der drei Jahrzehnte vorher. Hirth's Verdienst. Und Hirth's Verdienst ist es auch, dass der Anstoss, den die „Jugend“ selbst der künstlerischen Einsicht des deutschen Volks gegeben hat, so stark war, dass der Geschmack der Zeit das, was die „Jugend“ im Anfang bot und heute noch bietet, längst überholt hat. Dass die „Jugend“ nicht schrittgehalten hat mit der Zeit, ist nicht Hirth's Verschulden. Er hat deutlich gezeigt, was er wollte: die Jungen an der Spitze marschieren lassen. Hirth hat so lange wie wenige zu den Jungen gehört. Heut aber sieht er wohl nicht mehr, dass die Jugend schon ganz woanders ist wie die „Jugend“. Der ist das Publikum nachgerückt, und die Zeitschrift, die einst die Standarte im fröhlichen Kampfe war, hat ihr gärend Drachengift zur Milch der frommen Denkart gerinnen lassen und ist heute ein Familienblatt, das in keinem besseren Haushalt fehlt. Das aber ist das Schlimmste, dass ihr der Charakter als Familienblatt bewusst geworden ist, dass sie Rücksichten nimmt auf den Spiesser, der ihr Abonnent ist, und dass sie das Draufgängertum, das Junge, das Kräftige und Neue jetzt Schulter an Schulter mit dem Philister bekämpft. Hirth ist nicht verantwortlich dafür, dass die Mitarbeiter an seinem Blatt heute nicht mehr nach Talent und frischem Wollen gefragt werden, sondern nach bravem Lebenswandel und loyaler Gesinnung. Möge er die „Jugend“ eines Tages wieder von neuem, freiem, kämpferischem Geist belebt sehen, der sie ihres Namens wert mache! Das ist mein Wunsch für den Siebzigjährigen.

Die nervenschwache Polizei. Ein weitverbreitetes Vorurteil meint, dass es der Polizei vor gar nichts graust. Erinnerung man sich der abgeschlagenen Hand in Breslau, des Totschlags an dem Arbeiter Hermann oder des Selbstmords des Studenten Dubrowsky in Berlin, so könnte diese Ansicht berechtigt erscheinen. Sie ist es aber nicht. Die Münchner Polizei nämlich, die kürzlich an der Leiche eines gestürzten Gauls Strassenschlachten schlug, hat jetzt ihr empfindsames Gemüt entdeckt. — Der Wiener Maler Max Oppenheimer veranstaltet gegenwärtig in der „Modernen Galerie“ bei Thannhauser eine Ausstellung seiner Werke. Eines der Bilder wünschte der Künstler Bis Vorlage zum Plakat der Ausstellung zu verwenden. Es stellt einen nackten Mann dar, der sich mit den Händen die Brust aufreisst, aus der das Blut strömt. Die Polizei hat den öffentlichen Anschlag des Plakats verboten mit der Begründung, dass es ihr obliege, für die Wahrung des guten Geschmacks zu sorgen. Die Nacktheit des dargestellten Mannes kann für die Polizei kein Grund zum Einschreiten gewesen sein. Denn das, worauf sich bei Aktbildern das Konfiskationsinteresse der Behörde zu konzentrieren pflegt, ist auf dem Oppenheimerschen Plakat nicht sichtbar. Es bleibt nun also keine Annahme übrig als die, dass es dem Münchner Zensor vor dem roten Farbleck auf der Brust des Junglings ge graust hat. Leute, die etwas davon verstehen, finden die Ausstellung Oppenheimers ausserordentlich schön; die Münchner Polizei besinnt sich auf ihren Beruf als Hüterin des guten Geschmacks und bewahrt das Publikum vor dem Anblick der blutigen Aftiche. Die Münchner Polizei kann offenbar kein Blut sehen, — wenigstens kein gemaltes.

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1 a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1 a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genau e Adresse:

Name:

.....
*) Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang I.

No. 4.

Juli 1911.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Widmung. — Menschlichkeit. — Tagebuch ans dem Gefängnis. — Bemerkungen. — Für Wedekind. — Tariftreue. — Kentucky und Berlin. — Der Herr Rektor. — Semerau.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Empfehlenswerte Bücher

aus dem Verlage Max Steinebach in München, Baaderstrasse 1 a. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Geschichte des deutschen Arbeiterstandes Mk. 1.—

von Staatsarchivar **Dr. Christian Meyer.**

Die vorliegende Schrift behandelt nach einer kurzen Einleitung **über** die geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses zwischen Arbeit und Besitz, die Geschichte des deutschen Arbeiterstandes von der ältesten Zeit der unfreien Frohnhofwirtschaft an bis herab in unsere Tage der Grossindustrie mit Maschinenbetrieb. Namentlich das alte Handwerksgesellentum mit seinen merkwürdigen, zuletzt vielfach verschönörkelten und grotesken Einrichtungen und Gewohnheiten hat eine sorgfältige Darstellung erfahren.

Geschichte des deutschen Bauernstandes Mk. 1.—

von Staatsarchivar **Dr. Christian Meyer.**

Eine gedrängte Geschichte des deutschen Bauernstandes von der Zeit der ältesten festen Siedelungen nach dem Schluss der grossen Wanderungen an bis herab in das 19. Jahrhundert, das in den Stürmen des Jahres 1848 auch die letzten Reste der alten Grunduntertänigkeit unseres Bauernstandes beseitigt und die völlige staatsrechtliche Gleichstellung desselben mit den übrigen Gesellschaftsklassen des Staates proklamiert hat.

Beschichte des deutschen Adelstandes Mk. 1.50

von Staatsarchivar **Dr. Christian Meyer.**

Eine gedrängte, übersichtliche Geschichte des deutschen Adels ist bisher ein Bedürfnis des gebildeten Lesepublikums gewesen. Die vorliegende Schrift versucht diese Lücke auszufüllen. Neu und eigenartig ist die durch alle Phasen der geschichtlichen Entwicklung als Grundinhalt des Adelsbegriffs festgehaltene und konsequent durchgeführte Definition des Adels als einer politischen Machtinstitution.

Die Kunst und unser Leben Mk.—.60

von Privatdozent **Dr. Artur Kutscher.**

Grundlage zu einer kritischen Würdigung von Kunstwerken. Die Schrift bildet eine Polemik gegen Professor Max v. Gruber.

Jahrgang I.
No. 4.

München,
Juli 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonparaillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Widmung.

An allen Früchten unbedenklich lecken;
vor Gott und Teufel nie die Waffen strecken;
Künftiges mißachten; früheres nicht bereuen;
den Augenblick nicht deuten und nicht scheuen;
dem Leben zuschau'n; Anderer Glück nicht neiden;
stets Spielkind sein, neugierig noch im Leiden;
am eignen Schicksal unbeteiligt sein:
Das heißt genießen und geheiligt sein.

Menschlichkeit.

Der Untertitel dieser Zeitschrift hat zu Missverständnissen Anlass gegeben, was mir durch mehrere Besuche und durch mehrere Briefe, die ich empfang, deutlich geworden ist. Ich halte es daher für angezeigt, ehe mein Blatt in den von mir durchaus nicht erstrebten Ruf einer Wohltätigkeitsanstalt kommt, den Lesern mitzuteilen, was ich unter Menschlichkeit begreife.

Die Tatsache, dass ich plötzlich Herausgeber einer Zeitschrift geworden bin, muss — trotz der ehrlichen Mitteilungen ans Publikum, wie die Finanzlage des Unternehmens bei seiner Gründung beschaffen war — bei manchen Leuten den Verdacht erweckt haben, ich sei Kapitalist. Einige von ihnen traten an mich heran und wollten mich anpumpen, wobei sie sich darauf beriefen, dass ich als öffentlicher Verkünder der Menschlichkeit doch zu allererst zur charitativen Betätigung dieser Eigenschaft verpflichtet sei.

Die mit solchen Ansichten und Absichten zu mir kamen, waren in zwei Irrtümern befangen: erstens täuschten sie sich darin, dass sie mich für einen begüterten Herrn hielten, zweitens darin, dass sie meinten, das Fremdwort Menschlichkeit heisse auf deutsch Charitas.

Um vorweg eine eindeutige Definition zu geben: Menschlichkeit bedeutet die unverdorbene, natürliche, wechselseitige Einstellung der Menschen zueinander; auf ehrlichem Urteil und anständiger Gesinnung ruhende Beziehungen; Wille zu Gerechtigkeit und Nächstenliebe und Kampf auf bis zur Geistigkeit erhöhtem Niveau.

Mit dem Titel dieser Zeitschrift habe ich ausdrücken wollen, dass ich es mit den Schlechtweggekommenen halte, die keine Duckmäuser sind, sondern Selbständige, Starke, zur Rebellion Bereite, und die gewillt sind, Zustände reinlicher Menschlichkeit, da sie bis jetzt nirgends vorhanden sind, schaffen zu helfen. Mit Humanität im Sinne

von Mildtätigkeit hat die Menschlichkeit, die ich meine, garnichts zu tun.

Die Tatsache, dass Humanität und Menschlichkeit nach allgemeinem Sprachgebrauch und nach den lateinischen und französischen Vokabularien Synonyme sind, ist mir allerdings bekannt. Mir ist aber auch bekannt, dass die Römer das Wort *humanitas* hauptsächlich gebrauchten, um damit eine freundlichere Behandlung der Sklaven auszudrücken, als sie allgemein üblich war. Und ferner ist mir aufgefallen, dass die deutsche Sprache die Anwendung fremdländischer Bezeichnungen besonders da liebt, wo eine Entwertung und Herabwürdigung des deutschen Begriffs beabsichtigt ist. Es wird niemand leugnen wollen, dass es z. B. weitaus höflicher ist, von dem Gesicht einer Dame zu sprechen, als von ihrer *Visage*. Wer seine Geliebte hochachtet, wird sie ungern als seine *Maitresse* bezeichnet hören. Der Besitzer eines neuen Hutes oder Regenschirmes wird wenig erfreut sein, wenn man seine schönen Dinge zum *Chapeau* und *Parapluie* erniedrigt, und ein Ritter ist ein viel männlicherer Kerl als ein Kavalier, den man sich bloß im *Smoking* vorstellen kann.

Gradeso ist die Humanität eine verwaschene, korrumpierte, unbeseelte Abart der Menschlichkeit, und dass man dieses Wort kaum mehr anders als in der Bedeutung der Humanität gebraucht, beweist nur, dass alle wirkliche Menschlichkeit über Politik und Geschäft verloren gegangen ist.

Heutzutage glaubt man, es wer weiss wie weit in allgemeiner Menschlichkeit gebracht zu haben, und preist diese Zeiten des Fortschrittes und der Kultur als himmelhoch erhaben über jene fluchwürdige Vergangenheit, in der unzählige Menschen ihresgleichen als Sklaven hörig waren. Es sei hier nur nebenbei die Frage aufgeworfen, ob die Einrichtung der Sklaverei denn wirklich aufgehört hat. Ich glaube: nein. Der Unterschied ist nur der, dass ehemals der Arbeiter als Sklave nur einem einzigen Herrn

gehörte; jetzt gehört er dem ganzen Stande der Herren, den man das Unternehmertum nennt. Ob dieser Zustand viel angenehmer ist für den Exploitierten als der frühere, muss dahingestellt bleiben. Freiheitlicher ist er ganz gewiss nicht.

Aristoteles ist der Ansicht, dass die Sklaverei durch die Naturordnung bedingt sei, da das Niedere dem Höheren dienen müsse. Die in unseren Tagen das Wort Sklaverei empört von sich weisen, den Kapitalismus aber — das ist das Recht auf den Arbeitsertrag der „Niederer“ — ebenfalls als durch die Naturordnung bedingt hinstellen, sind nicht lauter klügere, freiere und menschlichere Leute als Aristoteles.

Man mag mich gemütlos schelten, wenn ich den Vergleich zwischen den Zeiten der Sklaverei und denen der Menschlichkeit noch ein wenig fortführe. Stirbt heutzutage einem Gutsbesitzer ein Pferd oder eine Kuh, so ist das ein Verlust, der recht empfindlich ist. Im Viehstall wird daher auf gute Versorgung des Bestandes viel Mühe gewandt. Stirbt ein Knecht — diese Würde steht viel höher als die eines Sklaven — so ist das sein eigenes Missgeschick. Für den Gutsherrn ist er schnell und ohne Unkosten zu ersetzen. Als die Wohlhabenden noch Sklaven hielten, war es anders. Da repräsentierte jeder Arbeiter für seinen Herrn einen positiven Wert — wie heute das Pferd und die Kuh —, sein Tod war schmerzlich fühlbar. Daher lag es sehr im Interesse des Brotgebers, dem Arbeiter lebenerhaltendes Unterkommen und auskömmliche Verpflegung zu sichern. Ebenso wurden die leibeigenen Frauen vorsichtig und in aller hygienischen Sorgfalt gehalten, damit sie im Stande blieben, gesunde und arbeitsfähige Sklaven zu gebären, und die Kinder, die einmal diese Sklaven werden sollten, wurden natürlich erst recht gehütet und vor Unterernährung und schwächenden Einflüssen ängstlich bewahrt.

Heute schützt dieser rohe Sklavenhalter-Egoismus die Kinder nicht mehr vor Not und Hunger. Skrophulose

und ähnliche Symptome mangelhafter Lebenshaltung kennzeichnen die Entwicklung der Menschlichkeit am Körper der Kinder. Vater Staat, dessen Interessen mit denen seiner besitzenden Sachwalter identisch sind, hat wichtigere Dinge zu tun, als sich um die Proletarierbälge anders zu quälen, als durch Zuführung religiöser Zuverlässigkeit und vaterländischer Begeisterung. Gottseidank finden aber alternde Damen Musse genug, sich des Jammers der Hungernden zu erinnern, deren Ausdünstung ja nicht in die Bezirke ihrer Villen dringt. Und sie arrangieren Wohltätigkeitsbazare mit Orchideen und Pommery, vergnügliche Maskenbälle, Gartenfeste oder gar Dilettanten-Aufführungen.

Kürzlich trug man die Menschlichkeit sogar auf die Strasse. Jedermann musste Margeriten kaufen, damit den nicht auf dem Wege über das Standesamt gezeugten Kindern das Elend der ersten Lebensjahre erleichtert werde. In München kamen gegen hunderttausend Mark dabei heraus, und der gute Bürger, der an jenem Tage auch ein Blümchen im Knopfloch trug, kann frohen Herzens ein Lied summen, da er zu dem Werk der Menschlichkeit sein Scherflein beigetragen hat. Wir werden nämlich nun wohl nächstens lesen, dass für das Geld ein Fürsorgebüro für uneheliche Kinder errichtet wird, zu dem soundsoviele Beamte engagiert werden und dessen Instandhaltung soundsoviele tausend Mark jährlich kostet. — Auch werden gewiss manche Kinder ihren lockeren Müttern abgenommen und frommen Familien zu einer Erziehung zugeführt werden, die die hereditären Einflüsse der bedauerlichen Herkunft in der Seele des Kindes zu verwischen geeignet ist. Ob nicht in mancher dieser frommen Familien die Sorge um das Kostgeld grösser sein wird als die um das Kind, wird im einzelnen Fall wohl schwer zu kontrollieren sein.

Dieser der höheren Menschlichkeit gewidmete Margeritentag war für mich ein Tag der Qual. Die aller-

liebsten jungen Mädchen, die im besten Glauben an ihre menschenfreundliche Mission mit leuchtenden Augen und frohen Gesichtern überall auf einen zukamen und in wirklich rührender Erfülltheit zum Kauf von Margeriten zuredeten, abweisen zu müssen, war nicht immer ganz leicht, und ich sah oft in Mienen, die ob meiner Lieblosigkeit ganz traurig wurden. Aber mein Knopfloch blieb leer. Ich konnte mich nicht dazu entschliessen, auch nur mit einem Groschen den frivolen Unfug zu unterstützen, als der sich mir der Versuch darstellt, die grauenvollste, fürchterlichste Schmach unserer unmenschlichen Zustände, die Hungersnot unter den Kindern, mit der Arrangierung eines charitativen Sportfestes zu übertünchen.

Nichts will ich mit dieser Art Menschlichkeit gemein haben, die die Bevorzugten gegen die Unglücklichen üben, um die seltenen schwachen Regungen eines schlechten Gewissens zu beruhigen. Nichts mit einer Menschlichkeit, die sich in dem unverfrorenen Sprichwort spreizt, dass Armut nicht schände. Als ob nicht Armut in diesen Zeiten das einzige wäre, was in Wahrheit schändet! Wen unverschämte Ausnützung einer zufälligen Macht zum Milliardär gemacht hat, der gilt unter den Menschen als ein höheres Wesen. Man feiert, ehrt und beglotzt ihn, und wenn er gar noch eine wohltätige Stiftung zur Belohnung für Lebensretter macht, preist man ihn als Vorbild edelster Menschlichkeit. Der Arme aber wird überall und ganz unverhüllt als Mensch zweiten Grades gewertet. Die Gesellschaft dessen, die keine gestärkte Wäsche trägt, ist anrühlig; die Umgangsmöglichkeit entscheidet sich nach der Vollkommenheit der Garderobe. — Dem armen Kinde schon ist die Möglichkeit verschlossen, die moderne Konversationsbildung aufzunehmen. Dem vermögenslosen Jüngling sind alle Wege zu den einträglichen Pfründen des Erwerbslebens versperrt. Er ist zum Opfer der Ausbeutung bestimmt — ohne Rücksicht auf Charakter, Veranlagung und Neigung, und um

ihm seine Minderwertigkeit noch deutlicher fühlbar zu machen, wird er gezwungen, durchaus gegen seinen Wunsch, gegen seine Einsicht und gegen sein Interesse, länger als die Besitzenden und in niedrigeren Chargen die Mordinstrumente zu tragen, mit denen er das Kapital, das sein Blut saugt, zu schützen hat. Alles das unter Berufung auf Ideal, Christentum und Menschlichkeit.

Somit haben alle humanitären Bewegungen und Bestrebungen, soweit sie innerhalb des Staates, des Kapitalismus, der Knechtschafts-Einrichtungen sänftigend und versöhnend wirken sollen, keine Berührung mit der Menschlichkeit, die ich fördern möchte. Diese Menschlichkeit will Menschenbewusstsein, Solidarität, Freiheit, Gerechtigkeit und Erfülltheit vom heiligen Berufe Mensch zu sein; will Liebe unter den Menschen, die auf Gleichheit und Geselligkeit fusst; will Kraft und Schönheit, und will hitzigen Streit, empörte Abwehr gegen jede Art Unterdrückung, Lüge, Vergewaltigung, Unrecht und Tartüfferie.

Die Menschlichkeit, von der ich rede, besteht noch nicht, sowenig wie Gerechtigkeit oder Kultur besteht. Sie soll erkämpft werden mit den Mitteln, die dereinst ihre Fundamente sein werden; durch Bund und Auslese, durch Klarheit, Wahrheit, Festigkeit und seelische Freiheit. Menschlichkeit ist Hass und Abwehr gegen Dürftigkeit und Gemeinheit, ist Liebe zum Schönen, Wahren und Ewigen und Wille zum Wesentlichen.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung).

Und jetzt? Die Tage vor meiner Verhaftung waren, veranlasst durch die Haussuchung, die die Berliner Polizei im Auftrage der Münchner bei mir vornahm, Notizen durch die Blätter gegangen, wonach ich an der grotesken Münchner Bombenaffäre beteiligt gewesen sein sollte. In der Tat wurde mir von den Beamten, die mein Zimmer und meine Taschen durchstöberten (in

Uebereinstimmung mit der Wahrheit)*) gesagt, ich solle mit den Verhafteten, die (dieses Unternehmens beschuldigt wurden, öfters gesehen worden sein. Da für Leute, die keinen Einblick in mein Tun haben können, der Eindruck entstehen musste, diese Zeitungsnotizen kompromittieren den Mühsam schwer in der Angelegenheit, erliess ich im „Berliner Tageblatt“ und im „Lokal-Anzeiger“ Erklärungen, in denen ich die Unsinnigkeit solcher Kombinationen nachwies. Danach glaubte ich allen Gefahren überhoben zu sein und ohne Geheimniskrämerei in die Schweiz abreisen zu können. Und nun doch die Verhaftung: wegen fortgesetzten Vergehens gegen §§ 128, 129, 73.) Zwar hatte ich bei der Protokollierung meiner Identität den Polizeikommissär ersucht, mir den Inhalt dieser Paragraphen anzuvertrauen, aber der hatte sie mir so schülerhaft vorgelesen, dass ich nur den Sinn des § 73 des Strafgesetzbuches verstand, der nichts wie Strafausführungsbestimmungen enthält, die nämlich, dass bei Verletzung zweier Paragraphen das Strafmass des schwerer zu sühnenden Vergehens in Anwendung zu bringen sei. Was das eigentliche Delikt anlangt, so war ich in den Stunden, die ich eben beschreibe, noch vageren Kombinationen überlassen als vorher. § 130, das wusste ich, betrifft die Aufreizung zu Gewalttätigkeiten verschiedener Bevölkerungsklassen gegen einander. Dafür bin ich schon mal bestraft worden. 128, 129 konnten nicht sehr Unähnliches betreffen, da sie so dicht danebenstehen: Aber welches potische Verbrechen konnte ich „fortgesetzt“ begangen haben? Ich war mir keines bewusst. Nur soviel gestand ich mir doch, dass deutsche Behörden nicht so rasch zur Verhaftung eines Menschen schreiten, der, wie ich, einen bekannten Namen hat, wenn sie nicht mindestens starke Gründe für ihr Vorgehen zu haben meinen, und dass die Freilassung — mögen die gegen mich erhobenen Vorwürfe noch so falsch sein — nicht mit einem Federstrich und in ein paar Stunden zu erzielen sein würde. —

Solche Ueberlegungen beherrschten etwa die Stimmung, in der ich mich nun in der Kellerrzelle des Charlottenburger Polizeigefängnisses am Vormittage des 30. Oktober befand. Ich erhielt indessen den Besuch eines beleibten, vollbärtigen Herrn mit Kneifer und Zigarre, der sehr von oben herunter auftrat und mich in schneidigem Beamtenton nach Namen und Stand fragte. Er kicherte dabei und verschwand wieder. Dann kam noch ein sehr ernst schauender, offenbar höherer Beamter, der mich nur musterte. Ich hatte bei beiden die Empfindung: die wollen sich das rare Tier mal ansehen,

*) Als ich dies schrieb, war mir der Name des Hauptbeteiligten noch unbekannt. Den sah ich zum ersten Mal vom Zuschauerraum des Gerichtssaals aus, in dem er abgeurteilt wurde.

das man ihnen da hereingebracht hat. Inzwischen schlug die ominöse Uhr Mittag, und ich bekam eine greuliche dicke Graupensuppe, wieder mit einem Riesenklumpen klebrigen Brotes. Da ich sehr ausgehungert war, zwang ich mich, möglichst viel davon zu essen. Gegen 1 Uhr wurde mir endlich eröffnet, dass ich mich berechtigen solle zur Ueberführung. Ich hatte kaum Zeit, mir die Stiefel anzuziehen und den Kneifer aufzusetzen. Die Hosenträger wollte mir der Aufseher nur so in die Hand geben. Er empfahl mir, sie in die Tasche zu stecken. Ich überrumpelte ihn aber, indem ich — eins, zwei, drei — Jacke und Weste auszog und die Hose sorgfältig befestigte, ehe ich mich bereit erklärte. Jetzt wurde ich einem uniformierten Charlottenburger Polizisten attachiert, der mich zu einem Polizeiwagen begleitete, einem von allen Seiten geschlossenen dumpfigen Kasten, vor den zwei Schimmel gespannt waren. Ich schlug vor, auf meine Kosten eine Droschke zu nehmen, man bedeutete mir aber, dass ich das vorher hätte sagen sollen (als ob ich dazu Gelegenheit gehabt hätte, wo ich keinen Schimmer hatte, was mit mir werden sollte). In dem Wagen sassen schon vier Personen drin, alle ehrpusselig in einer Reihe. Ich setzte mich ihnen gegenüber, ganz vorn, von wo ich durch eine Lücke unterhalb des Kutschersitzes auf die Strasse sehen konnte. Der Schutzmann setzte sich auf das gleiche Brett in die hintere Wagenecke, wo für ihn eine Decke lag, und ordnete die Packete, die meine und meiner Leidensgefährten Habe enthielten. Die Karre setzte sich also in Bewegung, und ich hatte Zeit, während der schweigsamen Fahrt zum Gerichtsgefängnis meine Mitreisenden zu betrachten. Mir gegenüber sass ein Mann von etwa 50 Jahren, eine Gestalt, wie man sie in Herbergen, Wärmehallen, Kaschemmen und ähnlichen Orten massenhaft antrifft. Für meine Gruppe „Vagabund“ des Sozialistischen Bundes, die ja leider nicht mal zustande kam, und für deren Nichtverstehen durch Unbeteiligte ich anscheinend jetzt hier sitze, schien mir der Mann indessen nicht zu taugen. Dazu sah er mir nicht ver zweifelt genug aus, auch nicht ingrimmig genug. Sein Gesicht hatte eher einen sozusagen demütig-verdrossenen Ausdruck. Neben diesem armen Teufel sass ein junger Mensch, sehr lang und blass und von unintelligentem, fast stupidem Aussehen. Er hielt in der Hand krampfhaft seine Hosenträger und schien seine Lage mit einem stumpfsinnigen Widerwillen zu ertragen. Die beiden anderen Wageninsassen waren Mädchen. Eine grosse, ziemlich üppige, nicht hässliche, aber etwas verlebte Person, die ich für eine Prostituierte in mittlerer Preislage hielt, und ein nettes, junges, zartes, blondes, verängstigtes Geschöpfchen, das um, wer weiss was für einen kleinen Ladendiebstahl die traurige Fahrt mitmachen musste. — Zuerst fuhr der Wagen in die Kirchstrasse zum Krankenhaus, holperte dort

über die steinerne Hofschwelle durchs Portal, dass wir alle fast durcheinandergefallen wären, und liess die grössere und ältere der Frauensleute dort aussteigen und vom Personal in Empfang nehmen. Armes Wurm, das man nur gesund werden lässt, um es den Torturen der „Gerechtigkeit“ zu überliefern! — So fuhren wir dann, eine Person weniger, weiter zum eigentlichen Gefängnis. — —

Ich habe eben mein Abendbrot verzehrt. Gleich werde ich ins Bett geschickt. So will ich für heute schliessen, und die Begebenheiten vom zweiten Tage meiner Gefangenschaft und vom Betreten der zweiten Station an morgen weiterschildern.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

Für Wedekind. Die Kinderstube Deutschland, in der die Krabben ihrer eigenen Zimmerreinheit so wenig zutrauen, dass sie das grobe Kindermädchen Polizei bei keiner Verrichtung entbehren können, scheint endlich Schauplatz einer kleinen geistigen Revolte werden zu wollen. Einige Grössergewachsene wollen sich nicht mehr abhalten lassen. Sie wollen über ihre Bilder und Lesebücher selbst bestimmen, sie wollen sich die würdelose Beaufsichtigung ihrer Spiele durch die t äppische Magd nicht mehr gefallen lassen und kündigen ihren Willen zur Selbständigkeit in einer erfreulich energisch gehaltenen Protestkundgebung an.

Die Zeitungen brachten einen Aufruf gegen das sinnlose, ungeschickte, muckerische Vorgehen der Polizeizensur gegen die Werke Frank Wedekinds. Eine Reihe sehr beträchtlicher Künstler und Kunstfreunde fordert zum Zusammenschluss aller derer auf, „denen das Schaffen Frank Wedekinds wert erscheint, vor einer systematischen Verdrängung aus« der Oeffentlichkeit bewahrt zu werden.“ Ein Drittel der gesamten dramatischen Kunst Wedekinds werde infolge Polizeiverboten an keiner deutschen Bühne zur Aufführung zugelassen. Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass bei der Polizei der Entschluss feststeht, den Dichter von „Frühlings Erwachen“ mit seinen Ueberzeugungen, die er in zwanzig Tahren nach der Niederschrift der Kindertragödie gewonnen hat, auf der Bühne nicht mehr zu Wort kommen zu lassen. Durch sein Aultreten auf der Bühne den Beweis zu erbringen, dass in seinen dramatischen Arbeiten ein tiefer sittlicher Inhalt liege, sei dem Dichter, soweit es seine von der Polizei verbotenen Dramen betreffe, ein für allemal unmöglich gemacht. Es stehe zu befürchten, dass die Polizeibehörden entschlossen sind, auch diejenigen Dramen allmählich von der Bühne zu verdrängen, die bis jetzt zur Aufführung freigegeben wurden. Die Unterzeichneten

bieten die Hand zur Wahrung des aus Wahrheitsliebe und Schönheitsverehrung hervorgegangenen dramatischen Lebenswerkes Wedekinds, „indem wir dem bald Fünfzigjährigen den Weg ebnen wollen, den er gehen muss, um sein Werk zur Geltung zu bringen. Die Freunde Wedekindscher Kunst werden daher gebeten, ihren Namen dem Verlagsbuchhändler Georg Müller in München, Josephplatz 7, bekannt zu geben.“

Unter den Unterzeichnern des Aufrufs befinden sich die ausgezeichnetsten Männer, die das künstlerische Leben Deutschlands und Oesterreichs zu stellen hat. Ihnen gebührt Dank und Anspornung. Bei der Schlafmützigkeit, die das Verhalten der Geistigkeit gegen das Herumwühlen subalterner Seelen in kulturellen Werten allgemein kennzeichnet, bedeutet der Aufruf für Wedekind einen ersten männlichen Vorstoss. Nur möchte man wünschen, dass die Kundgebung nicht in einer Namenstabelle mit lediglich statistischem Wert umkommt. So lohnend es ist, einmal zu erfahren, wer bis jetzt die dämonische Kraft des genialsten lebenden Dichters erkannt hat, so wichtig wäre es doch auch, das Solidaritätsbekenntnis für einen Dichter gegen die Staatsgewalt zu einer kräftigen und dauerhaften Aktion derer, die sich nicht mehr bevormunden lassen wollen, zu erweitern. Dazu gehört freilich mehr als ein gelegentlicher Protest, wenn einem zufällig einmal die Spitze eines Polizeihelms unter das eigene Kinn stösst. Dazu gehört die Erkenntnis, dass die ganze Institution der Beaufsichtigung der Menschen in ihrem privaten Verhalten unwürdig und für selbstbewusste Naturen unerträglich ist. Wer sich willig von der Polizei um drei Uhr nachts zu Bett schicken lässt, wer kritiklos zusieht, wie die Polizei sich in jede privateste Privathandlung, etwa ins erotische Leben, einmischet, der darf sich nicht beklagen, wenn sich die Fürsorge der hohen Behörde auch mal bis in seine eigenen innerlichen Erlebnisse und Bedürfnisse erstreckt. Die Macht, die die Polizei ausübt, ist ihr von der Oeffentlichkeit zuerteilt worden. Schlimm genug für den kultivierten Teil der Menschheit, dass er stets langmütig zusieht, wie die Oeffentlichkeit ausschliesslich vom unkultivierten Teil repräsentiert wird. In Wedekinds Werk ist sozialer Drang, soziales Bekennen und sozialer Protest genug — drum eben sucht ihn die Öffentliche Gewalt mit jedem Mittel mundtot zu machen. Wer auf Freiheit des Worts und der Ueberzeugung hält, der stelle sich mit der ganzen Breite seiner intellektuellen und seelischen Bedeutung der Einrichtung entgegen, die auch in seinem Namen Freiheit, Selbstständigkeit und Eigenleben unterdrückt. Erst wenn die anmassliche Vorherrschaft des Polizeisäbels auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zurückgedrängt sein wird, werden wir erwarten dürfen, dass Kunst und Kultur sich ungestört ausbreiten können, und dass kulturelle Vorstellungen vor kulturlosen Nachstellungen sicher sein werden.

Tariffreue. Die Art, wie die deutschen Arbeitergewerkschaften um vorteilhafte wirtschaftliche und menschliche Existenzbedingungen „kämpfen“, hat bei kritisch veranlagten Revolutionären schon immer arges Bedenken erregt. Da gibt es kein Losschlagen im günstig erscheinenden Augenblick, kein Streiken im Moment der Hochkonjunktur, wenn die Arbeiter am nötigsten gebraucht werden, also am leichtesten Zugeständnisse von den niemals sentimentalern Unternehmern erzwingen können, kein Sichverlassen auf Energie, Entschlossenheit und Opferwilligkeit der Einzelnen, sondern immer nur ein behutsames Erwägen und Zögern, ein Abwälzen der Verantwortung auf „Vertreter“, ein Erlaubniseinholen und Direktivenempfangen von den Zentralstellen. Im Gegensatz zu den radikalen, selbständigen Arbeitersyndikaten in den romanischen Ländern (die syndikalistische Bewegung der Lokalorganisationen in Deutschland ist verhältnismässig sehr schwach), die aggressiv vorgehen und ständig auf dem Qui vive? liegen, verzichten bei uns die zentralistischen Gewerkschaften mehr und mehr auf Angriffstreike, sie lassen es auf Aussperrungen ankommen, jammern dem Unbeteiligten vor, dass sie schuldlos seien an dem Konflikt und stehen der rücksichtsloseren Arbeitgebererschaft in der Defensive und folglich im Nachteil gegenüber. Aus dieser Unlust, dieser Bequemlichkeit und Säumigkeit erklärt sich das sehnsüchtige Bestreben nach langfristigen Tarifverträgen. Man findet sich mit den Unternehmern in einer Tarifgemeinschaft zusammen, ein aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammengesetztes Tarifamt entscheidet in Streitfällen, man hat für eine Reihe von Jahren Lohnhöhe und Arbeitszeit vertraglich gesichert, und — nach Ablauf dieser Jahre, wenn man natürlich mit neuen Forderungen anrückt, tritt einem die Prinzipalschaft wohl vorbereitet, gewappnet und geeignet mit einem kühlen Nein oder gar mit Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen entgegen.

Was es mit den grossen Vorteilen der Tarifgebundenheit für den Arbeiter auf sich hat, das illustriert ein in mehrfacher Hinsicht überaus bemerkenswerter Konflikt im Berliner Zeitungs Grossbetrieb. In August Scherls Druckerei, in der der „Berliner Lokal-Anzeiger“, der „Tag“, die „Berliner Abendzeitung“ und etliche periodische Zeitschriften hergestellt werden, wurde 7 Maschinenmeistern gekündigt und zugleich von den übrigen Arbeitern Überstunden verlangt. Die Erbitterung darüber führte zu Reibereien, die vom Tarifamt zu schlichten waren. Der Spruch des Amts fiel nicht zur Zufriedenheit der Arbeiter aus, die zwei Vertrauensleute mit deutlich formulierten Forderungen und mit Streikandrohung vorschickten. Neue Verhandlungen vor dem Tarifamt, das — wohlgemerkt: es ist zur Hälfte von Arbeitnehmern besetzt! — die Arbeiter abwies und der Firma anheimgab, die beiden Vertrauensleute, weil sie den Auftrag ihrer Kollegen erfüllt hatten, zu entlassen. Das tat die Druckerei, und die — wie man denken sollte: selbstverständliche — Folge war, dass die übrigen Maschinenmeister sich mit denen, die nur ihren Willen ausgedrückt hatten, solidarisch erklärten und die Arbeit niederlegten. Soweit wäre der Vorgang nicht weiter absonderlich; der Solidaritätsakt war anständig, — aber es wäre unanständig gewesen, wenn er unterblieben wäre. Scherl wandte sich nun an die Betriebe von Mosse („Berliner Tageblatt“) und Ullstein („Morgenpost“) mit der Bitte um Hilfe. In wohlverstandner Gemeinsamkeit der Unternehmerinteressen wollten die ihr Personal der bedrängten

Firma zur Verfügung stellen. Die Arbeiter der Konkurrenz weigerten sich jedoch — wieder ganz natürlich und im Bewusstsein ihrer Solidarität, — die zugemuteten Streikbrecherdienste zu leisten. Da die Scherischen Blätter infolgedessen nicht erscheinen konnten, geschah das Unerwartete, dass Mosse und Ullstein sich mit der Konkurrenz solidarisch erklärten und ihre Blätter ebenfalls nicht erscheinen liessen. Das war klug und anständig gehandelt, und es ist vom „Vorwärts“ dumm und unanständig, dass er die Solidarität unter den Arbeitgebern anders wertet, als die unter den Arbeitnehmern, und die Verleger der Zeitungen an ihre Lieferantenpflicht den Abonnenten gegenüber erinnert

Soweit ist keinem der Beteiligten ein Vorwurf zu machen. Der Vorgang zeigt einen Ausschnitt aus dem gewerblichen Klassenkampf, wie er sich in sauberen Formen vollzieht. Schätzig aber, erbärmlich und über die Massen kümmerlich war das Verhalten der beteiligten Arbeiterorganisation, des Buchdruckerverbandes. Um der „Tarif-treue“ willen, zu deutsch: um der Buchstabentreue, der Paragraphen-gläubigkeit, der Konfliktsangst willen, erklärte der Verband: dem Spruch des Tarifamts ist unbedingt Gehorsam zu leisten. Hat das Tarifamt entschieden, die Entlassung der Wortführer der Maschinenmeister sei zu Recht erfolgt, so haben die, deren Wort geführt wurde, kein Recht mehr zur Solidarität. Den Arbeitern der Firmen Mosse und Ullstein wurde versichert, wenn sie sich von ihren Prinzipalen an die verwaisten Maschinen der Scherischen Druckerei kommandieren liessen, so begingen sie keinen Streikbruch, und zu allem Überfluss wurden die beiden Generalsünder, dafür, dass sie sich von ihren Kollegen hatten abordnen lassen, im frohen Einverständnis mit der Gewerkschaft aus der Tarifgemeinschaft ausgeschlossen, und in den Extrablättern der Unternehmerorgane, die an Stelle der ausfallenden Zeitungen erschienen, stand die Erklärung der Verbands-Vertrauensmänner, dass die Arbeiter schwer gesündigt haben, und dass die Arbeiterorganisation alles getan habe, um den in Agitationsversammlungen ach! so geschmähten Unternehmern in ihrem Recht auf tariffreie Ausbeutung der Kollegen beizuspringen.

Der groteske Fall ist deshalb so schauerlich ernst zu nehmen, weil er in seltener Helligkeit die Konsequenz der sozialdemokratischen Tarifmeierei zeigt. Die Organisation, die da ist, das Interesse der Proletarier gegen ihre Exploiteure zu wahren, stellt sich bei Gelegenheit eines nicht bloß begreiflichen, sondern durchaus gebotenen Solidaritätsstreiks auf die Seite des Kapitals, fordert die Arbeiter der Konkurrenzbetriebe zu heimtückischer Verräterei auf und infamiert die eigenen Kollegen, die für die gemassregelten Genossen eintreten: alles von wegen der „Tarif-treue“. Kommen sich vor wie Ethiker und sind Schlappschwänze.

Kentucky und Berlin. Einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat sich ein Gesetz dekretiert, wonach nur mehr überführte und rechtskräftig verurteilte Verbrecher für das Verbrecheralbum fotografiert werden dürfen. Das „Berliner Tagblatt“, erschüttert von einem solchen Grade freiheitlichen Edelmut, interpellierte sogleich das Berliner Polizeipräsidium um Auskunft, wie es hierzulande mit der Komplettierung des Verbrecheralbums gehalten werde. Oer Gehilfe des Herrn v. Jagow versicherte dem Gehilfen der öffentlichen Meinung, ganz so leichtsinnig wie die amerikanische Republik

dürfe man nicht verfahren. Immerhin bemühe man sich auch in Berlin um Zurückhaltung. Ausser den schon abgeurteilten gemeingefährlichen Verbrechern photographiere man nur noch solche, die dringend verdächtig seien, gewerbsmässig Verbrechen zu begehen . . .

Als ich im Jahre 1906 zum ersten Male einen Prozess angehängt bekam (wegen „Aufreizung“), wurde ich zur allerersten Vernehmung — also ehe das Verfahren überhaupt eröffnet war — aufs Polizeipräsidium zitiert. Nach einem kurzen Verhör wurde ich trotz meines Widerstandes und obgleich kein Haftbefehl gegen mich erlassen war, unter Anwendung von Gewalt gezwungen, mich im Atelier des Polizeigebäudes am Alexanderplatz photographieren zu lassen. Unter meinen anarchistischen Genossen ist kaum einer, dessen Konterfei und Fingerabdrücke noch nicht in Polizeiarchiven festgehalten würden. Dass in München nicht einmal die Einleitung eines Strafverfahrens nötig ist, um politisch verdächtige Leute einzusperren, zu photographieren und zu daktyloskopieren, dafür habe ich in Nr. 1 des „Kain“ („Bayerische Freiheitlichkeit“) schon Material geliefert.

Trotzdem fällt es mir nicht ein, dem Polizeipräsidenten wegen seiner Auskunft ans „Berliner Tageblatt“ der Verbreitung unwahrer Angaben zu bezichtigen. Ich glaube die Psychologie polizeilicher Würdenträger genügend zu kennen, um ihre Mitteilungen mit der Wahrheit eingermassen in Einklang bringen zu können. Unsereiner, der die Einrichtung der politischen Polizei nicht eben für eine Kulturerrungenschaft hält, macht sich schon durch diese Ansicht dringend verdächtig, gewohnheitsmässiger Verbrecher zu sein. Da die Dressur der Polizeihunde aber vorläufig noch nicht soweit gediehen ist, dass die Tiere auch verbotene Ansichten aufschnuppern könnten, so muss sich die Behörde mit dem Verbrecheralbum behelfen, in das die Bilder solcher Leute geklebt werden, die gewohnheitsmässigen selbständigen Denker verdächtig sind. Ohne diese Sicherheitsmassregel glaubt das Berliner Polizeipräsidium nicht auskommen zu können, und von ihrem Standpunkt hat sie sicherlich recht.

Der Herr Rektor. In dem widerlichen Handel des Rektors des Münchener Luitpold-Gymnasiums, Oberstudienrats Dr. v. Orterer, bayerischen Kammerpräsidenten, gibt es einen versöhnenden Moment. Als der Beschluss des Lehrerkollegiums, die Gymnasiasten, die am Tanzunterricht teilgenommen hatten, von der Schule zu jagen, den Opfern solcher Pädagogik drei Tage vor dem Abiturium mitgeteilt wurde, versuchte einer der jungen Männer, sich auf den Herrn Rektor zu stürzen und persönlich Rache zu nehmen. Das war die natürliche Abwehrgeste des lebendigen Blutes gegen die fröscherne Schleimigkeit eines Paragraph gewordenen Zelotenhirns. — Die Tagesschreiber haben den Eltern der Schüler geraten, das Luitpold-Gymnasium zu boykottieren, solange Herr Dr. v. Orterer daran als Rektor wirkt. Ein solches gemeinschaftliches Vorgehen der Eltern würde freilich den Etat der Schule herabdrücken, es hätte aber zur Folge, dass sich der Erziehungs-Fanatismus des Lehrerkollegiums mit verdoppelter Intensität auf die geringere Anzahl der Gymnasiasten konzentrierte, deren Eltern mit dem Herrn Rektor der Ansicht wären, Zweck jeglicher Belehrung sei, Individualität zu vernichten. In Wahrheit ist dies der Zweck jeglicher Autorität, der elterlichen

ebenso wie der pädagogischen. Es scheint daher nicht immer richtig zu sein, die Zucht des Elternhauses als Rettung vor der Zucht des Schulhauses anzusehen. Der Versuch des Gymnasiasten, sich zu rächen zeigt an, bei wem die Macht steht, auch ehe die Verzweiflung da ist, schon abzuwehren: beim Schüler selbst. Stiesse der Herr Rektor bei seinen schimpflichen und lächerlichen erzieherischen Gewaltübungen bei den jungen Leuten, die doch keine kleinen Kinder mehr sind, auf rabiaten Widerspruch und bei Massregelungen auf starke Solidarität, dann könnte kein Zentrum, keine Kirche und kein Wehner ihn auf seinem Posten halten. Die Jungen zwingen ihn, abzutreten und seine drakonische Frömmigkeit fortan ausschliesslich auf ihre Väter loszulassen, sofern die es bis zu Landtagsabgeordneten gebracht haben. Den Eltern aber kann nur ein Rat gegeben werden: sie mögen so erziehen, dass jeder Zwang, der gegen ihre Kinder versucht wird, ganz selbstverständlich der rücksichtslosesten Ablehnung begegnet. Hätten sie selbst nicht ihre Sprösslinge von klein auf an Zwang und Autorität gewöhnt, dann bedürfte es gewiss keiner Elternvereinigungen zum Schutz der Söhne gegen Herrn Rektor Dr. von Orterer.

Semerau. Packt ihn, zwackt ihn, greift ihn, kneift ihn,
Fangt ihn, haltet ihn und schleift ihn
In des Kerkers Schauerbau, —
Den Herrn Doktor Semerau.
Ha! Schon setzt ihm nach die Menge.
Voll verletzter Sittenstrenge
Schmeisst man ihn ins Loch sogleich,
Fern im Lande Oesterreich.
Die in Arco, die in München
Möchten den Herrn Doktor lynchen,
Welcher, alles Anstands bar,
Kompagnon des Bayros war.
Wer sein Buch las, kennt das Grausen,
Und speziell Herr Doktor Kausen
Zahlte manchen goldnen Fuchs,
Dass ihm die Empörung wuchs.
In die Paragraphenschraube
Mit dem Daumen, dass ihm Glaube
Wiederkehre und Moral
Warnungsvoll fürs nächste Mal.
Frau Justitia mach uns stark, oh!
Dass wir, kommt er erst aus Arco,
Ihn vertilgen längre Zeit,
Namens der Gerechtigkeit.

An die Leser!

Freundlich für den „Kain“ interessierte Leser mahnen mich, neue Erzeugnisse meiner Lyrik zu bringen und bei der Redaktion des Blattes die Literatur mehr als bisher zu berücksichtigen. Ich kann versichern, dass ich selbst die Vermehrung des Inhalts nach dieser Seite am meisten wünsche. Der äusserst enge Raum, der mir zur Verfügung steht, verhindert mich aber immer wieder, alles was ich zu sagen habe, drucken zu lassen. Es ist schmerzlich genug, trotz aller Künste der Setzermeister, möglichst viel unterzubringen, aus jeder Nummer schon gesetzte Beiträge wieder herausnehmen zu müssen. Ich hoffe aber, dass bald Rat geschafft wird, wie die Zeitschrift äusserlich ansehnlicher und innerlich reicher erscheinen kann. Die Vergrößerung des Blattes, bezw. die schnellere Folge seines Erscheinens wird bewirkt werden, sobald der Andrang der Abonnenten und Käufer dem des zu bewältigenden Materials einigermaßen entspricht.

München, Akademiestr. 9.

Erich Mühsam.

Früher erschienen:

KAIN, Heft 1. Inhalt: Kain (Gedicht). — Die Todesstrafe. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bayerische Freiheitlichkeit. — Die volle Mass — Oeffentlicher Dank.

KAIN, Heft 2. Inhalt: Appell an den Geist. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bücher. — Schönherr's Plagiat. — Krawall, Revolte, Revolution. — Jagow und Kerr. — Humor. — Correspondenz.

KAIN, Heft 3. Inhalt: Aufruf zum Sozialismus. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Der unzüchtige Marquis. — Georg Hirth. — Die nervenschwache Polizei.

Preis je 30 Pfg. Zu beziehen durch die Post, durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kainverlag, München, Baaderstrasse 1 a.

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

.....
*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang I.

No. 5.

August 1911.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Sittlichkeit. — Tagebuch aus dem Uefitgnis. — Münchener Theater. — Bemerkungen. Mottl, ein Opfer der „Münchener Post“. — Der heilige Jatho. — Architektur und Behörde. — Bekanntmachung.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Früher erschienen:

KAIN, Heft 1. Inhalt: Kain (Gedicht). — Die Todesstrafe. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bayerische Freiheitlichkeit. — Die volle Mass. — Oeffentlicher Dank.

KAIN, Heft 2. Inhalt: Appell an den Geist. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bücher. — Schönherrs Plagiat. — Krawall, Revolte, Revolution. — Jagow und Kerr. — Humor. — Correspondenz.

KAIN, Heft 3. Inhalt: Aufruf zum Sozialismus. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Der unzüchtige Marquis. — Georg Hirth. - Die nervenschwache Polizei.

KAIN, Heft 4. Inhalt: Widmung. — Menschlichkeit. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Für Wedekind. — Tariftreue — Kentucky und Berlin. — Der Herr Rektor. — Semerau.

Preis je 30 Pfg. Zu beziehen durch die Post, durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kainverlag, München, Baaderstrasse 1 a.

Jahrgang
No. 5.

I.

München,
August 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonparaillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.**

Sittlichkeit.

Die Sittlichkeit ist in diesem Lande in einem Umfang ausgebrochen, dass energische Massnahmen schleunigst geboten erscheinen. Leute, denen man eine gewisse Vorgesrittenheit glaubte zutrauen zu dürfen, sind plötzlich mit Sittlichkeit geschlagen und setzen so bedrohliche Mienen auf, dass man meinen möchte, es handle sich um schlechtgefüllte Masskrüge. Herrn Dr. Kausens Sieg ist vollkommen; er hat sich bereits von Otto von Erlbach eine pessimistische Betrachtung schreiben lassen. Herr Dr. Hass empfing von dem gebildetsten seiner Geschworenen eine geharnischte Beschwerde wegen der Mangelhaftigkeit des Strafgesetzbuches, worin eine Ausdehnung der Bestimmungen des Viehseuchengesetzes auf die Pornographen verlangt wurde. Der Staatsanwalt beglückwünschte das Schicksal zu der glücklichen Zusammenstellung der Geschworenenbank, die sich ziemlich ausschliesslich aus Bauern rekrutierte: man versteht, dass ein Staatsanwalt es in einem Prozess, in dem es um die Beurteilung literarischer Produkte geht, nicht glücklicher treffen kann. Der Hass redete den ländlichen Richtern in ihrer eigenen Mund-

art und mit einer Derbheit zu, die er — ohne sich zu allarmieren — nicht im Buchhandel vertreiben dürfte, und die für kräftige Aeusserungen sehr empfänglichen Bauern quollen über von Sittlichkeit. Der angeklagte Dr. Semerau wurde einerseits dieserhalb, andererseits, weil er sich von zwei preussischen Anwälten verteidigen liess, zu acht Monaten Gefängnis verurteilt. Die Sittlichkeit aber schlug Wellen, die aus Sachverständigen-Hirnen aufspritzten und uns aus klerikalischen und liberalen Annoncen-Gefilden entgegenplätscherten.

Was tat der Angeklagte? Er nutzte die Konjunktur und schrieb für begüterte Lebemänner Bücher, die sexuelle Dinge in deutlichen Kennzeichnungen behandelten. Ich habe die Bücher nicht gelesen, weil ich für wahrscheinlich literarisch unbeträchtliche Erzeugnisse kein grosses Geld übrig habe, und weil ich selbst genügend geschlechtliche Phantasie besitze, um auf die eines Schriftstellers, der die Lebewelt damit versorgt, füglich verzichten zu können. Aber gesetzt den Fall, der Schwurgerichts-Prozess betraf ein Zotenwerk, eine Arbeit, für die künstlerische Massstäbe keine Geltung haben, so setze ich mich gleichwohl für Herrn Dr. Semerau ein, so verteidige ich gleichwohl seine Bemühung, undifferenzierte Geschlechtsnerven zu kitzeln: und zwar aus Gründen der Sittlichkeit.

Ich begeben mich einige Stockwerke abwärts und stelle mich auf die Warte des Staatsbürgers. Nun habe ich die Perspektive, in der sich die Unsittlichkeit von der Ebene des Korrekten, Normalen, Unanständigen deutlich abhebt. Ich gewahre, dass sich in den Zonen der Unsittlichkeit ausschliesslich sexuelle Fälle abspielen, und ich überzeuge mich an der Hand des Gesetzbuches, das ich als Bädeler benutze, dass das normale Rechtsempfinden in der Tat in den Begriff der Unsittlichkeit nicht etwa Handlungen und Regungen der Bosheit und Verschlagenheit fasst, wie Jobberei, Diplomatie und Journalismus, sondern solche, die ausserhalb der standesamtlichen Konzession aus geschlechtlichen Reizungen erwachsen. Ich

stelle fest, dass mein Vorurteil, Verbrechen sei, was die menschliche Sozietät gefährdet (also Mord, Bedrohung, Freiheitsberaubung, oder, um ein Beispiel aus der Sexualität zu nehmen: Notzucht an Kindern und Wehrlosen), dass dieses Vorurteil falsch war, und das⁹ in der Perspektive des Staatsbürgers auch das verbrecherisch ist, was die „Rechtsprechung“ objektiv unzüchtig nennt. Diese Wortfügung ist keine *contradictio in adjecto*, wie einer glauben könnte, dem das Urteil über züchtig oder unzüchtig Angelegenheit des subjektiven Geschmacks zu sein scheint. Objektiv unzüchtig ist vielmehr, was das Gericht, dem der jeweilige Fall zur Aburteilung zufällt, als objektiv unzüchtig zu Recht befindet. Das zu verstehen ist schwierig, aber man muss es lernen, will man der „Rechtsprechung“ einer Justiz entgehen, die auch bayerisch-bäuerischen Geschwornen obliegen kann.

Um bei meiner Rechtsbelehrung zu bleiben: Als Unsittlichkeit ist u. a. eine Handlung anzusehen, bei der sich zwei erwachsene Menschen in gegenseitigem Einverständnis ohne staatlichen Erlaubnisschein vergnügliche Gefühle bereiten. Der staatliche Erlaubnisschein kann entweder für beide Beteiligte ausgestellt sein, dann heisst ihr Einverständnis Ehe; oder er kann nur dem weiblichen Teil gehören, dann heisst es Gewerbe-Unzucht und ist im Sinne des Gesetzes nicht objektiv unzüchtig. Sind beide Vergnügungssüchtige männlichen Geschlechts, so tritt § 175 in Aktion, sind sie weiblichen Geschlechts, so ist eine Lücke der Gesetzgebung durch vernehmlichen Abscheu auszufüllen. — Soweit ist die Sache ganz einfach. Schwieriger wird sie, wenn die unsittliche Handlung nicht mehr in der Ausübung sexueller Greuelthaten besteht, sondern in der Schaffung von Möglichkeiten, Gefallen an solchen Greuelthaten zu wecken. Doch ist dieses Delikt nur strafbar, wenn die Möglichkeit einer Lusterzeugung öffentlich geschaffen wird, mit andern Worten: wenn Herr Doktor Kausen (dies ist weniger ein Name als eine sittliche Einrichtung) die Möglichkeit für möglich hält. Meistens ge-

schient die Möglichkeit zur Anregung durch teure und schwer erhältliche Druckschriften oder Bilder, aber der Kausen erhält sie schon und wetzt alsbald den Paragraphen 184. Erschwert wird dem Mann, dessen Beschäftigung es ist, seinen Mitmenschen sozusagen mit der Laterne unter die Hosentür zu leuchten, sein Amt dadurch, dass oft die Möglichkeit einer Lustanregung in idealer Konkurrenz mit künstlerischer Bedeutsamkeit auftritt. Dann kann nämlich das, was objektiv unzüchtig ist, subjektiv züchtig sein. Dieser Eventualität dankt das Institut der Sachverständigen sein Dasein.

Wem diese zusammenfassende Erklärung des im staatsbürgerlichen Sinn objektiv Unsittlichen in seiner Unterscheidung vom objektiv Sittlichen nicht genügt, dem ist nicht zu helfen. Was mich betrifft, so ist es nicht so sehr der Anblick, wie der Duft solcher Moral, der mich aus ihrer Nähe schreckt. Ich steige also wieder empor zu dem Platze, auf den ich gehöre.

Oben angelangt, frage ich mich: Warum versteht der Bürger — und mithin der Staatsanwalt, der Richter, der Geschworene — unter Sittlichkeit statt, nach des Wortes natürlichem Sinn, Anständigkeit der Gesamtpersönlichkeit nur noch korrekten Wandel des Geschlechtslebens? — Ich antworte: Weil die staatliche Beschaffenheit der Gesellschaft eine in jedem Betracht reinliche Lebenshaltung nicht zulässt; weil die Kapitalwirtschaft den rücksichtslosesten Kampf aller gegen alle bedingt (die Gesetze mindern die Rücksichtslosigkeit nicht, sie regulieren sie bloss, z. B. durch die sophistische Unterscheidung zwischen Geschäft und Betrug); weil an den Sexualtrieb der Menschen im Gegensatz zu allen übrigen Kategorien der gesellschaftlichen Beziehungen mit zahlenmässigen Berechnungen der Nützlichkeit oder Schädlichkeit für das Staatsgeschäft nicht heranzukommen ist und daher die apodiktische Norm einer Moral eingeschaltet werden muss; und weil schliesslich die kongruenten Interessen von Kirche und Staat das Dogma der Geschlechtssünde brauchen,

um der Gefahr der Sinnenfreude, freiheitliche Empfindungen zu wecken, durch die systematische Kontrolle der seelischen Erlebnisse des Menschen vorzubeugen. Dass der Staat bei der Beurteilung sexueller Aeusserungen in Literatur und Kunst das ästhetische Moment gelten lassen muss, ist für ihn unbequem genug. Die Notwendigkeit ergibt sich ihm aber daraus, dass hier der einzige Fall ist, in dem die sonst sozial ganz indifferenten Kreise der Geistigkeit eine gewisse Festigkeit des Willens zeigen, und dass der Staat viel besser als diese Kreise weiss, wie mächtig der geeinte Wille kulturvoller Menschen zu wirken vermag.

In Wirklichkeit läge es viel mehr im Nutzen der Staats-Sittlichkeit, Werke zu verfolgen, die, aus sinnlicher Glut geboren, sinnliche Glut erregen, als solche, deren Zotigkeit einem kultivierten Geschmack die Sinnlichkeit eher verleiden können. Mag hier einmal in aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, was benervte Menschen längst wissen: die Zote wirkt sinnlichkeitserregend nur auf Moralisten; die Zote bietet dem Staat die sicherste Gewähr für die Erhaltung ihrer sexualsittlichen Tendenzen. Denn: die Zote ist der stärkste Ausdruck sexueller Unfreiheit. Nur wem die Schönheit, die Güte, die Reinheit des Sinnengenusses im tiefsten Innern fremd ist, kann es über sich bringen, Begierde und Leidenschaft der Liebe mit misstönigem Feixen zu bewitzeln. Nur wer bis zum Halse im Sumpf der traditionellen Moralität steckt, kann an Darstellungen und Schilderungen sexueller Dinge Gefallen finden, die nicht aus persönlichem Beteiligtsein und Ergriffensein entstanden sind. Der Bürger grinst über die Zote, weil sie ihm das Sündige des Geschlechtslebens zum Bewusstsein bringt, und sein Appetit nach verbotenen Früchten sättigt sich in der Kümmerlichkeit seiner Phantasie.

Wo der Staat ohne Hass zu Werke geht, weiss er das alles selbst sehr gut. Seine Zensur lässt in Variétés und in Tingeltangeln die zotigsten Chansons, bei deren Absingen

alte Schachteln ihre Beine bis an den Plafond schmeissen, gern passieren. Wedekinds „Totentanz“ aber, das Bekenntnis eines von Grund aus reinlich empfindenden grossen Dichters verbietet sie. Damit will ich den Staat nicht anreizen, nun auch der Zote das Lebenslicht auszublasen. Aber diejenigen, die gleich mir das Eindringen des Staates in geistige Sphären als unsittlich empfinden, mögen dahin wirken, dass seinen Organen die Möglichkeit entzogen werde, sich in Geschmacksdinge irgendwelcher Art einzumischen.

Solange Zotenwerke Absatz finden, gibt es Leute, die der Bestätigung ihrer geschlechtsmoralischen Vorurteile bedürfen. Solange es solche Leute gibt, werden Zotenwerke — ob sie verboten sind oder nicht — immer wieder entstehen. Es ist in hohem Masse wahrscheinlich, dass Semerau seine Bücher nicht geschrieben hätte, wenn er nicht hätte annehmen dürfen, dass sie ihm von phantasielosen Philistern mit schwerem Geld bezahlt würden. Wer Unrat nicht riechen mag, der meide die Plätze, wo er gehäuft wird, oder er halte sich die Nase zu. Wer geschlechtliche Darstellungen verabscheut, laufe nicht dahin, wo sie ausgestellt werden. Wem Bücher sexuellen Inhalts nicht passen, der kaufe sie nicht. Wem moralische Entrüstung ein so unentbehrliches Erfordernis des seelischen Gleichgewichts ist, dass er unter Kosten und Mühen die Bäder bereist, aus denen er sie schöpft, dem wollen wir seine Perversität mit derselben Duldsamkeit gönnen, die wir für unsere Sexualität verlangen. Wird aber seine Sittlichkeit zur öffentlichen Plage, dann werden wir sie ihm ins Gedärm treten.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Freitag, den 5. November 1909.

Der Wagen fuhr, wie mir schien — denn durch meine Luke hatte ich während der ganzen Fahrt immer nur ein paar Strassen-

Pflastersteine, ein Stück Wagendeichsel und zwei weisse, sich bald zu einander hinbewegende, bald von einander abhüpfende Pferdeärsche gesehen —, durch mehrere Höfe vor das Portal des Gefängnisses. Der Schutzmann stieg aus, und als ersten Gruss aus der neuen Behausung hörte ich eine ungeschmierte Beamtenstimme krächzen: „Nun mal alle raus dal“ — Es war ein grosser Mensch mit Schnurrbart und Glatze, der uns vor dem Wagenschlag erwartete, ein Mittelding etwa zwischen einem Gerichtsschreiber und einem Kriminalbeamten, wenn ich aus seinem Benehmen auf sein Geschäft schliessen darf. Mit einer Handbewegung, als ob er jeden einzelnen im Vorbeigehen an den Hintern schlagen wollte, Hess er uns an sich vorbeidefilieren und schloss sich uns in der Haltung eines Viehtreibers an, während er uns ins Haus schickte. Dabei kommandierte er im Unteroffizierston: „Links!“ „Rechts!“ „Gerade aus!“ „Hier rauf!“ „Hier rein!“ — und schon befanden wir uns in einer kleinen, weissgekalkten Zelle mit einem kleinen, starkvergitterten Fenster, durch das man ein Stück des Hauses von verschiedenen Seiten, ein Eckchen Gefängnismauer und ein bischen Garten sehen konnte. Unter „wir“ sind zu verstehen: meine beiden männlichen Fahrtgenossen und ich, — und zu uns wurde gleichzeitig noch ein Mensch von vielleicht 25 Jahren eingelassen und dann hinter uns die Eisentür zugesperrt. Das kleine, blonde Mädchen führte der glatzköpfige Menschenbändiger in eine Zelle nebenan. Ich hörte, wie er sie draussen barsch fragte: „Wie alt sind Sie?“ Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, dass das gängigste Tierrhen erst 21 Lenze zählte. Ich überlegte aber, was den pflichteifrigen Beamten wohl veranlassen mochte, das junge Mädchen in diesem Augenblicke, wo er gar nichts aufzuschreiben, sondern sie nur provisorisch einzusperrn hatte, nach dem Alter zu fragen.

Unsere Zelle wies als einzige Einrichtung einen Küchenstuhl auf, den der älteste von uns, der verdrossene Kunde, sogleich besetzte. Wir anderen füllten den kleinen Raum im übrigen fast vollständig aus. Der neue Gefährte, den wir hier kennen lernten, schien mit der Oertlichkeit schon vertraut zu sein. Jedenfalls benahm er sich, als sei er unser Hauswirt. Sein Gesicht überstrahlte ein breites, unbesorgtes Lachen und hatte etwas clownmässiges. Seine Figur war unersetzlich und sehr stämmig. Er hatte Riesenhände und den Anzug etwa wie ein Zimmermann. Ich taxierte ihn auf schwere Körperverletzung. Der brachte Unterhaltung zwischen uns, indem er zunächst den Alten auf dem Stuhl nach seinem Delikt fragte: „Du hast wohl jestohlen?“ — Der Angeredete litt sichtlich und zuckte nur mit den Schultern. Darauf wandte sich der neugierige Herr an mich: „Na, und wat hast du jemacht?“ — Ich war etwas in Verlegenheit, wie ich verständlich antworten sollte

und sagte dann kurz und politisch: „Politisch“. Der Proletarier wurde von Respekt erfüllt. Das war an dem Ton kenntlich, in dem er erwiderte: „Det ha'k mir doch jleich jedacht. Se sind woll Redaktör?“ — Er siezte mich schon, und ich antwortete: „Sowas ähnliches“. — „Ja, ja. Mit! det Schreiben —“ meinte er dann und versank in Stillschweigen und Nachdenken. Nach einer Weile wurde er hinausgerufen. Kurz darauf: „Mühsam!“ — Es war das erste Mal seit meiner Verhaftung, dass mir das Prädikat „Herr“ entzogen wurde. Ich musste dem unsympathischen Glatzkopf folgen, der mir jede Weisung, ob ich links oder rechts zu gehen habe, in einem Ton gab, als ob ihn meine Existenz mit dem tiefsten Abscheu erfülle.

Ich gelangte über eine Treppe und durch mehrere Türen in das Zimmer des Richters und sah mich einem grossen, eleganten Herrn gegenüber, der, wie ich später erfuhr, auf den Namen Assessor B. hörte Er fragte mich höflich nach den Personalien und eröffnete mir nun ganz offiziell, dass der Untersuchungsrichter in München meine Verhaftung wegen Vergehens gegen die §§ 128 und 129 angeordnet habe. Er las mir nun die Paragraphen klar und deutlich vor, und ich will sie hier abschreiben, damit ich mich, wenigstens im allgemeinen und prinzipiellen, immer über die Verbrechen orientieren kann, die ich nach Meinung des Münchener Untersuchungsrichters begangen haben soll. Ich kann das umso leichter, als mir Rechtsanwalt Caro gestern auf meinen Wunsch das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich in Philipp Reclams prächtiger 20 Pfennig-Ausgabe ins Gefängnis brachte.

§ 128: „Die Teilnahme an einer Verbindung, deren Dasein, Verfassung oder Zweck vor der Staatsregierung geheim gehalten werden soll, oder in welcher gegen unbekannte Obere Gehorsam oder gegen bekannte Obere unbedingter Gehorsam versprochen wird, ist an den Mitgliedern mit Gefängnis bis zu sechs Wochen, an den Stiftern und Vorstehern der Verbindung mit Gefängnis von einem Monat bis zu einem Jahre zu bestrafen.“

§ 129: „Die Teilnahme an einer Verbindung, zu deren Zwecken oder Beschäftigungen gehört, Massregeln der Verwaltung oder die Vollziehung von Gesetzen durch ungesetzliche Mittel zu verhindern oder zu entkräften, ist an den Mitgliedern mit Gefängnis bis zu einem Jahre, an den Stiftern und Vorstehern der Verbindung mit Gefängnis von drei Monaten bis zu zwei Jahren zu bestrafen.“

Der § 73 enthält nur Ausführungsbestimmungen. Herr Assessor B. las ihn mir gleichwohl mit vor und fragte mich, was ich darauf zu bemerken hätte. Ich gab hierauf die Erklärung zu Protokoll: „Ich bestreite, mich irgend einer strafbaren Handlung schuldig gemacht zu haben und lege gegen meine Verhaftung Beschwerde ein.“ Das

unterscrieb ich. Auf meine Frage, worin denn nun eigentlich meine Vergehen bestehen sollen, erfuhr ich, dass darüber hier gar nichts zu erfahren sei, dass die Akten von München noch nicht eingetroffen seien, und dass der Richter hier darüber ebensowenig wisse wie ich. Hierauf bat ich, mich sofort mit meinem Anwalt Hugo Caro in Verbindung setzen zu dürfen, nahm aber, während ich die Bitte aussprach, zu meinem freudigen Erstaunen wahr, dass vor mir auf dem Tisch Caros Visitenkarte lag. Ich erfuhr dann auch, dass der Rechtsanwalt anwesend sei und mich zu sprechen wünsche. Er wurde hereingelassen, und ich sah das erste bekannte menschliche Gesicht seit meiner Trennung von Lieschen. — Wir waren beide etwas betreten, Caro, wie mir schien, noch mehr als ich, aber ich hatte Gelegenheit, eine Reihe von Wünschen anzubringen. Selbstbeköstigung und die Erlaubnis zu lesen und zu schreiben wurde mir sofort erteilt. Dann bat ich Caro, sich sogleich mit Jusitzrat Bernstein in München in Verbindung zu setzen, damit im Falle meiner Ueberführung dorthin alles vorbereitet sei. Er berichtete, dass mein Bruder ihn bereits antelefoniert habe und versprach, alles zu tun, was in meinem Interesse notwendig sei. Ich trug Caro Grüße an alle Freunde und Bekannte auf und entliess ihn mit dem beruhigenden Gefühl der Sicherheit, dass die Verbindung mit der Welt ausserhalb der scheusslichen roten Mauer doch nicht unterbrochen ist.

Ich hatte jetzt ebenfalls das richterliche Gemach zu verlassen, denn eben wurde der lange Mensch hereingeführt, der mir im Polizeiwagen mit dem Hosenträger in der Hand gegenüber gesessen hatte. Der peinliche Kahlschädel übernahm wieder meine Führung und brachte mich unter unhöflichem Antrieb in die kleine Kalkbude zurück, wo ich den ältlichen Kunden noch immer auf dem Stuhl sitzend antraf. Er sprach mich an: „Sie hat man aber lange dabehalten“. Ich schloss daraus, dass er mit Gefängnisgepflogenheiten schon etwas Bescheid wisse und fragte ihn, weshalb er denn hierhergekommen sei: „Ich soll gestern was gestohlen haben“, erwiderte er traurig. „Ich weiss aber nichts davon. Wenn es wahr is, dann muss ich ja wohl ins Krankenhaus. Denn weiss ich nich mehr, was ich tu und bin im Kopf nich richtig.“ — Er wurde herausgeholt, und ich blieb kurze Zeit allein, während der ich aus dem offenen Fenster in den rot umschlossenen Garten sah. Dann kam der lange Jüngling mit dem stumpfen Ausdruck wieder herein, und ich bemerkte, dass ihm die Hosenträger jetzt aus der Tasche hingen. Ich knüpfte mit ihm ein Gespräch an, indem ich auch ihn nach seinem Delikt fragte. „Zuhälterei“, sagte er. „Aber sie können mir jarnischt beweisen. Na, meine Schwester hat heut morjen jleich nach'n Anwalt jeschickt.“ — „Sind Sie zum ersten Male in Haft?“ — „Ja. Sie

haben mir heut morjen aus't Bette jeholt." — „Sie waren auf nichts vorbereitet?" — „Keene Ahnung. Wo kann een Mensch darauf kommen?" —

(Fortsetzung folgt.)

Münchener Theater.

Ueber das Künstler-Theater soll hier gesprochen werden, wenn wir mehr von der Reform der Operette wissen, als uns die herrliche Aufführung der „Schönen Helena" und die Verschwendung guter Kräfte an das misstratene Liebesspiel „Themidore" sagen können. Was wir bis jetzt sahen, bestätigt Reinhardts fabelhafte Qualitäten als Regisseur und Ernst Sterns und Oskar Grafs grosse Begabungen als Ausstattungs-Künstler. Ausserdem präsentierte sich uns ein Komiker, dessen gleichen es nicht zum zweiten Male gibt: Pallenberg. Warten wir also, was weiter kommt. Wenn jetzt noch zu einem Vorschlag Zeit ist, so sei für das weitere Programm des Theaters eine Inszenierung des „Mikado" angeregt. Da weiss man wenigstens, dass einem eine gute Operette vorgesetzt wird, und da finden, wie bei Offenbach, wieder alle guten Geister da draussen Gutes zu tun.

Im Lustspielhaus führte man uns die in Berlin verbotene Kriminalgroteske „Fiat Justitia" vor, zu der Lothar Schmidt die Routine und Heinrich Ilgenstein die Gesinnung beigesteuert hat. Eine hyperbolische Verulkung des Polizei- und Justizgeistes in dem nach Serbien verlegten Preussen, des Formalismus und der Arroganz der Behörden, der Unterschiedlichkeit in der Behandlung vornehmer und proletarischer Delinquenten und der Weltfremdheit der Gesetze und ihrer Anwendung. Eine recht nette Satire, die niemand aufregen kann und die versöhnlich und humorig ausklingt. Diesmal benahm sich zur Abwechslung die preussische Zensur lächerlicher als die bayerische. Die Darstellung war massig, der Erfolg gross. Tja, wenn der Rechtssinn des begüterten Pöbels so anmutig gestreichelt wird — —

Bedeutsameres ward in der dampfenden Julihitze im Schauspielhaus gezeigt, wo Frank Wedekind an jedem Abend sein Werk persönlich von der Bühne herunter verkündete. Schon seit vier Sommern ist das einmonatige Wedekind-Gastspiel gute Uebung des Schauspielhauses, und die wir die Aufführungen jedes Jahr sahen, freuen uns über die wachsende Wirkung aufs Publikum, das zuerst mit Hausschlüsseln arbeitete, allmählich respektvoll aufmerken lernte und jetzt endlich freudig mitgeht mit dem Dichter und seinen Worten die enthusiastische Zustimmung nicht mehr schuldig bleibt.

Es gab „So ist das Leben", „Der Marquis von Keith", „Erdgeist", „Musik", „Hidalla", „Zensur" und „Der Kammersänger".

Dass es „Die Büchse der Pandora“, „Tod und Teufel“, „Oaha,“ und die Trilogie „Schloss Wetterstein“ immer noch nicht gab, legt die Frage nahe, ob die Veranstalter des hier vor einem Monat erwähnten Aufrufes für Wedekind die Unterschriften, die dafür eingelaufen sind, nun im Schreibtisch des Verlagsbuchhändlers Müller verfaulen lassen wollen, oder ob sie sich nicht endlich über Aktionen schlüssig werden möchten, die dem Münchener Zensor (einem gewissen Dr. Bittinger) bei der Ausübung seiner Geschmacks-Diktatur einige Unannehmlichkeiten verursachen könnten. Ich bereite die Herren Aufrufer darauf vor, dass diese Frage hier noch öfter gestellt werden wird.

Eine kritische Darlegung jeder einzelnen Leistung verbietet mir der allzuenge Raum dieser Zeitschrift. Was ich über Wedekinds Gesamterscheinung als Dichter und Schauspieler zu sagen habe, versuchte ich im Anschluss an die Juli-Aufführungen im vorigen Jahre in einem Artikel „Der Schauspieler Wedekind“ festzulegen, den damals die „Schaubühne“ veröffentlichte und aus dem einige Sätze hier wiederholt seien:

Ich bekannte darin die Auffassung, „dass der Dramatiker Frank Wedekind nicht allein auf die Anerkennung als kunstsöpferisches Genie Anspruch hat, sondern dass er als Erster den Menschencharakter entdeckt hat, der nach Shakespeare entstanden ist. Die Gestalten der Lulu, des Marquis von Keith, des Kammersängers, des alten Schigolch, des Hermann, des Casti Piani, der Frauen in „Hidalla“, im „Totentanz“, wie auch die Kindergestalt der Effie in „Schloss Wetterstein“ führen aus Shakespeare heraus, indem sie, sehr unterschieden von den Ibsenschen Figuren, nicht mehr die Wirkungen neuen gesellschaftlichen Geistes auf den stereotypen Charakter der Menschen zeigen, sondern, umgekehrt, die Wirksamkeit neuentdeckter Individuen auf ihre Umwelt dartun. Lulu ist nicht, wie etwa Hedda Gabler, das Produkt ihres Milieus; im Gegenteil ist die Welt, die sie umgibt, beeinflusst und somit im Wesen verändert durch die Zutat der bisher fremden Menschlichkeit der Lulu . . . Ebenso deutlich offenbart sich die Tatsache in Karl Hermann, dessen Tragik gerade daraus erwächst, dass sich die Umwelt nicht von der Psyche des in seiner Wesenheit einsamen Idealisten imprägnieren lassen will . . . Das Wesentliche in Wedekinds Dramen ist nie die Agitation revolutionärer Ideen, sondern stets die neue Sinnlichkeit der Menschen, die neue Perspektive zum Weltgeschehen, aus der sich dann erst mittelbar Tendenzen und Theorien-Propaganda ergeben.“

Ueber Wedekinds Darstellungskunst: „. . . Die geringschätzigste Beurteilung, die Wedekinds Darstellungskunst gerade von den Be-

rufsschauspielern erfährt, ist ebenso ungerecht wie begreiflich. Sie hat die gleichen Ursachen, wie die völlige Verkennung des ethischen Gehalts, der die Wedekindschen Arbeiten viele Jahre hindurch ausgesetzt waren. Wie des Dichters objektive Wahrheiten, ehe sie als Bekenntnisse erkannt wurden, für paradox gehalten wurden, so ist es dem am Herkömmlichen haftenden Schauspieler nicht gegeben, in der Selbstverständlichkeit, mit der Wedekind seine neuen Menschentypen auf die Bühne stellt, etwas anderes zu sehen, als Mangel an Gestaltungstalent. Er vermisst die Unterstreichung von „Pointen“; die Wedekindschen Menschen, die er für groteske Karrikaturen halt, möchte er als Exzentric-Clowns dargestellt sehen, er findet sich nicht damit ab, dass der Dichter selbst die Rollen, die er — der erfahrene Theater-Routinier — für artistische Bravourstücke hält, spielt, als ob er eine ganz leichte Aufgabe bewältige . . . Das eben unterscheidet Wedekind von der Mehrzahl seiner Kollegen auf den Brettern, dass es ihm um die Herausarbeitung des einheitlichen Charakters zu tun ist, und dass er deshalb die „Schlager“ nicht als Schlager bringt, sondern als Wesensmomente der hinzustellenden Persönlichkeit.“

Meine Eindrücke der früheren Jahre wurden mir in diesem Jahre bestätigt. Wedekinds schauspielerische Leistungen dürfen nicht mit demselben Masse gemessen werden, wie die der Berufsdarsteller. Worauf es ankommt, ist, dass seine Mitwirkung bei jeder einzelnen Aufführung sehr wesentlich zum Gelingen beitrug. Damit soll keineswegs behauptet werden, wirkliche Schauspieler wären nicht imstande, seine Rollen zu spielen. Nur liegt die bedauerliche Tatsache vor, dass sie es nicht tun. Im übrigen aber: den Karl Hetmann möchte ich gar nicht von jemand anders gespielt sehen, als von Wedekind selbst. Hier bringt Wedekind so viel Natürlichkeit und so viel Leidenschaft auf und teilt die Empfindung, Erlebnis und Pathos aus erster Hand zu bekommen, so überzeugend mit, dass kein noch so genialer Schauspieler ihn in dieser Rolle übertreffen könnte. Er versagt, wo er eigentlich Theater macht, aber das ist kein grosser Nachtheil, weil kein Mensch von Wedekind Routine erwartet, und weil man bei der grossen Ehrlichkeit seines Spiels technische Schwächen gern übersieht.

Unter denen, die Wedekind in diesem Jahre wieder unterstützten, seien zunächst aus dem ständigen Mitgliederverband des Schauspielhauses die Herren Hans Raabe und Hans Steiner genannt. Beide haben im Laufe der Zeit ihren Rollen neue Feinheiten abgewonnen. So war Raabes Genussmensch im „Manquis von Keith“ diesmal ganz brillant charakterisiert und Steiner brachte den Afrikareisenden im „Erdgeist“ zu sehr glaubwürdiger und eleganter Wirkung. Von auswärts war Herr Ernst Rotmund vom Mannheimer Hoftheater gekommen,

der in den meisten Aufführungen mitwirkte und sich der Veranstaltung sehr nützlich erwies, — und die wichtigsten Frauenrollen in sämtlichen Stücken hatte Frä. Fanny Vallière aus Düsseldorf übernommen. Bedenkt man, dass die Dame überall neuen Aufgaben gegenüberstand, dass sie die sehr grossen Rollen zumeist nach zwei Proben spielen musste, und dass sie in einem fremden Ensemble wirkte, so ist ihre Leistung mit dem grössten Respekt zu beurteilen. Eine so gute Gräfin Werdenfels, eine so glaubhafte Clara Hühnerwadel haben wir hier noch nicht gesehen. Ihre Lulu, ihre Prinzessin Alma, ihre Kadjana waren Leistungen, die sich überall zeigen durften, und wenn auch hier und da noch ein wenig Utriertheit und Theatralik zu überwinden ist, — wir hätten allen Grund zu wünschen, dass die ausserordentlich schöne und sehr begabte Schauspielerin dauernd für München gewonnen würde. Wir könnten hier — die Terwin geht! — ein paar gute weibliche Kräfte an allen Theatern noch sehr gut gebrauchen.

Zum Schlüsse ein Wort an Herrn Direktor Stolberg. Noblesse oblige! — Es ist eine sehr hohe Ehre für das Schauspielhaus, jedes Jahr einmal das ganze Werk Wedekinds, soweit es nicht von Polizei wegen gefesselt wird, im Zusammenhang vorführen zu dürfen. Da wäre es doch wohl am Platze, für Darbietungen zu sorgen, die der Grösse der Aufgabe wenigstens einigermaßen entsprächen. Es macht sich bei fast allen Vorstellungen ein so bedauerlicher Mangel an Regie bemerkbar, dass darunter der Wert der ganzen Veranstaltung sehr empfindlich leidet. An den Mitwirkenden liegt es nicht, aber es geht nicht, dass jeder Schauspieler sich selbst überlassen bleibt. Da spielt einer neben dem andern her, dass es einen Hund erbarmen möchte. Dass sich gute Kräfte bereit finden, an der Interpretation der Wedekindschen Werke teilzunehmen, zeigt sich ja. Es mag ihnen aber in Zukunft durch eine saubere Inszenierung und eine sorgfältige Regie ihre Arbeit erleichtert werden. Das verdienen sie, die nicht gern durch Umstände, für die sie nichts können, um ihren Erfolg geschmälert werden; das verdienen wir, die wir jahraus jahrein hoffen, dass Wedekind endlich zu dem verdienten äusseren Erfolg kommen möge; das verdient vor allem der Dichter selbst, und er hat es um Ihr Theater, Herr Direktor Stolberg, hundertmal verdient.

Bemerkungen.

Mottl, ein Opfer der „Hänchener Post“. Felix Monis persönliche nähere Bekanntschaft blieb mir versagt, die Beurteilung seines künstlerischen Lebenswerkes entzieht sich meiner Kompetenz. Sein Tod könnte daher hier stillschweigend übergangen werden, oder ich könnte mich mit dem respektvollen Grass für einen Künstler begnügen, dem Hunderttausende erhöhte Lebensstunden verdanken. Eine verhängnisvolle Tatsache jedoch, die seiner Erkrankung und seinem Sterben

unmittelbar voranging, ruft den öffentlichen Kritiker auf, der zunächst mit Beschämung gesteht, dass die Infamie, mit der die Katastrophe in Zusammenhang gebracht werden muss, bisher von keinem Nekrolog angeprangert wurde.

In München erscheint eine Tageszeitung, die sich als sozialdemokratisch ausgibt, und die ihre Aufgabe, die werktätige Bevölkerung sozialistisch aufzuklären, in der Uebung zu erblicken scheint, ihren Lesern sensationelle Personalien vorzusetzen. Dies Blatt heisst „Münchener Post“. An dem Tage, an dem Felix Mottl, während er im Prinzregenten-Theater Wagners „Tristan“ dirigierte, vom Herzkrampf befallen wurde, hatte die „Münchener Post“ unter der Ueberschrift „Die Versicherungs-Oberinspektors-Tochter“ einen Artikel gebracht, der sich mir, seiner bevorstehenden Vermählung, oder vielmehr — ich will gerecht sein: mit der standesamtlichen Anzeige seines Heirats-Aufgebots befasste. Darin sollte — so legte das Blatt es auf den verschämten Vorwurf der „Münchener Neuesten Nachrichten“, es habe eine „Geschmacklosigkeit“ begangen, aus — das Standesamt wegen der gewiss dummen Gepflogenheit angegriffen werden, bei Aufgebots-Mitteilungen den Stand des Vaters der Braut zu publizieren, während es über den Vater des Bräutigams schweigt. Warum hat sich das Hauptorgan der bayerischen Sozialdemokratie gerade bei der Verlobung Mottls auf die „antiquierte Uebung“ des Standesamts besonnen? Weil sich hier aus den Personalien eines berühmten Künstlers und einer berühmten Künstlerin ein Sensationellen herauschlagen liess. Wer lesen kann, sieht dem Artikel an, worauf es ankam: durch perfide Andeutungen Gelächter über Felix Mottls Herkunft zu erregen. Der kümmerliche Versuch der Zeitung, nach der Erkrankung Mottls, über die sie keine Silbe berichtete, in dem Artikel „Stumpfsinn“ ihre Schätzigkeit zu bemänteln, ändert nichts an der von nahen Bekannten des Opfers bezeugten Tatsache, dass sich der Künstler über den Artikel schwer aufgeregt und tief gegrämt hat, und dass an dem Anfall, der die tödliche Krankheit einleitete, die Anpöbelung der „Münchener Post“ mindestens mitschuldig war. In der Tat war die Rüpelei so niederträchtig, dass ich sie auf diesen Seiten, auf deiner Sauberkeit ich Wert lege, nicht abdrucken mag.

Die Entschuldigung, es handle sich um eine abgeschmackte Verirrung, könnte man gelten lassen, wäre nicht das Verfahren der persönlichen Nachschnüffelung, das bis zur Verdächtigung und Verleumdung geht, als ständige Einrichtung der „Münchener Post“ nachweisbar. Wer in München Bescheid weiss, kennt das Blatt in seiner Eigenschaft als entscherten Revolver. In frischem Gedächtnis ist noch der Eifer, mit dem die „Münchener Post“ einem sehr tüchtigen Hochschullehrer auf seine ausserehelichen Pfade folgte, bis es ihr wirklich gelang, ihn aus seinem Amt zu schaffen. Und mir selbst haben ihre Schmöcke, da sie sachlich gegen mich und meine Ansichten nichts vorzubringen wussten, Jahre hindurch mit so hallunkenhaften Verleumdungen zugesetzt, dass ich in einer öffentlichen Versammlung die Frage aufwarf: Sind die Leute, die so dumm und so frech verleumdten, Trottel oder Schurken? — und darauf antwortete: Beides.

Diese Zeilen sind eine Einleitung. Der „Münchener Post“ soll nichts geschenkt werden.

Der heilige Jatho. Die Wogen der Begeisterung — so nennt man bei uns eine dreitägige Leitartikel-Diarrhöe — sind abgeebbt. Der „Fall Jatho“ hat seine Nummer gekriegt und liegt bis zur nächsten Ketzer-Affäre im Schubfach. Nur noch in behaglicher Verdauung der genossenen Märtyrerstimmung widmet hier und da eine liberale Seele dem abgesetzten Pfarrer einen wehevollen Rülps. Der neue Huss hausiert indessen in öffentlichen Versammlungen mit seinen Scheiterhaufen-Spänen und klagt die evangelische Kirche an, weil sie an ihrem Dogma festhält und durchaus nicht mit Jatho, pantheisteln will. Mich geht die ganze Geschichte am Ende nichts an; ich kann mich gänzlich unbeteiligt darüber amüsieren, wie die sancta simplicitas diesmal gegen die Kirchenväter tobt, statt gegen den Ketzer. Mir ist der ganze Vorgang nur ein neues Exempel für die Naivetät der Deutschen, die sich mit ergreifender Konsequenz regelmässig an der unrechten Stelle begeistern. Mir sagt mein in Dingen des evangelischen Glaubens durchaus unstudiertes Laiengemüt, dass die protestantische Kirche dazu da sei, protestantische Lehren zu verbreiten. Die protestantische Lehre — habe ich mir berichten lassen — behauptet die Göttlichkeit Christi, und lässt sich von denen, die sie zur Proklamierung ihrer Lehrsätze anstellt, geloben, dass sie von der Wahrheit des evangelischen Dogmas überzeugt sind und andere Wahrheiten nicht predigen werden. Nun wird einem, der also Verpflichteten seine eigene Ueberzeugung verdächtig. Er entschliesst sich, sie zu revidieren, stülpt sie um und ersetzt sie durch eine neue. Das ist sein gutes menschliches Recht. Komisch wird sein Verhalten erst dadurch, dass er sich darauf versteift, seine — den Dogmen der evangelischen Kirche nunmehr gegensätzlichen — Ansichten von der Kanzel einer ertangelischen Kirche herunter zu verbreiten. Dadurch entstehen groteske Missverständnisse. Jatho lehnt das gemeinsame Gebet, soweit es dogmatischer Formalismus ist, ab und will es nur noch als stille Versenkung gelten lassen. Hat er seine Gläubigen vor sich, so muss er sie natürlich auch beten heissen. Man stelle sich vor, wie sich 100 Menschen auf Kommando in Gott „versenken“! — Dass die Kirchenväter dazu nicht schweigen, sondern dem Neuerer zu verstehen geben, er habe sich wohl im Lokal geirrt, solche Prokuristen könne die Firma nicht brauchen, kann ihnen ein einigermassen gerechtes Empfinden kaum verdenken. Wer wollte es einem Temperenzlerbund übel nehmen, wenn er einen Schnapsbrenner, dem in seinen Kreisen seine Ware anbietet, vor die Türe setzte? — Die Zeitungsatheisten hingegen, die, wenn's die Konjunktur so mit sich bringt, auch mal katholisch-modernistisch oder protestantisch-liberal sind, erheben grosses Getöse und schreien Zeter und Mordio, weil sich die Kirche nicht selbst erdrosseln will. Aus dem Pfarrer Jatho wird ein Heiliger und ein Held, und aus dem Toleranz-Geschrei der Presse eine Revolution des Geistes gemacht. Ach, Herrschaften, Revolutionen sehen anders aus. Revolutionen kennen keine Toleranz. Wir ändern, die wir in Wahrheit Feinde der Kirche sind, — und zwar um der Freiheit willen —, wir pfeifen auf Pfarrer, die von der Kirche zur Freiheit Brücken schlagen wollen.

Architektur und Behörde. Ein bayerischer Regierungsbaumeister schreibt mir:

„Die moderne Architektur wird in Bayern von Staatswesen recht bürokratisch behandelt. Das beweist die Prüfungsordnung für

den höheren Staatsdienst, die aus dem Jahre 1872 herrührt und an deren Paragrafen sich die alten Herren Bau„künstler“ und Zensoren des Staates heute noch klammern müssen! Da sie selbst kein Urteil und Verständnis für neue Kunstformen haben, so zwingen sie eben die Prüfungsentwürfe der angehenden „Regierungsbaumeister“ in eine erbarmungslose Notenskala, die ganz gedankenlos und mechanisch an jeden wie eine Daumenschraube angelegt wird. Junge Leute, die an der Hochschule von Theodor Fischer, von Friedrich v. Thiersch gelernt haben, müssen nun plötzlich einsehen, dass ihr Können, mit den Augen der Herren Ministerialräte gesehen, unbrauchbarer Mist, als staatliche „Kunst“ ungenügend ist!

Es ist faule Ironie, wenn man bei Einsicht dieser und anderer Mängel immer wieder zu der Ausrede greift: „das alles „wird“ in Zukunft anders!“ Damit tröstet man kleine Kinder! Solche Missstände müssen eben jetzt sofort behoben werden. Die Zukunft junger Künstler ist kein Spielzeug für veraltete Bürokraten!

Dass man bei der obersten Baubehörde ein schlechtes Gewissen hat, beweist die Verweigerung der Herausgabe der Prüfungsentwürfe. Man fürchtet das Urteil anerkannter Autoritäten und behält die Arbeiten drei Jahre lang hinter Schloss und Riegel. Die Architektur gehört eben bei der obersten Baubehörde Bayerns nicht zu den freien Künsten, sondern zu den Akten!“

Ich habe geglaubt, der Beschwerde des Briefschreibers Raum geben zu sollen, obwohl ich es allgemein nicht als meine Aufgabe betrachte, innerhalb der total verfahrenen Gesellschaftszustände, in denen wir leben, für Einzelheiten Remedur zu suchen. Da es hier jedoch um eine künstlerische Sache geht, und da der Ton des Briefes die Verbitterung eines in seinem Kulturgewissen Gekränkten verriet, schien mir die Veröffentlichung geboten. Ob freilich eine Reform der Prüfungsordnung viel ändern wird, bezweifle ich. Gesetze und Verordnungen kommen immer nachträglich und sind daher ihrer Naturbeschaffenheit nach notwendig reaktionär, umsomehr, da ja nicht „moderne“ Menschen zu verordnen haben, sondern eine Vertretung des durchschnittlichen Geschmacks, und da bei jeder neuen Verfügung den direkt rückwärts strebenden Mächten viel konzessioniert werden muss. Ich werde den Regierungsbeamten kaum davon überzeugen, aber meine Meinung ist, dass auch in der Architektur aller Fortschritt nur gegen Staat und Behörden, nie mit ihnen beginnen kann.

Bekanntmachung. Der Rechtsbeistand des Dichters Stanislaw Przybyszewski, Herr Dr. jur. Gustav Böhm, bittet mich um Veröffentlichung des folgenden:

„Stanislaw Przybyszewski beabsichtigt eine Neuauflage einiger seiner Werke, u. a. De profundis, über deren Verlagsrecht zurzeit Unklarheit besteht.

Um Kollisionen zu vermeiden, ersucht Stanislaw Przybyszewski die betr. Verleger — mit Ausnahme des Verlags F. Fontane & Co., Berlin, und Richard Etzold, München — etwaige Ansprüche Herrn Rechtsanwalt Dr. Gustav Böhm in München, Dachauerstrasse 7, bekannt zu geben.“

**Abonnement-Bestellungen nimmt nicht der Herausgeber des Kain an, sondern jede Buchhandlung oder die Geschäftsstelle: Kain-Verlag, München, Baaderstrasse la
Telefon 2355.**

Von jetzt ab kann auch durch die Post abonniert werden.

Geldsendungen, Bestellungen, Reklamationen richte man ausschließlich an die Geschäftsstelle: Kain-Verlag, München, Baaderstr. la.

Persönliche Briefe, Bücher, Tauschexemplare etc. an den Herausgeber: Akademiestraße 9.

Bei Abonnementsbestellungen empfiehlt es sich, die Karte auszufüllen und auszuschneiden und an den Kain-Verlag oder eine Buchhandlung einzusenden.

=====
Bitte hier abzutrennen. =====

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

.....

.....

.....

.....

.....

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

.....
*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang I.

No. 6.

September 1911.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Der marokkanische Krieg. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Aus dem Münchner Zensurbeirat. Offener Brief von Frank "Wedekind. — Bemerkungen. — Schiesse bei Zeiten. — Zweierlei Masskrüge. — Walhalla.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

In einigen Wochen erscheint im KAIN-
VERLAG zum ersten Male der

Kain-Kalender

für das Jahr 1912.

Sämtliche Beiträge sind vom. Heraus-
geber des „Kain“, ERICH MÜHSAM.

Der Kalender enthält ernste und hu-
moristische Arbeiten in Prosa und
Versen: Artikel, Glossen, lyrische und
satyrische Gedichte, Aphorismen,
Dramatisches u. s. w., u. s. w.

Dem Kalender wird das Bild des Verfassers beigegeben.

**Der Preis beträgt für das
Einzel-Exemplar 1 Mark.**

Bestellungen nehmen jetzt schon entgegen die Buch-
handlungen und der „KAIN-VERLAG“, München,
Baaderstrasse 1a.

Jahrgang I.
No. 6.

München,
September 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Der marokkanische Krieg.

Wie lange soll das öde Gewäsch noch gehen? Wie lange sollen Millionen kräftiger Männer, deren Frauen, Brüder, Freunde, Geliebte, Eltern, Landsleute noch mit dem diplomatischen Zeitungstratsch genarrt werden, in dem um Kanonen und Kartätschen, um Menschenblut und Menschennot geknobelt wird? Wie lange wird sich dieses Volk noch als Blindkuh im Kreise drehen lassen?

Seit sechs Jahren und länger trompeten uns nun die geachteten Patrioten das Wort Marokko in die Ohren, und wir werden aufgefordert, uns für die ideale Forderung zu begeistern, dass der Westfetzen dieses Landes „uns“ gehören soll. Uns? Wer sind wir? Wir sind die Herren Mannesmann nebst spekulatorischen Konsorten, und die andern, mit denen wir uns drum balgen sollen, der Feind, der „Erbfeind“, das sind die Franzosen — nein, das sind ein paar französische Grossspekulanten, die aus dem Bedarf ihrer Landsleute nach Eisenerzen oder Fetthämmeln persönlichen Millionengewinn schlagen möchten.

Ich verstehe nichts von Kolonialpolitik — zugegeben! — Ich will auch gar nichts von Kolonialpolitik verstehen. Denn, scheint mir Politik selbst schon wahnwitziges Getue, so dünkt mich Kolonialpolitik vollends unmenschliches Verbrechen. Wem gehört Marokko? Den Franzosen? Den Deutschen? Den Spaniern? Allen dreien? Meine Auffassung mag weltfremd sein; ich finde, Marokko gehört den Marokkanern.

Das vaterländische Marokko-Gezeter hat ethisch eins vor anderen Kolonial-Erhitzungen voraus. Die gemeinste Lüge, mit der gewöhnlich gearbeitet wird, hört man diesmal seltener. Die interessierten Herrschaften betonen das rohe Interesse stärker als in andern Fällen, wo aus den Raubzügen sittliche Expeditionen mit kulturträgerischer Mission gemacht wurden. Man landet Kriegsschiffe an den Küsten solcher Länder, deren Bewohner „unkultiviert“ leben, und die man „wilde Völker“ nennt, weil dort die Menschen in Frieden miteinander arbeiten, keine Ausfuhr noch Einfuhr haben, sondern gut und reichlich mit dem auskommen, was der eigene Boden trägt, keine Not leiden und sich nicht gegenseitig ausbeuten. Diesen Völkern trägt man europäische Kultur ins Land, bestehend in Branntwein, modernen Schusswaffen und geschmacklosen Kleidungsstücken zur Verdeckung dessen, was den Menschen dort bisher natürlich erschienen war. Als Äquivalent für diese guten Gaben brauchen die beglückten „Wilden“ nur ihr Land, ihre Arbeitskraft, ihre Leiber, ihre Weiber und Kinder, sämtliche Produkte ihres Bodens, ihre Freiheit, ihre Volksgewohnheiten und ihre naive heidnische Religion herzugeben — weiter nichts. Wer sich widersetzt, wird getötet, wer sich fügt, versklavt. Das sittliche Recht dazu ergibt sich aus der in der wirksamsten modernen Bewaffnung dokumentierten höheren Kultur der Europäer. So sieht die Kolonialpolitik aus, für die sich zu begeistern moralische Pflicht aller europäischen Nationen ist.

Und warum all die Niedertracht und all der Wahnsinn? Weil die rationelle Bewirtschaftung des heimischen Bodens den wenigen, die ihn mit allen Rechten besitzen, nicht soviel Profit brächte wie die absurde Ex- und Import-Schacherei, die die Kapitalverzinsung garantiert. Peter Krapotkin hat in seinem Buche „Landwirtschaft, Industrie und Handwerk“) (vergl. auch sein grosses Werk „Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung“¹⁾) einwandfrei nachgewiesen, dass jedes Land bei intensiver Bodenbewirtschaftung in der Lage ist, den eigenen Bedarf an Nahrungsmitteln vollständig zu decken. Heutzutage wird keine intensive Bodenkultur betrieben. In Deutschland liegen ungeheure Landflächen brach. In diesem Lande aber ruhen auf der Einfuhr des Nötigsten hohe Zölle, die Ausfuhr von Getreide und Vieh hingegen wird prämiert. Dabei fehlt es Millionen Deutschen an der Möglichkeit, die dringendsten Bedürfnisse des Lebens voll zu befriedigen, Hunderttausende leiden buchstäblich Not, Tausende verkommen in Elend und Schmutz. Die Inhaber des Landes aber wissen gar nicht, wo sie mit all ihren Schätzen bleiben sollen und suchen an fernen Küsten „Absatzgebiete“.

Deshalb nun also der Ruf nach Marokko! Ein halb Dutzend Jobber diesseits, ein halb Dutzend jenseits der Vogesen zanken sich um die schönen Zipfel des Landes, und die nationale Ehre zweier Vaterländer ist soweit engagiert, dass hüben und drüben gefährlich mit der Plempe gefuchelt wird.

Wer wird schliesslich den armen Mauren das Fell endgiltig über die Ohren ziehen dürfen? Das wird nun in der diplomatischen Giftkammer der beteiligten Regierungen ausgesotten. Kommt dabei kein für beide Teile geniessbares Getränk zustande, so geht's an die ultima ratio — und die nationalen Leidenschaften der Völker werden mit Alkohol und Phrasen in den Zustand des erforderlichen

¹⁾ In der deutschen Uebersetzung von Gustav Landauer beim Verlag des Sozialistischen Bundes, Berlin.

²⁾ Ebenfalls deutsch von Gustav Landauer bei Thomas, Leipzig.

Blutdurstes versetzt und mit Mordwaffen entsetzlichsten Kalibers gegen einander losgelassen.

Jetzt erhebt sich aber die Frage: wer führt Krieg? Die Fürsten? Die Regierungen? Die Parlamente? Die interessierten Börseaner? Mir scheint: die Soldaten führen Kriege. Und weiter: Was sind das für Menschen, die Soldaten? — Die Söhne der Fürsten? Der Regierenden? Der Parlamentarier? Der interessierten Börseaner? Mir scheint: das Heer Soldaten besteht fast ausschliesslich aus Arbeitern und Bauern, aus solchen Leuten, auf deren Kosten der Preis des möglichen Sieges fruktifiziert werden soll. Diese Leute werden aus den Armen der Nächsten, werden von Werkstätten und Scholle gerissen, mit Flinten und Säbeln beladen, aus der Heimat geschleppt, sie werden in Bataillone und Regimentern gruppiert, ebensolchen Bataillonen und Regimentern, die ebenfalls aus friedlichen Menschen gebildet sind, gegenübergestellt, und ihnen befohlen, auf die fremden Menschen, die doch ihresgleichen sind, zu schiessen und zu schlagen und möglichst viele von ihnen zu töten. Ebenso wird ihnen gesagt, dass es heldenhaft sei, sich von jenen erschossen und erschlagen zu lassen, und dass sie sich dem Vaterland — wieviele von den Soldaten besitzen davon einen einzigen Quadratmeter? — nützlicher erweisen, wenn sie sich von platzenden Granaten in Fetzen reissen lassen, als wenn sie ihren Kindern und Eltern den Ernährer, ihrer Geliebten den Mann, ihren Gefährten den Kameraden erhalten.

Die Macht, auf die Entschliessungen der Herrschenden einzuwirken, hat die Masse nicht, aus der sich die Armeen rekrutieren. Die Möglichkeit, solche Macht zu erringen durch wirtschaftliche Kämpfe und kräftige Initiative jedes Einzelnen, hat sie — in Deutschland wenigstens — in unfruchtbarer vierzigjähriger parlamentarischer Politikasterei vertan; alle latenten Energien hat sie auf den lachhaften Popanz einer quantitätsprotzenden Wahlpolitik nutzlos vergeudet. So muss sie willenlos zusehen, was bei der ausseröffentlichen Diplomatenhandelei her-

auskommt. — Noch viel weniger ist im Falle des Ausbruches eines Krieges auf den passiven Widerstand der Soldaten zu rechnen. Eine solche Aktion wäre auch gar nicht anzuraten, sie würde den wenigen, die sie vielleicht versuchen möchten, unweigerlich den Kopf kosten.

Ist der Krieg erklärt, dann wird marschiert; da gibt's kein Drehen und Wenden. Anders liegt der Fall, solange die Gefahr des Krieges über den Völkern schwebt. Hat das Volk ein wirksames Prohibitivmittel gegen den organisierten Massenmord des Krieges?

Als im vorigen Jahre in Kopenhagen der internationale Sozialistenkongress tagte, da stellten die Franzosen und Engländer den Antrag, einer drohenden Kriegsgefahr solle in den beteiligten Ländern dadurch begegnet werden, dass für alle Gewerbe der umfassende Generalstreik proklamiert werde. Die Wirkung solcher Aktion ist evident. Einem Lande, in dem auch nur für drei Tage aller Verkehr gehemmt ist, in dem die Zirkulation der Waren unterbunden wird, in dem keine Bahn fährt, kein Licht leuchtet und kein Schlot raucht, in dem die Kranken nicht gepflegt und die Leichen nicht begraben werden, einem Lande, das keine Post erhält und keine versenden kann, und dem obendrein das Gift der Zeitungen entzogen ist — solchem Lande stockt der Atem, und es hat für lange hinaus für seine leistungsfähigen Kräfte bessere Verwendung, als sie an die Landesgrenze vor die Kanonenschlünde zu jagen.

Sahen wir nicht eben erst in England, diesem Wirtschaftslande aus dem Grunde, das noch kaum von sozialdemokratischen Schwätzern marxistischer Observanz verseucht ist, was schon ein partieller Streik zu wirken vermag? Bei den Seeleuten fing es an, griff auf Transportarbeiter, Fuhrleute und schliesslich auf die Eisenbahner über, und die friedfertigste aller Regierungen verlor den Kopf und griff mit dem klobigen Mittel der Militärgewalt in den Kampf ein, der ohne diese Tapsigkeit nicht einen Tropfen Blutes hätte zu kosten brauchen. Die Arbeiter haben ihre

Forderungen, die an sich nicht wichtig waren, durchgedrückt; sie haben die Regierung gezwungen, nach ihrer Pfeife zu tanzen. Und das in England, dem von allen Kapitalisten so laut gerühmten Musterland für wirtschaftliche Organisationen! Ja eben, die rein wirtschaftliche Struktur des Klassenkampfes! Die war es, die plötzlich — ohne sozialdemokratisch-politische Begriffsdeutelei — den wirklich sozialistischen Gedanken hervorbrechen liess und eine Solidaritätsaktion von solcher Kraft, Entschlossenheit und Geradheit wachrief, dass einem das Herz höher schlug. — Stände England jetzt vor einem Krieg — könnte es ihn führen? England wird noch lange zu scharfen haben, bis alles wieder im kapitalistischen Gleise korrekt funktioniert.

Der Antrag der Engländer und Franzosen fiel in Kopenhagen ins Wasser. Er scheiterte an dem Widerspruch der Deutschen, die einen ihrer radikalsten und dazu einen ihrer klügsten und ehrlichsten Vertreter, Herrn Ledebour, erklären liessen, die deutschen Sozialdemokraten müssten den Antrag ablehnen, weil sie sonst ihre politische Stellung unendlich erschweren würden. Danach in Deutschland zum Generalstreik aufzufordern, wäre sinnlos. Die ihn realisieren müssten, würden dem Rat nicht folgen, weil der Sand, der ihnen jahrzehntelang von der Parteipresse in die Augen gestreut wurde, ihnen jeden Blick für das real Nötige verschleiert hat.

Die wir in Deutschland den Frieden wollen, haben von der deutschen Arbeiterschaft nichts zu hoffen. Deren Demonstrationsversammlungen und hochtrabende Resolutionen schrecken keinen Hund vom grünen Tisch und von den Kassenschränken. Wir müssen unsere Blicke vertrauensvoll nach Frankreich richten. Die Franzosen haben ihre Hervé, Griffelhues, Yvetôt, — radikale Naturen voll Leidenschaft und Volksliebe, Männer, deren Feuer in den Massen zündet und deren Worten sie freudig zustimmend folgen. — In Frankreich ist es soweit, dass die Regierung ihre Arbeiter und Bauern nur mit Zittern zum Kriege rufen

könnte. Dort steht der klare Wille des Volkes stark und gross gegen die verschlagene Klugheit der Advokaten. Dort spricht aber auch ein Umstand mit, dessen wir hierzulande nur mit Scham und wehmütigem Neid denken können: dort steht der Geist geeint auf der Seite des Volkes, dort stellt sich der Geist der Dichter und Künstler in den Dienst der Menschheits Sache.

Wo lebt uns ein Anatole France? — Die in Deutschland den Geist repräsentieren, schlafen. Deutsche Dichter und Künstler, wollt ihr nicht endlich auch zur Posaune greifen? — Ist es nicht Blut von eurem Blut, das für Marokko fliessen soll? — Wollt ihr nicht endlich erwachen und euch dem Volk einen, das Volk schaffen, ohne, das euer Werk Schatten und Schaum ist? — Geist und Volk gehören zusammen! — Mag der Tag nicht fern sein, da sie auch in Deutschland vereint stehen gegen Junker und Börse, gegen Diplomaten und Pfaffen und gegen die journalistischen Paukenschläger!

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

In einer solchen Lage, in der man selbst völlig unübersehbaren Dingen gegenübersteht, und wo einem selbst übel genug zu Mute ist, vergeht einem die Neigung, anderen Trost zuzusprechen. Man orientiert sich einfach über das Schicksal des Nachbars und wendet seine Gedanken alsbald dem eigenen zu. So brachen wir die Unterhaltung kurz ab und ich dachte mir: jetzt wird's bald 3 Uhr sein. Jetzt ungefähr käme ich in Zürich an, und heut oder morgen hätte ich dort liebe Freunde wiedergesehen, die befreundeten Anarchisten aufgesucht, im Cafe Terrasse gesessen und mit Doktor Brupbacher die Probleme Sozialismus, Demokratie, Anarchismus und Individualismus diskutiert und darüber gestritten, ob sich der Enthusiast der Freiheit in seinen praktischen Massnahmen auf den Produzenten- oder auf den Konsumentenstandpunkt zu stellen habe, gestritten über die gleichen Themata und mit der gleichen Hitzigkeit wie vor fünf Jahren, und seitdem, so oft ich durch Zürich kam.

Der arme alte Kerl, der selbst nicht wusste, ob er wusste, was er tat, wurde zurückgebracht, und unser Dompteur führte uns nun die Treppen hinunter über einen Hof und durch den Garten, den ich durch

das vergitterte Fenster gesehen hatte, an eine Tür, über der zu lesen stand: „Eingang zum Gefängnis“. Dann kommandierte er uns in ein sonderbares Gelass, schlug die Türe zu und schloss sie mit brutaler Vernehmlichkeit ab. Den waren wir jetzt los. Der Raum, in dem wir unsere weiteren Bestimmungen jetzt erwarteten, war grösser, aber noch unfreundlicher als der, von dessen Fenster wir wenigstens den Garten gesehen hatten. Er war lang und rechteckig, das Fenster war klein und sehr hoch angebracht, sodass die Zelle Halbdunkel war. Ueber die Einrichtung dieses Gemaches gab ein kleines Plakat Aufschluss, das an der Wand hing. Ich glaube, ich bringe die Gegenstände, die darauf verzeichnet waren, noch aus dem Gedächtnis zusammen. Ihre Anzahl war nicht gross genug, um für die Aufzählung einen Mnemotechniker zu erfordern. Die Ueberschrift hiessstolz: „Inventarium“. Dann stand sauber untereinander: „1 Nachtgeschirr aus Steingut, 1 Nachtgeschirr-Deckel, 1 Wandbrett, 1 Spucknapf, 1 Wasserkanne, 1 Trinkbecher, 1 Bank. 2 Stühle. 1 Zellenlampe. 1 Leibstuhl.“ — Unter dem „Leibstuhl“ ist ein in eine Ecke gebautes Holzgestell zu verstehen, ein Dreifuss, der aber nur zwei Füsse hat, weil den hinteren die Wandecke vertritt, in die das Gestell eingeschlagen ist. Zwischen diesen Füssen befinden sich in massigem Abstand übereinander zwei nach vorn runde Bretter, auf deren unterem das Steingutnachtgeschirr mit dem Metaldeckel steht, deren oberes aber nur der Rand um ein kreisrundes Loch ist, das so genau um das Geschirr passt, dass man dessen Deckel gerade noch an seinem Knopf herausholen kann, um ein ganz prächtiges, gebrauchsfertiges wasserloses Geruchkloset zu haben. — In dem so beschaffenen Raum sass ich nun zusammen mit dem unbewussten Dieb und dem Zuhälter, dem nichts zu beweisen war, ich selbst ein Staatsverbrecher, der sein Staatsverbrechen noch gar nicht kannte. Denn was half mir die Kenntnis des Wortlautes der Paragraphen, deren Verletzung man mich beschuldigte, wo ich bei angestrengtestem Nachdenken nicht auf die Straftat kam, mit der ich sie verletzt haben sollte? — Man liess uns lange warten, Jeder hatte genug mit sich selbst zu tun, als dass einer ein Gespräch begonnen hätte. Nur manchmal knurrte, einer von uns dreien: Wie lange sollen wir denn hier noch sitzen? Kümmert sich denn kein Mensch weiter um uns? oder ähnliches.

Endlich kam ein Aufseher, ein gutmütig aussehender Mann in einfacher blauer Uniform mit roten Aufschlägen. „Sind Sie Herr Mühsam?“ fragte er, während er auf mich zukam. Dann hiess er mich ihm folgen und führte mich eine hohe Treppe hinauf bis zu einem Absatz, an dem stand: Zweites Stockwerk. Dort übergab er mich einem ebenso gekleideten Beamten, der nicht minder freundlich aussah und mich aufforderte, mich auf einen Stuhl zu setzen, der auf dem Korridor neben einem Tische stand. Ich merkte, dass ich unmit-

telbar vor dem Ziele stand. Denn ich sah mich im Winkel eines hellen, langen Korridors, dessen beide Schenkel von nummerierten, mit schwerem Eisengriff und dicken schwarzem Schlüsselloch versehenen Eisentüren flankiert waren. Dieser Korridor war eine Art Brücke. Denn gegenüber den Zellen war ein richtiges Geländer, über das man nach unten und nach oben sehen konnte, dass das untere und das obere Stockwerk diesem zweiten ganz gleichartig gebaut war. Jenseits des Geländers lag der tiefe, von der nackten Wand begrenzte dröhnende Hausraum, und unten an der Wand sah man gleich einer Raupe das gewellte, rotgestrichene Rohr der Zentralheizung dahinkriechen. In der Höhe des zweiten Stockwerks aber, also in gleicher Höhe, mit mir, hing, eingeklemmt in die Wandecke, wie das Auge des Gesetzes, das zugleich nach mehreren Richtungen sehen möchte, eine grosse, runde, martialisch ernsthafte Uhr mit breitem rotbraunem Rand, auf dem in mächtigen Lettern die Worte standen: „Normalzeit der Sternwarte.“ — Die Zeiger belehrten mich, dass er kurz nach vier Uhr war. Auf dem Flussboden des Korridors, auf dem ich der Anweisung einer Zelle harrete, lagen, angelehnt an das hohe eiserne Brückengeländer, viele hohe Stapel seltsam zurechtgeschnittenen Papiers. Nach einiger Ueberlegung kam ich dann dahinter, dass sich so präpariertes Papier ausgezeichnet zum Tütenkleben verwenden lassen müsse. Indem ich mich den Assoziationen hingab, die sich an derlei Wahrnehmungen zu knüpfen pflegen, kam der Aufseher wieder und schloss vor mir die Zelle 42 auf, in die er mich eintreten hiess. Hinter mir schloss er sie wieder ab und ich hatte nun hinlänglich Zeit, mich in meinem neuen Heim umzuschauen. Die Zelle war vielleicht sechs Schritte lang- und so schmal, dass ich die Arme noch nicht ganz auszustrecken brauchte, um an jede Wand eine flache Hand mit der ganzen Innenseite anzulehnen. Die Höhe war nicht gering. Gegenüber der Tür war das Fenster, dessen unterer Rand nahezu zwei Meter über dem Fussboden lag. Das Fenster, wenn man nicht lieber von einer Luke reden will, war horizontal geteilt, und zwar konnte man den oberen Teil halb auf- und zuklappen. Statt eines Fensterkreuzes hatte die Scheibe sich mehrfach schneidende eiserne Stangen, und dahinter sah man auch aussen noch ein eisernes Gitter die Sicherheit der Abschliessung gewährleisten. Die Scheibe war graues, dickes, gewelltes, undurchsichtiges Glas, sodass mir auch ein Klimmzug, mit dem ich mein Auge in die geeignete Höhe hätte bringen können, nichts genützt hätte, um hinauszusehen. Links der Türe, in die Wandecke eingezimmert, befand sich ein „Leibstuhl“ von derselben Art, wie ich schon beschrieben habe. Ihm gegenüber ein Spucknapf. An der linken Wand hing, angekettet, eine Schlafpritsche, d. h. ein eisenbeschlagenes Holzgestell, zwischen dem und der Wand eine Strohmattze

eingeklemmt war. An der Erde darunter lag ein Keilkissen, aus dessen Löchern Strohhalme herausragten. Ich bemerkte, dass unter dem Gestell mit Scharnieren Eisenbeine befestigt waren, die nach dem Losketten das Bett zu tragen hätten. An der rechten Seite des Zimmers hing ein zweifächeriges Holzbord an der Wand, auf- unter und in dem, sauber nach einer daneben hängenden gezeichneten Tabelle geordnet, folgende Gegenstände untergebracht waren: Ein neues Testament, ein Trinkbecher, ein Wasserkrug, eine Schuh- und eine Kleiderbürste, ein Essnapf, ein Löffel, ein Salzfass, eine Waschsüssel, ein Seifennapf, ein Kamm, eine Müllschippe mit Handfeger, ein Handtuch, ein Geschirrtuch und ein Scheuerlappen. Weiterhin war eine Tischplatte mit einem Bein an der Wand befestigt, und meine Versuche ergaben, dass auch dieses Möbel sich hochklappen liess. Das gleiche zeigte sich bei der etwas kürzeren und schmälern, gleichfalls auf ein Bein gestützten Bank, die sich nicht vor, sondern hinter dem Tisch befand, sodass ich mit Schrecken gewahrte, dass ich, wenn ich schreiben wollte, das Licht immer von hinten bekommen musste, was mir für meine ohnehin nicht luchsnaften Augen kaum vorteilhaft schien. — Damit habe ich, falls ich nichts vergass, alles aufgezählt, was die Einrichtung der Zelle ausmachte. An der rechten Wand zogen sich nicht sehr hoch über dem Fussboden zwei gut geheizte Rohre der Zentralheizung hin. Natürlich vergass ich noch etwas: die gezeichnete Anordnung für den sogenannten „Spind“ erwähnte ich schon, aber mit ihr hingen an diesem Spind ein vollzähliges „Inventarium“ und ein gedrucktes Heftchen, das sich „Verhaltensvorschrift“ nannte und aus dem ich die Tagesordnung der Anstalt und noch manches Wissenswerte erfahren konnte. Ferner vergass ich ein Plakat, das auf jeder Seite einen frommen Spruch zur Besserung sündiger Menschen enthielt und eine Petroleumlampe, die einen höchst seltsamen Schirm hatte, aus Blech nämlich, den man wie einen Parapluie über den Zylinder zog. Das war nun aber wirklich wohl das gesamte Inventar, mit dem mich vertraut zu machen ich für die Lebensaufgabe meiner nächsten halben Stunde hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Münchner Zensurbeirat.

München, den 16. August 1911.

Sehr geehrter Herr Mühsam!

Darf ich Sie zur Veröffentlichung folgender Erörterungen um die Gastlichkeit Ihrer Monatsschrift „Kain“ bitten. Voraussichtlich erscheint im Laufe dieses Herbstes ein modernes Mysterium

rium von mir, dem ich diese Polemik als Vorwort vorzuschicken denke. Sie würden mich aber, sehr geehrter Herr Mühsam, zu besonderem Dank verbinden, wenn Sie diese Zeilen durch Wiedergabe im „Kain“ jetzt schon zur Kenntnis Ihrer Leser gelangen lassen wollten.

Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochschätzung

Ihr ergebener

Frank Wedekind.

Nachdem die Münchner Polizeibehörde wieder einmal die Aufführung eines meiner harmlosesten Theaterstücke „Oaha“ verboten hatte, suchten Herr Direktor Stollberg vom Münchner Schauspielhaus und ich um eine Unterredung mit dem Herrn Polizeipräsidenten nach, die uns gütig gewährt wurde. In seiner Begründung des Verbotes berief sich der Polizeipräsident uns gegenüber auf ein Gutachten, das ein Sachverständiger über mein Drama ausgestellt hatte. Das Gutachten, aus dem uns der Polizeipräsident einige Kraftstellen zum besten gab, war meinem Urteil nach ein Produkt absoluter Verständnislosigkeit. Wer es abgefasst hat, das blieb für uns natürlich tiefstes Geheimnis. An eine Zurücknahme des Verbotes war nicht zu denken.

Wenige Wochen vorher hatte ich nun Gelegenheit gehabt, zwei Gutachten von Münchener Autoritäten, auf deren Urteil sich die Polizeibehörde bei ihren Massnahmen zu stützen pflegt, genauer kennen zu lernen. Es handelte sich dabei um meinen Einakter „Totentanz“ oder „Tod und Teufel“, den ich seit Jahren in München, Wien, Hamburg, Dresden, Prag, Berlin, Budapest, in einigen Städten sogar wiederholt, öffentlich vorgelesen habe und der durch sein Feuer, seine Leidenschaftlichkeit und seine dramatische Steigerung überall das Publikum in gespanntester Aufmerksamkeit hielt. Diese Tatsachen finden in unzähligen über die Vorlesungen erschienenen Kritiken und Besprechungen ihre Bestätigung. Um diesen Einakter nun wenn möglich auch für eine öffentliche Aufführung in München frei zu bekommen, wandte ich mich an Herrn Dr. Franz Muncker, Königl. Professor für deutsche Literatur an der Universität München und an Herrn Dr. Sulger-Gebing, Kgl. Professor für deutsche Literatur an der technischen Hochschule in München. Herr Prof. Sulger-Gebing erklärte sich in liebenswürdigster Weise bereit, mir ein Gutachten über meinen Einakter auszustellen, während mir Herr Prof. Muncker in einer längeren kritischen Bewertung meines Einakters schrieb, dass er nicht in der Lage sei, noch einmal ein Gutachten darüber auszustellen, da er das der Polizeibehörde gegenüber schon einmal getan habe. Beide Herren beweisen mir nun, durch die

mir übermittelten Schriftstücke, dass ihnen ganz einfach die Fähigkeit fehlt, meinen Einakter zu lesen, dass sie für dessen künstlerische Qualitäten kurzweg stockblind sind, dass sie vor meiner Arbeit ebenso verständnislos stehen, wie ein Kind, das nie einen Vers gehört hat, vor einem gedruckten Gedicht. Beide Herren beweisen durch ihr abgegebenes Urteil, dass sie auf dem Gebiet, für dessen Pflege sie vom Staate besoldet werden, ganz einfach nicht Bescheid wissen. Für diese Behauptungen, die ich notgedrungen in Wahrung meiner künstlerischen Ehre aufstellen muss, erbiere ich mich, jeden Moment, vor jedem Publikum, auch vor den akademischen Hörem, die die Kollegien der beiden Herren besuchen, den Beleg zu erbringen.

Allerdings sprechen sich beide Begutachter für die öffentliche Aufführung meines Einakters aus, was ich dankbar anerkennen muss. Da sie meiner Arbeit aber keinerlei künstlerische Qualitäten: zuerkennen, sondern im Gegenteil die Möglichkeit einer künstlerischen Wirkung rundweg in Abrede stellen, hat eine konsequente gewissenhafte Behörde nicht die geringste Veranlassung, auf Grund dieser Gutachten eine Zurücknahme des Verbotes in Erwägung zu ziehen, obwohl beide Gutachter dies Verbot für unberechtigt halten. Um so mehr Veranlassung und Berechtigung habe ich als Autor, mich gegen die falsche und ungerechte Beurteilung meiner Arbeit zu verwahren. Ich verzichtete daher auch von vornherein darauf, die beiden Schriftstücke der Polizeibehörde vorzulegen. Ich zog es vor, sie als unumstössliche Beweise für mich zu behalten, in der festen Zuversicht, dass Ihre Beweiskraft von Jahr zu Jahr wachsen wird.

Da nun die Möglichkeit, meiner Kunst öffentliche Geltung zu verschaffen, behördlicherseits von den Kunstanschauungen derartiger Autoritäten und völlig verständnisloser Sachverständiger abhängig gemacht wird, und da die übrigen über meine Arbeiten abgegebenen Gutachten im grossen ganzen vielleicht nicht auf mehr Verständnis beruhen werden, als die beiden in meine Hände gelangten, halte ich mich für berechtigt, diese beiden Zeugnisse literarischer und künstlerischer Verständnislosigkeit, die von jedem Laien mühelos als solche erkannt werden können, zu veröffentlichen.

Herr Prof. Dr. Franz Muncker schreibt u. a.: „Ferner kann man **jt** wohl zweifeln, ob Erörterungen über das von Ihnen behandelte Thema, mögen sie noch so theoretisch bleiben (oder vielleicht eben, weil Sie theoretisch bleiben) auf die Bühne gehören, ob sie nicht vielleicht eher zu einem Lesedrama passen.“

Herr Prof. Dr. Sulger-Gebing schreibt u. a.: „Ein Zensurverbot scheint mir diesem Einakter gegenüber nicht gerechtfertigt. Ich halte ihn für undramatisch und darum für wenig bühnenwirksam . . . Die Personen ergehen sich fast ausschliesslich

in langatmigen theoretischen Auseinandersetzungen."

Aus der Tatsache, dass die beiden Literaturprofessoren für die Lisiska-Verse in meinem Einakter vollständig unempfindlich sind, lässt sich leider kein so kinderleicht beweisbares Exempel für die Grenzen ihrer Fähigkeit statuieren, wie daraus, dass sie beide den Einakter für undramatisch halten. Es muss genügen, diese Tatsache zur Aufklärung der literaturbeflissenen Schüler der beiden Herren hier festzustellen.

Sollte nun nicht schon allein die Tatsache, dass für die künstlerischen Qualitäten meiner Arbeiten, die sich zu dutzendmalen in den verschiedensten Städten als wirksam erwiesen haben, zwei Münchner Hochschulprofessoren der deutschen Literatur vollständig blind sind, eine genügende literarische Rechtfertigung für die öffentliche Auf- führung meines Einakters bedeuten?

Natürlich werden mir die beiden Herren entgegenen, dass an der Wirkung des Einakters aufs Publikum nur meine Vortragsweise schuld sei. Gut! Dann sollen die beiden Herren ihre Kollegen über die deutsche Literatur doch auch einmal so vertragen, dass sie im Publikum den Eindruck von Feuer, Leidenschaftlichkeit und dramatischer Steigerung hervorrufen.

Gutachten

des Herrn Professor Dr. Franz Muncker.

Sehr geehrter Herr Wedekind!

Als ich gestern abend die ersten zwei Seiten Ihres Dramas „Tod und Teufel“ gelesen hatte, war ich mir klar, dass ich das Werk schon kannte; nur wegen des nicht scharf bezeichneten Titels hatte ich mich nicht sogleich daran erinnert, als Sie mir das Stück brachten. Ich las das Stück aber dennoch gestern noch einmal langsam zu Ende und las dann auch die mir vorher noch unbekannte „Zensur“.

Nun erinnere ich mich auch genau, dass ich selbst unter denen war, die etwa vor einem Jahr „Tod und Teufel“ von der Polizeidirektion zur Begutachtung erhielten. Was ich damals geschrieben habe, weiss ich im einzelnen nicht mehr. Ich glaube aber, dass ich mich für Zulassung der Aufführung ausgesprochen habe. Bestimmt weiss ich auch das nicht mehr, und diese Ungewissheit dürfen Sie mir nicht verübeln, denn ich habe gerade im vorigen Jahr mehrere Stücke zu ähnlichem Zweck von der Polizei erhalten, und da verwischt und verwirrt sich die Erinnerung leicht. Ferner kann man ja wohl zweifeln, ob Erörterungen über das von Ihnen behandelte Thema, mögen sie noch so theoretisch bleiben (oder vielleicht eben, weil sie theoretisch bleiben), auf die Bühne gehören, ob sie nicht vielleicht eher zu einem Lesedrama passen. Auch scheint mir Ihre ernste Absicht nicht überall deutlich, so dass kein Missverständnis möglich ist, herauszukommen, und die Erörterungen, die Sie jetzt beilegte, die zur Klärung freilich viel beitragen, die fehlten eben

damals noch. Aber da dies alles keine Bedenken gegen die Sittlichkeit des Stückes sind, und da wir in der Zensurkommission nur sittliche und nicht ästhetische Bedenken zu würdigen haben, so glaube ich, ich werde mich vor einem Jahr so wenig für ein Verbot Ihres Dramas ausgesprochen haben, wie ich es heute täte. Dann aber ergibt sich die notwendige Folge, dass ich entweder von anderen Mitgliedern der Kommission überstimmt worden bin, oder dass die Polizeidirektion ihr — von Anfang an betontes — Recht gewahrt hat, auf eigene Verantwortung auch einmal gegen die Mehrheit der Zensurkommission zu entscheiden. Jedenfalls aber kennt die Polizeidirektion bereits meine Ansicht über Ihr Stück; ich bin also nicht in der Lage, diese Ansicht noch einmal zur Information der Behörde auszusprechen. Doch könnten vielleicht Sie die erklärenden Bemerkungen über Ihr Stück der Polizei noch vorlegen; freilich bezweifle ich, dass das: zu einer Aenderung ihres Beschlusses führen wird. Oder wollen Sie Dr. Halbe und etwa Prof. Dr. Sulger-Gebing, Prof. Dr. v. Du Moulin, die vermutlich noch nicht von der Polizei gefragt worden sind, zu einem Gutachten veranlassen. Leider kann ich, wie Sie mir gewiss zugestehen werden, in diesem Falle, so wie die Dinge nun einmal liegen, nicht Ihnen zu Diensten sein. Ich lege die beiden gedruckten Exemplare und Ihre handschriftlichen Erörterungen diesen Zeilen wieder bei.

Mit den besten Empfehlungen

Hochachtungsvoll

gez. Muncker.

Gutachten

des Herrn Professor Sulger-Gebing.

Frank Wedekind, Tod und Teufel.

Ein Zensurverbot erscheint mir diesem Einakter gegenüber nicht gerechtfertigt. Ich halte ihn für undramatisch und darum für wenig Bühnenwirksam, aber nicht für unzüchtig oder sittenverderblich. Die Personen ergehen sich fast ausschliesslich in langatmigen theoretischen Auseinandersetzungen über die Stellung der Frau zum Mann, Liebesgenuss und käufliche Liebe. Doch sind diese heiklen Fragen mit Ernst und mit einer fast trockenen Sachlichkeit behandelt, und so mancher nicht verbotene französische Schwank bietet dem Publikum weit anfechtbarere, weil durch und durch leichtsinnige Moral, die noch dazu viel verführerischer auftritt. Lässt sich bei Wedekind der Zuschauer von den theoretischen Auseinandersetzungen fesseln, so wird er rein intellektuell beschäftigt und gelangt über die Personen und ihre Anschauungen zu der Auffassung, die der Verfasser in den beigelegten Erläuterungen ausgesprochen hat. Verliert aber der Zuschauer die Geduld, den Reden aufmerksam zu folgen, so ist auf der Bühne nichts gegeben, was die Sinnlichkeit reizt, und er wird sich bloss langweilen. Das einzige anstössige erscheint mir der Ort, wo das ganze sich abspielt, das Bordell. Hier aber hat sich der Verfasser sehr gemässigt — er hat, wie er sich ausdrückt, jede Annäherung an die Wirklichkeit auf das Sorgfältigste und Gewissenhafteste vermieden, — und ich kann deshalb auch darin besonders im Hinblick auf so manche von der Zensur gestattete Schlafzimmer- und Entkleidungsszene in französischen Possen, keinen Grund zu einem Verbot erblicken.

Der Ernst der Behandlung und die Schärfe der Dialekte stellt Wedekinds „Tod und Teufel“, insbesondere wenn es zusammen mit dem ebenfalls vorwiegend theoretische Auseinandersetzungen gebenden Einakter „Die Zensur“ aufgeführt wird, hoch über so manches, was unbeanstandet über unsere heutige Bühne geht. Ich sehe deshalb keinen Grund ein, warum der Dichter nicht mit diesem Einakter auch auf der Bühne zu Wort kommen sollte.

München, den 3. April 1911.

gez. Prof. Dr. Sulger-Gebing.

Bemerkungen.

Schiess bei Zeiten! Ihre komische Geste rechtfertigt nicht immer die unernte Beurteilung einer Handlung. Der Prinzipal der Berliner Schussmannschaft, Herr v. Jagow, hat eine besondere Methode gestartet, da Gelächter hervorzurufen, wo Wut und Empörung entstehen müssten. Man denke einmal an die praktischen Folgen seines Wirkens und zwingt sich, Herrn v. Jagow so ernst zu nehmen, wie er sich selbst nimmt. Dann bekommen seine Massnahmen und Erlasse ein verteuftelt gefährliches Gesicht. Er hat es bekanntlich mit der Schneidigkeit, — das wäre unbedenklich, brächte es nicht die Tätigkeit, für die er von seinen Opfern bezahlt wird, mit sich, dass seine Schneidigkeit sich im Benehmen seiner Schussleute zu produzieren hat. Die Sanftesten sind die blauen Moabiteriche ohnehin nicht; seit sie nicht „zu spät“ schiessen dürfen, wird man sie aber als konstante öffentliche Bedrohung betrachten müssen. Das Verhältnis zwischen Berliner Einwohner und Berliner Schussmann wird sich jetzt in die Formel fügen lassen: Wer zuerst schießt, lacht zuletzt. Das sind heitere Zustände und die Berliner Verkehrssicherheit, zu deren Schutz angeblich Jagow und seine Mannen engagiert sind, wird fortan hauptsächlich in der Form von Ruhestörungen aus Browningläufen in die Erscheinung treten. — Jedenfalls stehen auch interessante Prozesse in Aussicht, und die Entscheidungen der Gerichte werden in ihren scharfsinnigen Abstraktionen das beste sein, was Jagows Betriebsamkeit dem Logiker wird zu präsentieren haben. Erschießt jemand einen Schussmann, der auf ihn zukam, um an ihm vorbeizugehen, — wird der Verteidiger, der auf Putativ-Notwehr plaidiert, recht behalten. Und warum wird er nicht recht behalten, sondern der Schütze wegen Totschlags verurteilt werden? — Wie wird umgekehrt der Freispruch des Schussmanns begründet werden, der die alte Dame niederknallt, die ihn nach dem nächsten Briefkasten hätte fragen wollen? Wir wollen es abwarten und hören, was Herr v. Jagow als Sachverständiger darüber äussern wird.

Unangenehm ist aber doch immer die Irreparabilität der Schäden, die durch hervorragend forsche Leute verursacht werden. Da gab es früher in Berlin zwei bedeutende Juristen, den Landgerichtsdirektor Brausewetter und den Staatsanwalt Benedix, denen man besonders gern politische Delinquenten in die Fänge gab. Die beiden Herren knallten ihren Opfern Freiheitsstrafen auf den Buckel, dass es dampfte. Alle beiden starben in geistiger Umnachtung. Es unterliegt keinem Zweifel, dass ihre Hirne schon krank waren, als sie noch ihre Rechtspraxis ausübten. Denen aber, die von ihnen abgeurteilt waren, nützte die nachträgliche Erkenntnis ihrer Beschaffen-

heit nichts mehr. Sie waren und blieben im Gefängnis, bis ihre Zeit verstrichen war. Wie nun — um hier gleich das tertium comparationis zu nennen, — wenn Herr v. Jagow eines Tages, beispielsweise wegen allgemeiner Unbeliebtheit (ich will nicht bitter werden und etwa sagen: wegen menschlicher Regungen, wo er bloss Zensor sein soll) — wenn er also wegen Mangel an Gegenliebe bei den Berlinern zum Zylinder greifen muss? Dieser Mangel an Gegenliebe hat — daran zweifelt wohl keiner — längst bestanden, und ihm werden zum Teil die Taten zuzuschreiben sein, die seine Schussleute zum „rechtzeitigen“ Eingreifen veranlassen. Wer dabei eine Kugel in den Bauch bekommen hat, dem bleibt die Narbe oder die Witwe übrig; daran wird kein Nachfolger Jagows etwas ändern können.

Das beste wäre schon, der Prinzipal der Berliner Schussmannschaft wiche möglichst bald einem Nachfolger. Wie man ihn dazu veranlassen könnte, weiss ich freilich nicht. Aber die linksseitigen Volksbeglucker und Zeilensöldner wissen doch sonst immer so viele gute Mittel, um den ehernen Willen der Massen emphatisch zum Ausdruck zu bringen.

Zweierlei Hasskrüge. Den Münchnern steht eine neue Gaudi bevor. Es wird schon wieder ein Prozess wegen schlechten Einschenkens angekündigt. Ein fiebernder Reporter wusste sogar zu melden, dass es diesmal nicht bloss den Kellnern und Pächtern an den Kragen soll, sondern dass der Staatsanwalt höher hinaufgreifen und auch die Besitzer der Brauereien selbst auf die Anklagebank nötigen wolle. Unmöglich! — Zwar lässt sich die Richtigkeit einer Berechnung schwer anzweifeln, wonach die moralische Triebkraft der Manipulationen, die das Mitglied des Vereins gegen betrügerisches Einschenken in den Zustand der Wichtigkeit für die menschliche Gesellschaft versetzen, beim Profit der Brauer zu suchen ist. Aber wenn ein Reporterchen dem Redakteur einer Zeitung eine sensationelle Allarmnachricht bringt, die nicht stimmt und zugleich das Objekt der journalistischen Findigkeit und das Lesepublikum, das wahre Begebenheiten erfahren will, schädigt, — geschieht die Veröffentlichung etwa nicht, weil der Verleger davon seinen Profit hat? — Und hat schon jemals ein Staatsanwalt den Besitzer eines Blattes, statt seiner abhängigen Redakteure vors Gericht geladen? — Das wäre ja noch schöner, wenn plötzlich Knorr und Pschorr mit Krethi und Plethi in einen Rechtstopf geworfen werden sollten!

Walhalla. Ein früherer Musiker, namens Herwarth Waiden, kündigt eine Druckschrift an, die den Titel führen soll: „Goethe, Nietzsche und Kraus“. — Gemeint ist Herr Karl Kraus, Herausgeber der „Fackel“, Wien, IV. Bezirk.

KAIN, Heft 4. Inhalt: Widmung. — Menschlichkeit. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Für Wedekind. — Tariftreue. — Kentucky und Berlin. — Der Herr Rektor. — Semerau.

KAIN, Heft 5. Inhalt: Sittlichkeit. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Mottl, ein Opfer der „Münchener Post“. — Der heilige Jatho. — Architektur und Behörde. — Bekanntmachung.

Preßrelationsbureau „hanfa“
Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23  Holzstetner Ufer 7 
Inh.: Jng. M. Krause
liefert alle Nachrichten über
Kunst, Literatur, Wissenschaft
schnell — vollständig — preiswert.
Akademisch und literarisch gebildete Lektoren.
Vorzügliche Organisation!

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

.....
*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang I.

No. 7.

Oktober 1911.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Bebel †. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen. — Kiew. — Mainz. — München. — Korrespondenz.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

In einigen Wochen erscheint im KAIN-
VERLAG zum ersten Male der

Kain-Kalender

für das Jahr 1912.

Sämtliche Beiträge sind vorn Heraus-
geber des „Kain“, ERICH MÜHSAM.

Der Kalender enthält ernste und hu-
moristische Arbeiten in Prosa und
Versen: Artikel, Glossen, lyrische und
satyrische Gedichte, Aphorismen,
Dramatisches u. s. w., u. s. w.

Dem Kalender wird das Bild des Verfassers beigegeben.

Der Preis beträgt für das
Einzel-Exemplar 1 Mark.

Bestellungen nehmen jetzt schon entgegen die Buch-
handlungen und der „KAIN-VERLAG“, München,
Baaderstrasse 1a.

Jahrgang I
No. 7.

München,
Oktober 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Bebel †

August Bebel ist tot; im Alter von 71 Jahren an Entkräftung und Herzschwäche gestorben. Er lebt? — Er ist tot, sage ich euch, und es ist höchste Zeit, ihm den Nekrolog zu schreiben. In Jena hauchte er, am 14. September 1911, seine revolutionäre Seele aus, umringt von seinen Getreuen, die seine letzten Atemzüge, seine letzten Seufzer auffingen, um in ihrem Geiste weiterzuleben, weiterzukämpfen, weiterzuwursteln.

August Bebel war eine Kämpfernatur, — das soll ihm unbestritten bleiben. Er war ein Draufänger vom alten Schlage, einer der seine Ueberzeugung, sein Ideal und seine Sehnsucht hatte. Leidenschaftliches Temperament hatte er nicht, — das wäre zu viel gesagt. Aber er konnte es haben, wenn er wollte. Er konnte seine prächtige Beredsamkeit zu Ausbrüchen befeuern, dass es eine Lust war, ihn zu hören. Und, während er sprach, war Bebel immer ehrlich. Hatte er sein Temperament angekurbelt und liess es nun haltlos ablaufen, so glaubte er selbst jedes Wort, das ihm der Moment eingab, so hatte!

er keine Ahnung, dass er vorher ganz anders geredet hatte und nachher wieder ganz anders reden würde. Wer August Bebel je für einen überragend intelligenten Kopf gehalten hat, verkannte ihn durchaus. Er war nur ein eminent politischer Kopf. Seine Intelligenz erhob sich nie über das Niveau der durchschnittlichen Klugheit belehener Proletarier. Was ihn vor seinen werktätigen Standesgenossen auszeichnete, war ausschliesslich die Gabe der Beredsamkeit. Aber auch die musste man mit Vorsicht beurteilen. Sie beruhte nämlich keineswegs auf der Fülle einander überjagender Einfälle und Gedanken, auch nicht auf sonderlich geschickter Diktion oder sauberem Stil, sondern durchaus nur auf dem wundervollen hell-schallenden Organ des Mannes und auf der lebendigen Beweglichkeit seiner Gesten. Wer ihn hörte, wurde gepackt und oft erschüttert und mitgerissen. Las man nachher aber die Reden auf dem Druckpapier nach, da fand man nicht mehr viel vor von dem Feuer, der Begeisterung, der Ueberzeugungskraft des gesprochenen Wortes. Dann waren es meistens gar nicht besonders geschickt aufgebaute Sätze, aus denen die Rede bestand, aber viel Ausrufungszeichen, Fragezeichen, Schlagworte. Hinter denen stand zumeist: Bravo! Lebhafter Beifall! Stürmischer Beifall! — und man besann sich, dass die schlagkräftigen rhetorischen Wendungen immer am Ende einer Gedankenreihe erfolgten und auf diese Weise auf den nächsten Teil der Rede vorbereiteten. Auch die Aeusserungen, auf die Heiterkeit! und Stürmische Heiterkeit! folgte, erwiesen sich nachträglich bei der Lektüre als recht billige Witzchen und Anrempelungen, die gewiss keinen Humoristen zum Urheber hatten. Las man gar, was er geschrieben und dem Druck übergeben hatte, so stellte sich sein Stil als übeistes Zeitungsdeutsch heraus. Wer in fünfzigjähriger Schreibpraxis so wenig Sprachzucht gelernt hatte, war gewiss kein geistiges Phänomen.

Aber ein Politiker war Bebel. Er hatte stets den richtigen Instinkt dafür, wann er temperamentvolle Fan-

fahren zu schmettern und wann er in leidenschaftsloser Sachlichkeit zur Ruhe zu mahnen hatte. Der sächsische Drechslergeselle lebte in ihm bis zum Ende, und als sächsischer Drechslergeselle stand er den Dingen des Lebens, des öffentlichen Geschehens und der Partei gegenüber. Er empfand alle Vorgänge, mit denen er sich zu beschäftigen hatte, ganz und gar als Proletarier, — das war das Geheimnis seiner unerhörten Popularität. Die Meinung, die er in Versammlungen, im Reichstag, auf den Parteitagen vertrat, war der Ausdruck der wirklichen Grundstimmung der sozialdemokratisch geleiteten Massen. Dieses in seiner Herkunft begründete Mitschwingen seines Geistes mit dem Fühlen und Denken der Millionen Proletarier gab ihm jederzeit die Sicherheit seines Auftretens, das im letzten Dezennium geradezu diktatorische Allüren annahm. In dieser absoluten Sicherheit seines jeweiligen Standpunktes war er sogar seinem vor ihm verstorbenen Genossen Paul Singer voraus, der sich tief in das Wesen der Arbeiterseele hineingearbeitet hatte und Bebel an Intelligenz weit überlegen war.

Was Bebel sagte, konnte man stets als den Ausdruck der jeweiligen Massennansicht annehmen. Er war ein Barometer der Stimmung unter den deutschen Arbeitern, und wenn er von Jahr zu Jahr einen revolutionären Grundsatz nach dem andern preisgab, so reproduzierte sich darin die Wirkung der marxischen Kathederweisheiten auf das Volksgemüt.

Die Aktionsfeindschaft des historischen Materialismus verurteilt den Marxisten zur Realpolitik, d. h. zum grundsatzlosen, zielvergessenen taktischen Manövrieren innerhalb der angefeindeten bestehenden Verhältnisse. Das revolutionäre sozialistische Prinzip musste bei der wachsenden Erkenntnis der von Marx inaugurierten Ideen bei der Masse zur Phrase werden, und wurde somit auch bei Bebel in immer steigendem Masse zur Phrase. Solange die Massen an ein Zukunftsideal glaubten, solange sie noch wähten, ihre Beteiligung am Kampf der politischen

Parteien müsse binnen kurzem zur Realisierung verschwommener sozialistischer Träume führen, solange war auch August Bebel der Fürsprecher eines radikalen Draufgängertums gewesen. Er konnte, wenn er Temperament einschaltete, geradezu fanatisch werden in seinem Zorn gegen die bürgerliche Gesellschaft und war am sympathischsten, wenn er einmal — ganz der Mann des Volkes und seines Wahns — den Blick für das Wirkliche total verlor und sein unklares Zukunftsstaats-Gebilde schon zum Greifen nahe gerückt sah. Das war der Bebel, der in der Geschichte fortleben wird und um dessen Tod auch wir trauern, die wir seine Wege nie gegangen sind: der für das Jahr 1898 den grossen Kladderadatsch prophezeite, der schwor, bis zum letzten Atemzuge der Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft bleiben zu wollen, der keine Bündnisse und keine Konzessionen wollte, der Draufgänger und couragierte Attackenreiter.

Als seine Haare weiss wurden, wandelte sich Bebel zum wägenden Taktiker. Denn inzwischen hatten die Diplomaten und Advokaten in der Partei Oberwasser bekommen, und die Massen fühlten sich regierungsfähig im kapitalistischen Staat. Bebel hatte so wenig wie das Gros der Arbeiterschaft die Kraft, sich dem Strudel des wohlfeilsten Reformers-Ehrgeizes zu entreissen. Er geriet mitten hinein in die kleinbürgerliche Tagespolitisererei, die seine Krankheit wurde und seinen Tod herbeiführte.

Von 1867 bis 1911 — welch ein Niedergang! Der hartköpfige Revolutionär, der Verfolgungen, Gefängnisstrafen, Bedrückungen aller Art auf sich nimmt; dann der Wortführer des Volks, wo es um ernste Dinge geht, der drohende Wächter über kümmerliche Rechte; und endlich der General belfernder Gernegrösse, staatlich konzessionierter Umstürzler, allerdevotester Opponenten!

Seit Bebel im Reichstag erklärt hatte, wenn einst die Grenzen des Deutschen Reiches bedroht wären, würde er selbst das Gewehr über seinen alten Buckel laden und mitmarschieren gegen den Feind, war das Ende voraus-

zusehen. Mit der Marokko-Rede in Jena hat der alte Revolutionär ausgeröchelt. Da hat Bebel vor dem Imperialismus glatt kapituliert. Wer sich noch schämen kann, erröte!

Erinnert man sich, wie Bebel in früheren Jahren über alle Kolonialpolitik urteilte? Als es um die Boxer-, um die Hererokämpfe ging, äusserte er Ansichten, die den hier vor einem Monat entwickelten gar nicht sehr unähnlich waren. In Jena aber führte Bebel aus:

„Nun soll gar nicht bestritten werden, dass Marokko zu denjenigen Ländern gehört, die bei vernünftiger Wirtschaft einer grossen Entwicklung fähig sind, dass, wenn in der Tat mit den geeigneten Mitteln, gegen die wir auch, wenn sie die rechten wären, nichts einzuwenden hätten, die Kolonisation Marokkos betrieben würde, der Handelsverkehr gewaltig stiege und damit auch grosse Vorteile für Deutschlands Handel in Aussicht ständen. Das eine glaube ich aber in erster Linie postulieren zu müssen: Wir Sozialdemokraten, die wir der ganzen Marokkopolitik feindlich gegenüberstehen, und wie sie jetzt betrieben wird, feindlich gegenüberstehen müssen, wir haben das natürliche Verlangen, dass Deutschlands Handel und Deutschlands industrielle Entwicklung unter den gleichen Bedingungen in Marokko sich vollziehen kann, wie die jedes anderen Staates (lebhaft Zustimmung), dass also alle Staaten unter voller Gleichberechtigung in Marokko ihre Interessen verfechten dürfen, dass keiner dem andern vorgezogen wird, keiner seine Stellung missbraucht, um die andern zurückzudrängen, wie man das ja — und das ist die Hauptursache des Konflikts — der französischen Regierung vorwirft, indem sie die Bestrebungen deutscher Interessenten, in Marokko Fuss zu fassen und dort Ausbeutungsinstitutionen zu schaffen, hintanzuhalten sucht.“

Herr Bebel wendet sich also gegen die Art, wie Marokko kolonisiert werden soll. Gegen „geeignete Mit-

tel" zur Kolonisation des Landes, „wenn sie die rechten wären", hat er nichts einzuwenden. Amüsant ist, dass in der gleichen Woche, in der diese Rede gehalten wurde, der auch in Jena wieder von Bebel angerüpelte Maximilian Harden in seine „Zukunft" einen Artikel „Weh dem Sieger!" schrieb, worin Deutschlands Ansprüche in Marokko energisch bestritten werden. Bebels Patriotismus stellt also den des Patrioten Harden in der Marokko-Angelegenheit weit in den Schatten.

Aber die Bebeische Verbeugung vor den alldeutschen Expansionspolitikern war wohl notwendig, um das Bekenntnis vorzubereiten, dass die deutsche Sozialdemokratie nicht gesonnen sei, wirksame Massnahmen gegen den Ausbruch eines Krieges zu veranstalten. Bebel legte dieses Bekenntnis ab, indem er in sehr aggressiver Weise gegen die Aktion eines Massenstreiks polemisierte. Er machte das so, dass er die Situation eines Landes schilderte, das sich im Kriegszustande befindet, und deduzierte alsdann folgendermassen:

„Die Preise der Lebensmittel erreichen eine unerschwingliche Höhe, obwohl sie heute schon kaum erschwinglich sind. Dann aber wird das die allgemeine Hungersnot tatsächlich bedeuten. Was glaubt man denn, was aus einer derartigen Situation entsteht? Da fragen die Massen nicht nach Massenstreik. (Lebhafter Beifall.) Da schreien sie nicht nach dem Massenstreik, da schreien sie nach Arbeit und Brot, (stürmische Zustimmung) — so liegen die Dinge —, nach Arbeit und Brot, die mit Ausnahme der Industrien und Gewerbe, die direkt am Kriege interessiert sind, niemand ihnen bieten kann."

Sehr richtig, Herr Bebel! So wird es aussehen, wenn eure lotterhafte Geschäftspolitik den Krieg nicht zu verhindern gewusst hat, wenn ihr in eurer sträflichen Angst vor dem Vorwurf der Vaterlandslosigkeit euch zu keinen kräftigeren Entschlüssen aufraffen könnt, als zu leeren phrasenklingenden Resolutionen, in denen ihr den Krieg

wie weiland Homer „männermordend“ nennt, und erwartet, „dass insbesondere die deutsche Arbeiterklasse jedes mögliche Mittel anwendet, um einen Weltkrieg zu verhindern“. Von dem einzig möglichen Mittel aber wollt ihr nichts wissen.

Herr Dr. David aus Mainz musste nach der schönen Rede Bebels, die das Entzücken aller liberalen Lesepapiere bewirkte, schleunigst einen Antrag auf Schluss der Debatte einbringen, damit Dr. Liebknecht verhindert wurde, die peinliche Frage zu stellen, was für Aktionen denn nun eigentlich gleich erfolgen sollten. Die „Harmonie“ durfte nicht gestört werden. Denn sonst hätte der ganze Zweck der Uebung durchkreuzt werden können.

Welcher Zweck? Sich für die in vier Monaten steigende Reichstagswahl den patriotischen Spiessern freundlichst empfohlen zu halten!

Der sich zu diesem widrigen Manöver hergab, war August Bebel, der alte Bebel, der keine Konzessionen machi“ und mit dem Kopf durch die Wand geht.

August Bebel ist tot. Klappt den Sargdeckel zu!

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

So lange dauerte es kaum, als der Aufseher mir zwei grosso Decken und zwei Ueberzüge in die Zelle brachte, mit dem Bemerken, ich möge nun das Bett überziehen. Ich entdeckte jetzt, dass die Kette, mit der das Lager an der Wand befestigt war, nur über einen Haken geschoben war, und indem ich alle Leibeskraft zusammennahm, gelang es mir denn auch, sie davon loszumachen, sodass ich mich nun gegen das schwere Gestell zu stemmen hatte, damit es nicht mit aller Macht mir auf die Kniescheibe falle. Jetzt musste ich etwas sehr Trauriges erleben. Der Tisch und die Bank war nämlich heruntergelassen, und es stellte sich heraus, dass das Bett nicht aufgeschlagen werden konnte, solange das der Fall war, weil es mit dem Tisch karambolierte. Ich hob also das Bett mit grosser Anstrengung wieder empor und bemühte mich, es so lange mit der Hand festzuhalten, bis der Tisch an die gegenüberliegende Wand geklappt war. Etliche Male musste ich

den Versuch erneuern, endlich glückte er, und ich liess das Bett langsam niedergleiten, bis dessen Platte plötzlich auf der Bank festsass. Selbst die schmale Bank hatte zwischen dem schmalen Bett und der Wand keinen Platz mehr. Diesmal genügte aber ein kleiner Anhub, um die karambolierenden Möbel aneinander vorbeizubringen, und dann stellte sich die erfreuliche Erscheinung heraus, dass die Bank zugleich mit dem Bett niedergelassen, gerade auf dem Bettrand lag, also eine natürliche direkte Verbindung vom Bett zur Wand schuf. Ich vergegenwärtigte mir, was für eine sympathische Beschäftigung es sein müsste, wenn ich im Bett läge und von dort aus kleine Steinkugeln, die die Berliner Jungens „Murmeln“ nennen und die bei uns in Lübeck „Picker“ hiessen, gegen die Wand kollern Hesse. — Es war mir gelungen, das Bett aufzuschlagen, und ich besah jetzt das Material, mit dem ich es ausschmücken sollte. Da war ein kleiner eckiger bräunlicher Linnenüberzug, der, wie mir schien, ganz die Fassung des Keilkissens hatte. Ich experimentierte damit eine Weile, und schliesslich gelang es mir wirklich, das Keilkissen in den Ueberzug hineinzuzuquetschen, dass es wie angegossen sass. Und dann war da ein mächtigen leinener blaukarrierter Ueberzug, den ich mit einiger Angst betrachtete. Erst meinte ich, dass man damit wohl eine der Decken überziehen müsse, sah aber ein, dass dafür der Bezug viel zu gross sei. So entschloss ich mich denn, die Matratze in das Ding hineinzupferchen. Ich nahm sie vom Bettstell ab und lief bald an das Kopfende, bald an das Fussende, um zu probieren, ob ich sie nicht in den offenen Rachen des blauen Bettbezuges schieben könnte. So ging es nicht. Ich legte nun die Matratze dahin, wohin sie gehörte und zog mit dem Ueberzug gegen sie zu Felde. Es war äussert schwierig. Aber mir kam ein genialer Einfall. Ich drehte das blaue Zeug um und zog es nun der Matratze von unten herauf an den Leib wie man Kindern Strümpfe anzieht. Zwar rutschte die Matratze dabei immer mehr von der Bettstelle ab und schob mich zurück, aber als ich endlich rücklings auf den Deckelknopf des „Leibstuhls“ zu sitzen kam, da hatte die Tugend gesiegt und die Matratze war in ein blaukarriertes Kleid gehüllt. Ich schob sie, stolz auf mein geglücktes Werk, an ihren Platz zurück, legte das Keilkissen oben darauf und packte die beiden Decken darüber. Nun mochte kommen, was wollte: mein Nachtlager war in Ordnung. — Der Aufseher kam, fragte, ob ich fertig sei. und ich zeigte ihm, sehr mit mir zufrieden, das Resultat meiner Tätigkeit. Der Mann sah mich von der Seite an, lächelte vergnügt, ging dann zur Thür und rief hinaus: „Giesmann!“ — Giesmann kam. Ein blondbärtiger Berliner Arbeiter im Sträflingsanzug. „Machen Sie das mal in Ordnung“, wies ihn der Beamte an und verliess die Zelle. Giesmann schmunzelte: „Sie sind sone Ar-beeten woll nich gewöhnt?“ — Damit schmiss er Decken und Keil-

lassen vom Bett herunter und pellte mit grosser Behendigkeit die Matratze aus dem Ueberzug wieder heraus, in den ich sie eben mit so viel Liebe und Anstrengung hineingezogen hatte. Ich sah recht wehmütig zu. Nackt wie sie gewesen war, legte er die Matratze zurück, prüfte die beiden Keilkissen, das er in seinem Ueberzug anerkannte und legte die beiden Decken sehr sorgfältig übereinander. Dann kniffte er sie an einer Seite ein und schob mit kaum glaublicher Geschicklichkeit den blauen Ueberzug über beide Decken zugleich. Unterdessen unterhielt es sich sogar noch mit mir, fragte mich, warum ich hier sei und erzählte, dass man ihn wegen verbotenen Drehorgelspiels zu vier Monaten Gefängnis verknackt hätte, die Mitte November abgebusst seien. Ich wunderte mich über die hohe Strafe wegen des geringfügigen Vergehens. Er erklärte mir aber, dass er zum 36. Male dafür bestraft sei. Es gibt doch konsequente Naturen, dachte ich mir. — Mit diesem Giesmann bin ich inzwischen vertrauter geworden. Er wird im Gefängnis damit beschäftigt, die Korridore und gemeinsamen Räume täglich zu säubern (wofür er pro Tag 15 Pfennige erhält, nicht mehr und nicht weniger). Es hat sich allmählich die stillschweigende Gewohnheit herausgebildet, dass Giesmann auch meine Zelle in Ordnung hält. Seit ich Selbstbeköstigung habe, kriegt er dafür den Kaffeezucker und die Bierreste, und wenn ich einmal rauchen darf, den Zigarrenstummel.

Nachdem Giesmann mein Bett in Ordnung gebracht und mich wieder allein gelassen hatte, die Tür vom Aufseher auch wieder abgeschlossen war, führte ich von neuem meine melancholischen Gedanken spazieren. Jetzt, sagte ich mir, sammeln sich die Getreuen im Cafe Monopol, greifen nach den Abendblättern, die wahrscheinlich voll erstunkener Mordsgeschichten sind, und fragen sich: Ist der Mühsam wirklich beteiligt an der Dynamitgeschichte? — leih kann es mir nicht denken. — Na, ich hab's immer gesagt, dass man ihm mit dem Vorwurf der Harmlosigkeit unrecht tut. — Aber wie konnte er das bloss von hier aus dirigieren? — Oh, nichts leichter als das. Brieflich lässt sich viel machen. — Immerhin, dass er sich in so gefährliche Geschichten einlassen würde— —. Ich bin überzeugt, dass er von allem wusste; aber er wird sich schon geschickt herauslügen. — So, dacht' ich, werden sie wohl über mich sprechen, die, die mir wohlwollen. Und ich sass nun hier einsam in der Gefängniszelle, in der es langsam dämmerig wurde und wusste nicht, wofür. Ich überdachte noch einmal den Sinn der Paragraphen, und da stieg mir eine Kerze auf. Das ist ein Schlag gegen den Sozialistischen Bund! Morax zeichnete als Gruppenwart und sitzt in Neudeck unter dem Verdacht, die Bombensache mitgemacht zu haben. Ich war der erste, der den S. B. in München agitiert hat; ich habe in den Sitzungen der Gruppe Tat fast immer allein das Wort geführt:

„Stifter und Vorsteher!“ — Kommt hinzu, dass ich den Versuch machte, die Kunden, das „Lumpenproletariat“, den „fünften Stand“ für unsere Sache zu gewinnen, — nichts klarer als das: für den Bombenwurf hat der Mühsam in seiner Gruppe Stimmung gemacht : §§ 128, 129! (Fortsetzung folgt.)

Münchener Theater.

Ueber das Grundsätzliche der Volksfestspiele soll im Kain-Kalender gesprochen werden. Hier sei eine Bewertung der Proben versucht, die Reinhardt in diesem Sommer den Münchnern bot. Zunächst will ich unter Vorbehalt vieler Einwände im Einzelnen gegenüber den Angriffen, denen Max Reinhardt gerade jetzt wieder selbst von bisher freundlichen Seiten ausgesetzt ist, bekennen, dass mir seine Experimente in der Musikfesthalle des Ausstellungsparkes überaus wertvoll sind, und dass mir alle Verdächtigungen seines künstlerischen Willens ungerecht, oberflächlich und kleinlich erscheinen.

Es kommt darauf an, vor grossen Menschenmengen wirksam Theater zu spielen. Dazu reichen die vorhandenen Bühnen nicht aus. Auch die bisher publizierten Projekte für neue Theaterbauten — ich erinnere an das Rohe-Zehe'sche — lösen die Frage nicht, wie das moderne Komödienhaus beschaffen sein muss, um fünftausend Personen genügend Platz und annähernd gleichmässig gute Hör- und Sehmöglichkeit zu bieten. Es gab keinen Ausweg: man musste nach dem Beispiel der Alten das Amphitheater bevorzugen. Da wir hingegen in anderem Klima leben, als die Athener, da sich ferner seit Sophokles und Aeschylos die Nerven des theaterliebenden Publikums auf wesentlich gewandelte Reizungen eingestellt haben, und die durch Schalltrichter gesprochenen Reden der Darsteller nicht mehr künstlerisch, gemessen könnten, so musste man den geschlossenen Raum suchen, der das Agieren zu Füssen der Zuschauer gestattet. In München fand sich die sehr geeignete Musikfesthalle, deren Halbkreis-Form sowohl die Benutzung einer Bühne wie der Arena ermöglicht. Anderswo musste Reinhardt *faute de mieux* im Zirkus spielen, und nun ging das Geschrei, er sei ein Sensationsmacher, noch lauter los als schon vorher. Wir haben es im vorigen Jahre nach der Aufführung des „König Oedipus“ erlebt; wir werden es in diesem Jahre nach der „Orestie“ erst recht erleben, obwohl sich doch Herr Ferdinand Bonn um die Verdeutlichung des Unterschiedes zwischen Kunst und Spektakel hinlänglich verdient gemacht hat.

Die Entrüstung der Kulturhüter eifert in Sonderheit gegen das Massenaufgebot der Mitwirkenden. Auch dieser Entrüstung kann der Vorwurf der Oberflächlichkeit nicht erspart werden. Die Einrichtung des Arena-Theaters bringt es mit sich, dass die Gruppierung

der Zuschauer rund um die Szene zum Bilde der Aufführung erheblich mitwirkt. Es wäre daher ein Stilfehler grösster Art, wenn sich die Zahl der Darsteller auf das durch die räumliche Begrenztheit der Podium-Bühne bedingte Minimum beschränkte. Die Affichierung der tausend Mitwirkenden an den Münchener Plakatsäulen ging zwar auch mir sehr gegen den Geschmack, auf die Riesenchöre selbst aber hätte ich bei der Umfänglichkeit des Raumes und bei der Umgrenzung der Szene durch die bis zum Dach der Halle gedrängte Zuschauermenge nicht verzichten mögen . . .

Ob die Wahl der „Orestie“ zum Volks-Festspiel glücklich war, darüber wird sich streiten lassen. Es lag nahe, bei der szenischen Benutzung des antiken Vorbildes auch im Repertoire an die Antike anzuschliessen. Kommt hinzu, dass im vorigen Jahre der „König Oedipus“ des Sophokles — mit grossem Recht — ungeheueren Erfolg hatte. Die Versuchung, danach die „Orestie“ zu inszenieren, ist also sehr begreiflich. Aber das Werk des Aeschylos erfüllt die Bedingungen der Massenwirkung auf unsere Zeitgenossen nicht entfernt in dem Masse, wie das des Sophokles. Im „König Oedipus“ ist einheitliche, gedrungene Handlung von packendster, sich stetig steigender Tragik. Das Volk (also die Chöre) ist in den dramatischen Konflikt engstens verstrickt, denn es büsst die Schuld des Königs durch die Seuche und greift nun anklagend und rettungsheischend direkt in die Handlung ein. Da gibt es grosse und für die Wirkung der Tragödie durchaus notwendige Aufgaben für den Regisseur. Die Bewegung der grossen Chöre ist ein wichtiges Erfordernis, um die mächtigste Schicksalsträgedie aller Zeiten im Zuschauer lebendig zu machen. Die Wahl dieses Dramas zur Aufführung im „Theater der Fünftausend“ war also von selbst gegeben.

Ganz anders ist es bei der aus drei getrennten Stücken bestehenden „Orestie“. Das ist eine Aufzeigung der blutrünstigen Ereignisse, die sich im Hause Agamemnons nach seiner Heimkehr aus dem trojanischen Kriege abspielen. Ein Familien- und Ehebruch-Drama, das nicht in die Entladung katastrophischer Spannungen mündet, sondern eigentlich in abstrakte politische und philosophische Erörterungen. Die Auseinandersetzung über die rechte Gestaltung der athenischen Gerichtsbarkeit geht uns heutzutage nur noch recht wenig an, und über die Entschuldigung des Muttermordes, zu der Apollo seine göttliche Kollegin Pallas Athene bemüht, deren Herkunft aus Jupiters Schädel beweise, dass es nur eines Vaters aber keiner Mutter zum Dasein bedürfe, kann man bei allem Respekt vor Aeschylos doch bloss lächeln, wenn man ein Mensch unserer um das Mutterrecht kämpfenden Tage ist.

Ganz im Gegensatz zu ihrer Wesentlichkeit im „König Oedipus“ haben die Chöre in der „Orestie“ nur teils dekorative, teils symbo-

lich-allegorische Bedeutung. Weder die Schar um ihre angestammte Dynastie besorgter Greise, noch das mit Agamemnon einziehende Heer haben letzten Endes mehr zu tun, als für den Verlauf der Begebenheiten die Stichworte abzugeben, und die Erinnyen sind, nüchtern betrachtet, doch lediglich die personifizierten Qualen des bösen Gewissens.

Der Versuch, die „Orestie“ als Ganzes für unsere Nerven auf dem Theater geniessbar zu machen, musste also missglücken. Was in dauernder Erinnerung haftet, sind Einzelheiten, zum Teil sehr schöne, herrliche Einzelheiten. Prachtvoll war der Einzug Agamemnons im ersten Teil der Trilogie im vierspännigen Streitwagen, schauerlich grossartig im dritten Teil das heuschreckenhafte schleichende Ueberfluten der Szene mit den schwarzverhüllten, geduckten Gestalten der Eumeniden. Hier gab Reinhardt Beispiele von seinem unerhörten Können als Theaterstrategie. Andere Szenen misslangen dagegen völlig. Dass Orestes seine Mütter die ganze mächtige Freitreppe hinunterzerrt, sie durch die ganze Arena schleift, rüttelt, zaust, wieder zurück schleppt, die hohe Treppe hinaufpeinigt, um sie dann Schliesslich hinter der Szene umzubringen, muss als unverantwortliche Geschmacklosigkeit bezeichnet werden. Schlimm war auch der Schluss des letzten Teils, wie es überhaupt schien, als ob Reinhardts Energie zum Ende hin erlahmt wäre. Bei der geringen Zahl von Proben dürfte er seine Aufmerksamkeit zu sehr auf den Anfang konzentriert haben, sodass manche Szenen zum Schluss hin salopp ausfielen. Dass bei dem Klagegeschrei der Erinnyen manche Damen allzu häufig mit der Stimme überkippten, mag bei der schwierigen Akustik der grossen Halle entschuldbar sein, — aber der polonaisehafte Aufmarsch der tausend Mitwirkenden als Endakkord der ganzen Veranstaltung wirkte operettenhaft und lächerlich.

Die Einzeldarsteller der grossen Rollen sind ausser dem Herrn, der den Aegisthos zu gestalten hatte, einem geckenhaften Schreier, durchweg zu loben. Diegelmanns riesige Gestalt unterstützte wirksam die königliche Würde seines Agamemnon. Die Klytemnästra war bei Frau Feldhammer vortrefflich untergebracht. Ihr Organ ist etwas hart, aber ihre Gesten und ihre majestätische Sicherheit, besonders in der Szene, in der sie sich als Mörderin ihres Gatten bekennt und stolz für ihre Tat einsteht, geben ihr Artlagen zur grossen Tragödin. Moïssis Orestes war wundervoll. Seine Stimme ist Musik, in der Leidenschaft wie schmetternde Trompete, aber auch im Flüstern noch in den letzten Winkel der gewaltigen Halle hinein hörbar und verständlich. Neben ihm hatte es Johanna Terwin sehr schwer, die Elektra zu spielen. Während ihrer einzigen Szene war das Theater verdunkelt, und um sie herum stand der Frauenchor, sodass man sie nicht sah. Moïssi, der einzige den man auch im Finstern versteht war ihr Partner.

Trotzdem gelang es ihr, in Momenten zu fesseln und echte Empfindung mitzuteilen. *) Dass einige kluge Leute ihre Auffassung nicht richtig fanden, war nicht Frl. Terwins Schuld. Die assoziierten nämlich an den Namen Elektra die Vorstellung einer Hoffmannsthalschen Hysterikerin; hätten sie sich eine Uebersetzung der „Orestie“ durchgelesen, so wüssten sie, dass die Elektra des Aeschylos ein gefühlvolles junges Mädchen ist, und so wurde sie auch gespielt. — Die köstlichste Gabe bot Gertrud Eysoldt als Cassandra. In ihr verkörpert sich für mich alle Schauspielkunst. Hier ist restlose Genialität, innigste Verschmelzung von Sein und Gestaltung. Unbeweglich, den Kopf verborgen, kauerte sie auf des Königs Wagen, richtete sich dann langsam auf, breitete plötzlich die Arme weit auseinander und stiess in gellender Verzweiflung heraus, was ihre verhängnisvolle Sehergabe sie schauen liess. Nie sah ich Angst und Entsetzen so wahr und so ohne Pose im Ausdruck eines Menschen, wie bei dieser unvergleichlichen Schauspielerin. Gesicht, Haltung und Stimme spiegelten das visionäre Erleben in Kassandras Seele. Wie sie dann hinaufschritt zum Hause, dem Tode entgegen, selig und gepeinigt zugleich, da war es wie unirdischer Rhythmus in ihrem Gange und das Wunderbare und Mythische wurde augenscheinliche Lebendigkeit. — Ich glaube nicht, dass es über Gertrud Eysoldt hinaus schauspielerische Möglichkeiten gibt. Wäre ausser ihr an der „Orestie“-Aufführung nichts gewesen, was hätte gelobt worden dürfen, so wäre doch um ihrer Cassandra willen kein Aufwand umsonst vertan. Freuen wir uns, dass das verfehlt Unterfangen, das tote Werk zum Leben zu wecken, uns Gelegenheit gab, so viel lebendige Kunst am Werk zu sehen.

Ein paar Worte zu „Orpheus in der Unterwelt“. — Das sollte eine Art Satyrspiel nach der Tragödie sein. Ich habe aber den Verdacht, Offenbachs Operette wäre der „Orestie“ auch gefolgt, wenn die Alten nicht nach Sophokles stets dem Aristophanes das Wort gegeben hätten.

Reinhardt hat schon vor fünf Jahren den „Orpheus“ im Deutschen Theater in Berlin gegeben. Ich sah ihn auch damals, und — ehrlich gesprochen: er gefiel mir in Berlin besser als in München, obwohl dort die schönen Gesangsstimmen des Fräuleins Jeritza und des Herrn Ritter nicht zur Verfügung standen, und obwohl der Wiener Jupiter des Herrn Pallenberg noch besser, lustiger, erfindungsreicher war als der Berliner Jupiter des verstorbenen Engels.

*) Johanna Terwin spielte am 30. September zum letzten Male am Münchener Hoftheater. Es ist in Ordnung, bei dieser Gelegenheit eine kritische Charakteristik der ausgezeichneten jungen Künstlerin zu geben. Der Raum dieses Heftes zwingt mich leider, die Leser damit bis zur nächsten Nummer zu vertrösten.

Aber das Stück mit seinen vielen köstlichen intimen Reizen gehört auf die Bühne und nicht in die Arena. Der grosse Raum verschluckt die besten Wirkungen. Gewiss gelang manches ganz famos. Der Dreietagenbau von Olymp, Erde und Unterwelt war sehr hübsch, besonders prächtig die Inszenierung der Göttergemütlichkeit im Olymp. Auch kam die Musik bei dem geschickt in den Fussboden eingebauten Orchester durchaus zu ihrem Recht, zumal unter Herrn von Zemlinskys Leitung die prachtvollen Melodien ausserordentlich flott herauskamen. Die Aufführung selbst war im ganzen recht gut. — Und doch: es war nicht das Rechte. Man hatte das Gefühl, hier geschieht Offenbach Unrecht. Das Kapriziöse, Launige und das Rührende des Werkes kamen zu kurz.

Das Repertoire wird für diese Aufführungen im Grossen noch lange ein Schmerzenskind sein. Wie wäre es mit „Carmen“?

Bemerkungen.

Kiew. Zar Nikolaus hat Gelegenheit gehabt, sich durch Augen- und Ohrenschein persönlich davon zu überzeugen, dass die Revolution, die er im Blute der Rebellen ersoffen wähnte, noch frischen Atem hat. Den getreuen Diener, der zur Leitung der Contre-revolution berufen war und sein Amt nüchtern, korrekt und ohne hemmenden Respekt vor Menschenleben und Volkswillen versah, hat man seiner Majestät in die Theaterloge zu Kiew Allerhöchst zu Füssen gelegt. Die Herren Marxisten haben bereits erklärt, dass sie jeden Gewaltakt durchaus verwerfen und alles der natürlichen Entwicklung der Dinge überlassen möchten. Der Schuss aus Bagrows Revolver mag für sie ein neuer Beweis dafür sein, dass sie mit allen ihren Bremsvorrichtungen an der natürlichen Entwicklung der Dinge nichts zu ändern vermögen. Die russische Revolution ist trotz der Plechanow-Fraktion der Duma nicht beendet, sondern steht noch in den Anfängen. Sie wird dauern, bis der Absolutismus wirklich beseitigt sein wird und auch dann nicht aufhören, ehe nicht die agrarische Feudalherrschaft gestürzt und eine menschenmögliche Einteilung des Ackerbesitzers erreicht ist. Die Hinrichtung Stolypins durch Bagrow und Bagrows durch Stolypins Funktionäre scheint das Signal zu neuem Anmarsch auf dem Wege der Revolution zu sein.

Das Charakterbild Bagrows tritt aus den Zeitungsnachrichten nicht deutlich hervor. Dass er mit der verworfenen Horde, die in Russland unter dem Namen politische Polizei über die Gesinnungsreinheit der Menschen wacht, Verbindung hatte, scheint ja der Fall zu sein. Wie weit er die Verräterei gegen seine Freunde trieb, lässt sich vorläufig nicht übersehen. Da er eben sein Leben für die Sache der Freiheit gelassen hat, mögen psychologische Erörterungen beiseite bleiben. Sicher ist, dass das schwere Werk, das er auf sich nahm und mit erstaunlichem Mut ausführte, nur in heiliger Begeisterung für eine Idee reifen konnte. Bagrow hat sich mit seiner Tat auf das Vernehmlichste aus der Gemeinschaft des Lockspitzel-Gesindels, auf dem die Sicherheit des russischen Staates beruht, losgesagt,

er hat, was er vorher gefehlt haben mag, mit dem' Tode bezahlt, und darum soll sein Name im Gedächtnis freiheitlicher Menschen in Ehren fortleben.

Wien. Es soll mal wieder der Mob, der Janhagel, das Gesindel gewesen sein. Wir kennen das schon: wo ernste Dinge geschehen, werden wegwerfende Ausdrücke herangeholt, um sie verächtlich zu machen. Die Tatsache ist die, dass zugunsten begüterter Spekulanten Steuern, Zölle, Grenzsperrungen dekretiert wurden, die das Volk nicht mehr ertragen konnte. Teuerungen sind nämlich kein politisches Manöver, sondern höllisch reale Wirtschafts-Erscheinungen. Die daran am eigenen Leibe und an dem ihrer Frauen und ihrer Kinder leiden, gehen eines Tages auf die Strasse und fordern Brot von denen, die es ihnen nahmen. Die jagen uniformierte Söhne der Hungernden mit Flinten und Säbeln zwischen sie, und am Ende gibt es Leichen, Verwundete, Gefangene und Kerkerstrafen bei denen, die es nicht mehr ertragen konnten. Die Fürsprecher und Vertreter des Volkes aber, die zwar den Staat aus Leibeskräften bekämpfen, sich aber mit noch grösserer Inbrunst an seiner Verwaltung beteiligen, fürchten für ihr Prestige bei den ruhebedürftigen Bürgern und somit für ihr Parlamentsmandat und erklären: Dass Fenster eingeschmissen, Steine auf die Soldaten geworfen, geschimpft und geöhlt wurde, dafür kann das Volk nichts; das war der Mob, der Janhagel, das Gesindel. Damit ist dann der Staat, der in die demonstrierende Menge hineinschiessen liess, gerechtfertigt. Die Huren, die alles der Geschichtsentwicklung überlassen wollen, und die so fein zwischen der Ober- und der Unterschicht des „Volkes“ zu unterscheiden wissen, haben aus der Geschichte gar nichts gelernt. Sonst wüssten sie, dass die beste Kriegsmannschaft der französischen Revolution die Sansculottes waren. Wer grosse Massen demonstrativ auf die Strassen führt, muss voraussehen, dass sie sich nicht mit mageren Resolutionen abpeisen lassen, und dass Leute unter ihnen sind, deren Elend so gross ist, dass sie gar nichts zu verlieren haben: eben die, die man bei den arrivierten Arbeitern „Gesindel“ nennt. Der immer wiederholte Versuch, diesen Allerärmsten um ihres Zornes willen Schuld aufzubürden, muss den auserwählten Leisetretern einmal deutlich als feige Gemeinheit angestrichen werden. Die ungeheure Rohheit, die in Wien Militär gegen notleidende Landsleute ausrücken liess, wird fast noch überboten von der Kläglichkeit der „Volksführer“, die aus der Teuerung des Landes politische Geschäfte herauschlagen wollten.

Mainz. Die Luft riecht noch nach dem Katholikentag, und schon füllt sie sich wieder mit dem Odeur betriebsamer Polizei Sittlichkeit. Im Prozess Hirsch sind reizende Dinge zutage getreten. Der Mainzer Polizei kam es eines Tages so vor, als ob manche Männer und manche Mädchen der guten Stadt ohne behördliche Sanktionierung liebevolles Entgegenkommen gegeneinander betätigten. Da musste etwas geschehen, und man überliess die Ausmistung des Augiasstalles dem zarten Takt einer sittenstrengen Dame (für die der „Vorwärts“ begeisterten Lobessabber ausschleimt). Junge

Mädchen wurden zu ihr aufs Amt befohlen und nach dem Intimsten ihres Lebenswandels befragt. Körperliche Untersuchungen wurden vorgenommen, um festzustellen, ob die behauptete Intaktheit des Hymens überall stimme. Den Damen, die den Trieben ihrer Jugend gefolgt waren, wurde das Kontrollbuch angedroht. Lockspitzel mussten die Charakterfestigkeit allein spazierender Fräuleins auf der Strasse versuchen.. Dienstmädchen wurden ausgestattet, um Hebammen die Bereitwilligkeit, den Abtreibungsparagrafen zu verletzen, abzulisten. Die Polizeiassistentin war mit einem Idealismus bei der Sache, dass man im Zweifel ist, ob man ihren weiblichen Scharfblick oder ihre Weltfremdheit mehr bewundern soll. Der Staatsanwalt aber erhob gegen den Redakteur, der diese Dinge unschön fand, Anklage und beantragte eine Gefängnisstrafe von einem Jahr und 8 Monaten. — Ist es nicht hanebüchlich, dass der Aberglaube von der ethischen Bedeutung der Virginität immer noch Menschen mit eigenem Verantwortungsgefühl behördlich belästigen darf? Ist es nicht grotesk, dass junge Damen, die mit Männern, die sie lieben, Verhältnisse haben, vor öffentlichem Gericht als minderwertigen Charakters behandelt werden dürfen? Ist es nicht unwahrscheinlich, dass es bei den Menschen heutzutage als unsittlich gilt, wenn liebende Menschen einander Liebes tun? Wird nie die Zeit kommen, wo man einsehen wird, dass die Geschlechtlichkeit der Menschen erst in der Vorstellung Fremder unanständig wird? Es ist arg bestellt mit der Moral der Moralischen.

München. München ist eine wunderschöne Stadt in Mitteleuropa. Das Volk lebt friedlich vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein. Um 3 Uhr kommt der Schutzmann und schiebt es zu Bett. Für Bagrows und Stolypins ist hier kein Boden, und als Teuerung wird es nur empfunden, wenn einmal das Bier im Preise steigt. Dass sich aber die Sittenpolizei um die Erotik der Zeitgenossen kümmert, kommt niemals vor. I bewahre! — — Freundlich lächelt die Kolossalstatue der Bavaria und segnend schwebt die Weisswurst in ihrer Hand über dem festlichen Gewoge der Oktoberwiese.

Korrespondenz.

= = = = = Diesem Hefte hegt ein Flugblatt des „Sozialistischen Bundes“ bei. Es geht um Dinge, die für die Gestaltung der Gesellschaft überaus wichtig sind. Die vorläufige Beilegung des Marokko-Handels täusche keinen über die Gespantheit der Situation. Das italienische Tripolis-Abenteuer ist eine neue Warnung für das arbeitende Volk, auf der Hut zu sein. Dass die Sozialdemokratie nicht die geeignete Macht ist, von der freiheitliche Wandlungen zu erhoffen wären, haben die letzten 40 Jahre evident gezeigt und die letzten Wochen dick unterstrichen. Wer sich unter den Lesern des „Kain“ für die Anregung der Gruppe „Arbeit“ des Sozialistischen Bundes interessiert, setze sich mit mir in Verbindung.

München, Akademiestr. 9.

Erich Mühsam.

KAIN, Heft 5. Inhalt: Sittlichkeit. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Mottl, ein Opfer der „Münchener Post“. — Der heilige Jatho. — Architektur und Behörde. — Bekanntmachung.

;KAIN, Heft 6. Der marokkanische Krieg. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Aus dem Münchner Zensurbeirat. Offener Brief von Frank Wedekind. — Schiesse bei Zeiten. — Zweierlei Masskrüge. — Walhalla.

Preßrelationsbureau „hanfa“
Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23 ◆ holsteiner Ufer 7 ◆
Inh.: Jng. M. Krause
liefert alle Nachrichten über
Kunst, Literatur, Wissenschaft
schnell — vollständig — preiswert.
Akademisch und literarisch gebildete Lektoren.
Vorzügliche Organisation!

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genau e Adresse:

Name:

.....
*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang I.

No. 8.

November 1911.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Justiz. — Tagebuch aus dem Gefängnis. —
Münchener Theater. — Bemerkungen. — Der Kausen. —
Zeitfragen. — Tripolis und China. — Unser Bittinger.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

In einigen Wochen erscheint im KAIN-
VERLAG zum ersten Male der

Kain-Kalender für das Jahr 1912.

Sämtliche Beiträge sind vom. Heraus-
geber des „Kain“, ERICH MÜHSAM.

Der Kalender enthält ernste und hu-
moristische Arbeiten in Prosa und
Versen: Artikel, Glossen, lyrische und
satyrische Gedichte, Aphorismen,
Dramatisches u. s. w., u. s. w.

Dem Kalender wird das Bild des Verfassers beigegeben.

Der Preis beträgt für das
Einzel-Exemplar 1 Mark.

Bestellungen nehmen jetzt schon entgegen die Buch-
handlungen und der „KAIN-VERLAG“, München,
Baderstrasse 1a.

Jahrgang I.
No. 8.

München,
November 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Justiz.

Und Adam ass von dem Apfel, und seitdem wissen die Menschen, was Gut und Böse ist. Auf dass diese Kenntnis nicht wieder in Vergessenheit gerate, gab Gatt ihnen die zehn Verbote, die von zwei steinernen Gesetzstafeln abzulesen waren. Die Entwicklung eilte mit gewaltigen Schritten weiter, und heute halten wir schon bei 370 Paragraphen, aus denen der rechtliche Deutsche entnehmen kann, was er tun darf und was sich nicht schickt. Wer es trotzdem nicht weiss, wird mit Geldstrafe oder Haft, mit Gefängnis oder Zuchthaus, hie und da auch mit dem Tode bestraft.

Der § 1 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich enthält die furchtbarste Warnung von allen. Er lautet: „Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich tritt im ganzen Umfange des Bundesgebietes mit dem 1. Januar 1872 in Kraft“. Der sechste und letzte Abschnitt des § 370 lautet: „Mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft wird bestraft ... 6) wer Getreide oder andere zur Fütterung des Viehes bestimmte oder geeignete Gegen-

stände wider Willen des Eigentümers wegnimmt, um dessen Vieh damit zu füttern". Was in den dazwischen rangierten Paragraphen steht, wird sich der nachdenkliche Mensch hiernach allein sagen können: Es ordnet die Beziehungen der Staatsbürger zu einander nach strafbaren Handlungen. Wer also von einem undurchdringlichen Schicksal dazu bestimmt wurde, den Dornenweg des Lebens in einem der 26 verbündeten Vaterländer zu gehen, wird somit gut tun, sich jeden Schritt 370 mal zu überlegen: kein Wunder, dass unter diesen Umständen der Fortschritt bei uns so kolossal rasch vorankommt.

Bedenkt man, dass es neben dem Strafgesetzbuch noch ein dickleibiges Bürgerliches Gesetzbuch gibt, ein Vereinsgesetz, ein Gewerbegerichtsgesetz, ein Invalidenversicherungsgesetz, besondere Urheberrechtsgesetze und was weiss ich noch alles, so dürfte wohl die Annahme berechtigt scheinen, dass der Richter, dem ein Sünder gegen einen Paragraphen eines dieser Bücher vorgeführt wird, bloss den Finger nass zu machen braucht, um sofort zu wissen, wie lange er ihn einsperren zu lassen hat. Bei der leidigen Unvollkommenheit des menschlichen Geistes ist das jedoch nicht der Fall. Vielmehr beginnt die Schwierigkeit erst, wenn Polizei, Ermittlungsrichter, Untersuchungsrichter um Staatsanwalt dem Richter längst gesagt haben, was los ist, wenn der Delinquent womöglich schon monatelang als Untersuchungsgefangener auf die Strafe, die seiner vielleicht harrt, trainiert ist, und wenn nun dem armen Richter zugemutet wird, auch noch in die Seele des Angeklagten zu steigen, um das Wieso und Warum und das Drum und Dran seines Tuns herauszukriegen. Diese Bemühung nennt man einen Prozess, und erst dadurch, dass sie Prozesse führt, erhält die Justiz bei den Bürgern und Bürgerinnen des Landes ihre Weihe und die Bestätigung ihrer Notwendigkeit.

Denn Prozesse kommen in die Zeitungen, aus Prozessen lernt man die Unterwäsche der Nebenmenschen taxieren, aus Prozessen erfährt man, mit wem der andere be-

freundet oder verfeindet ist, und was seine Freunde und Feinde für eine Sorte Leute sind.

Welch prächtiger Fall war der Prozess des Grafen Wolf-Metternich! Der Mann hat Schulden gemacht, höhere Schulden, als er in kurzer Zeit hätte zahlen können. Ob das Betrug ist? Kein Mensch konnte es wissen. Das Reichsstrafgesetzbuch, an dessen Auslegung seit 40 Jahren allerorten die rühmlichsten Richter und in Leipzig mit roten Talaren behangene Reichsrichter arbeiten, weiss auch nichts Gewisses. § 263: „Wer in der Absicht, sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines andern dadurch beschädigt, dass er durch Vorspiegelung falscher oder durch Entstehung oder Unterdrückung wahrer Tatsachen einen Irrtum erregt oder unterhält, — —“: Schwieriger Fall. Man musste feststellen: Konnte der Graf glauben, das Geld zu kriegen, auf das hin er pumpte? Von wem hätte er glauben können, dass er es kriegen würde? Mit wem verkehrte er? Wie verkehrte er, mit wem er verkehrte? Wer verkehrte noch, wo er verkehrte? War es verkehrt, dass er verkehrte, wo er verkehrte? Warum verkehrte er, wo es verkehrt war zu verkehren? Und solcher Fragen mehr gab es zu entscheiden.

Auf diese Weise kam dann alles ans Licht: dass Frau Gertrud Wertheim, eine literarische Schwermillioneuse, einen aristokratischen Schwiegersohn suchte; dass sie zu diesem Behufe unendliche Gelder springen liess, die einige Tausend Warenhaus-Verkäuferinnen erarbeiten mussten; dass Dolly sich gern küssen liess; dass Mama und Tochter nicht immer zärtlich zu einander waren; dass dem Grafen Vetter auf Regimentsbefehl die heisse Liebesglut erlosch, die an Dollys Busen und an Mamas Schatulle geschürt war; dass der Generalmajor v. Pauli diese Würde nur in Honduras besessen hatte, jetzt aber mit Orden, Heiratslustigen und Kriegserinnerungen hausiert; dass Martha Gustke ihr horizontal verdientes Geld dem Dailes-Grafen vertikal in den Rachen warf, und dass es zwischen Him-

mel und Erde, zwischen Berlin W. und Berlin Friedrichs-
strasse Dinge gibt, die jeder kennt, und von denen sich
die Schulweisheit unserer Journalisten nichts träumen
lässt.

Das alles kam an den Tag, und der Familienstank im
Hause Wolf-Metternich und der Familienstank im Hause
Wolf Wertheim zog, zu lieblichem Sensations-Odeur ge-
mischt, in die Nasen derer, die mit sich und ihrem Wandel
zufrieden sein dürfen, solange ihren Nachtgeschirren keine
Prozessakten entflattern.

Man verlange von mir keine moralischen Unkenrufe
wegen der in dem Berliner Prozess sichtbar gewordenen
Korruption. Es fällt mir gar nicht ein, mich darüber zu
empören, dass irgend ein degenerierter Graf, der nie arbei-
ten gelernt hat, dessen Herkunft und Erziehung ihn zu
glauben berechtigten, müheloser Genuss sei sein Privileg,
mit einem Monatswechsel von 30 Mark nicht auskommen
konnte, das Geld hernahm, wo er es kriegen konnte,
à tout prix eine reiche Frau anstrebte, und sich inzwischen
so undifferenziert, wie es in seiner Klasse üblich ist, amü-
sierte. Es fällt mir nicht ein, mich darüber zu empören,
dass Madame Wertheim ihre Dolly lieber die Maitresse eines
Fürsten sein lassen wollte, als die Ehefrau irgend eines
Herrn Maier: Vulgärster Parvenue-Ehrgeiz. Es fällt mir
nicht ein, mich darüber zu empören, dass Herr von Pauli
seine patriotische Vergangenheit und seine hohen Bezie-
hungen so lukrativ wie möglich verwertet. Es fällt mir
nicht ein, mich darüber zu empören, dass Fräulein Gustke
auf Grund ihrer Körperreize Kavaliere wurzt, und mit
dem Ertrag ihrer Tätigkeit einen dieser Kavaliere zu Dolly
auf Brautschau schickt. Das ist doch alles nichts Neues,
nichts Überraschendes, nichts, was jemand, der den Gross-
stadtbetrieb halbwegs kennt, verwundern könnte.

Fäulniserscheinungen? Gewiss. Aber doch eben nur
Erscheinungen, Symptome, Beispiele einer in ihrer tiefsten
Wurzel faulen Gesellschaft, die keine Gesellschaft, kein
Volk, keine Menschengemeinschaft ist, sondern ein wirres

Nebeneinander und Gegeneinander von adversären Zirkeln und Interessengruppen. Wenn es da, wo sich ein Gesellschaftskreis, in dem blaues Blut fließt, und einer mit rotem Blut schneiden, Klexe gibt — wen soll denn das verblüffen? Das sieht der wache Mensch doch jeden Tag und überall. Davon lebt doch die Justiz, daraus entnimmt ja das Strafrecht ihre einzige Existenzberechtigung. Klexe auszuradieren, die aus dem verrückten Durcheinandergekritzel mit verschiedenfarbigen Tinten entstehen, das ist doch die ganze Beschäftigung der „Rechtspflege“.

Was mir den Prozess des Grafen Wolf-Metternich so interessant macht, das ist die Beobachtung, wie sich in der Aufmerksamkeit der beteiligten Personen und des unbeteiligten Publikums der Gegenstand der Verhandlung nach und nach völlig verschob. Ob der Angeklagte des Betruges schuldig gefunden oder freigesprochen würde, das war ausser ihm selbst und den paar Juristen, deren Rabulistik engagiert war, jedermann egal. Das Tribunal ward zur Szene. Vom Parkett aus applaudierte man dem Sittenstück, in dem die Chargen die dankbarsten Rollen zu spielen hatten.

Warum ist der Graf eigentlich verurteilt worden? Weil der Staatsanwalt bewiesen hat, dass er ein Betrüger war. Aber die Verteidiger hatten uns Laien ebenso überzeugend bewiesen, dass er kein Betrüger war. Es kam nur auf die Auffassung des Gerichts an. Wäre der Mann in Freiheit gesetzt worden, so gäbe es keinen Menschen, der dadurch die Rechtssicherheit des Staates, der Gesellschaft, des Volkes im Allergeringsten gefährdet sähe. Man hätte das Theater mit genau derselben behaglichen Befriedigung verlassen, die ein aufregender Film zurücklässt, wie nach der Verurteilung. Ich hege die stärksten Zweifel daran, ob jemals irgend eine Verurteilung irgend eines noch so verbrecherischen Menschen irgend einer Gesellschaft genützt hätte.

Die Jurisprudenz — einmal als Wissenschaft genommen — hat die Aufgabe, das Recht zu suchen, wie die

Philosophie die Aufgabe hat, die Wahrheit zu suchen. Wir wissen alle, ob wir gottgläubig sind oder nicht, dass das Suchen nach Recht und Wahrheit immer nur eine spekulative Beschäftigung unterschiedlicher Gemüter bleiben muss, und dass weder Recht noch Wahrheit jemals objektive Werte werden können. Die Anwendung der durchaus relativen Ergebnisse des Suchens nach dem Recht auf das praktische Leben, diese Uebung, die sich als direkter Eingriff in Freiheit, Selbstbestimmung und Leben des einzelnen Menschen äussert, muss daher notwendig; zur Gewaltsamkeit, und das heisst nach aller überlieferten Moral zum Unrecht führen. Auch als notwendiges Uebel zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Beziehungen unter den Menschen ist die Justiz nicht anzuerkennen. Strafen wirken — das weiss jeder Jurist — weder bessernd noch abschreckend, und das Strafen als Racheübung der Gesamtheit gegen den Einzelnen widerspricht dem sittlichen Empfinden aller Ethiker.

Da hingegen die Unzuträglichkeiten, die sich aus der Willkür der Einzelnen ergeben, offensichtlich sind, gibt es nur eine Möglichkeit, ohne die Ungerechtigkeit jeglicher Justiz Recht und Ordnung zu schaffen: nämlich eine Gesellschaft zu errichten, in der das Interesse des Einzelnen nicht fortgesetzt mit den Interessen der Gesamtheit kollidiert, in der das Individuum respektiert wird, in der nicht geknechtet und kein Anerkennen verhasster Gesetze erpresst wird, eine Gesellschaft, in der der Zwang der Gesetze durch die Freiwilligkeit des Vertrages abgelöst ist. Diese Gesellschaft wird politisch eine anarchische, wirtschaftlich eine sozialistische sein.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Die Tür wird aufgeschlossen, aufgerissen: „Lampe!“ ruft eine heisere, leidende Stimme. Ich sehe mich um. Neben dem Aufseher steht ein Sträfling, mit dunkelm, hängendem Schnurrbart, in der Hand eine brennende dünne Fackel. Ich begriff, ging zur Lampe, um sie

aus ihrem Gestell zu nehmen. Der Gefangene kommt ungeduldig herein und zeigt mir, dass man das ganze Gestell von der Wand nimmt. Er zündet den Docht an, die Tür schliesst sich wieder, ich hänge die brennende Lampe an den Nagel und sinne weiter. Die Idee, die Gruppe Tat, die in jeder Nummer des „Sozialist“ annonciert war, sei ein Geheimbund, ist absurd. Darüber, dass ich die Kunden zu uns heranziehe, habe ich vor Monaten schon im „Sozialist“ in einem ausführlichen Artikel berichtet. Das Blatt ist den Münchener Behörden keineswegs unbekannt. Wo soll der Verstoß, das Vergehen liegen? Unklar, höchst unklar. Und worauf mag sich der Verdacht stützen? Auf Zeugenaussagen? Auf wessen? Auf was für welche? — Habe ich nicht vielleicht doch mal den Rat erteilt: Schmeisst Bomben!? — Nein! Gewiss nicht! Niemals! Unmöglich! — Es hat mir von jeher widerstrebt, andern etwas zu raten, was ich nicht gegebenen Falles auch selbst täte! — Schon auf der Schule, als Quartaner, als Tertianer: was an dummen Streichen geschah, das war ich gewesen; aber ich war es immer selber gewesen, habe niemals andere vorgeschickt. Das ist eine Anständigkeit in meinem Wesen, deren ich mich vor mir selbst rühmen darf. Und jetzt soll ich plötzlich Anstifter sein und mich selbst drücken? Der Vorwurf ist absurd, lächerlich, kann mich nicht treffen! — Die Freilassung aus diesem Loch kann nicht; ausbleiben. — Und wenn sie doch ausbleibt? Immerhin: wenn's zur Verhandlung kommt, muss, muss, muss ich freigesprochen werden! — Freilich: Und Ziethen? — **Und Koschemann?** — Und Dreyfuss? — Und die vielen, die Hunderte, die Tausende, die beteuern und versichern, sie wüssten von nichts und werden doch verurteilt!? — Und wer wird zu Gericht sitzen über mich? Gute Bürger, mit korrekter Moral, mit nie schwankendem Wissen von Gut und Böse, mit nur dem einen Antrieb, dem Staat, ihrem Brotgeber und Seelsorger nach bestem Gewissen zu dienen. Und über wen sollen sie zu Gericht sitzen? Ueber einen Bürgerssohn aus guter Familie, der rücksichtslos die beste Erziehung von sich wirft, der sich gemein macht mit Landstreichern und Einbrechern, der mit Zuchthäuslern die Flasche leert, der anarchistische Agitation treibt seit Jahren und sich schon zwei Vorstrafen zugezogen hat bei diesem Tun! — Wenn in unsern Sitzungen Spitzel waren — und dass solche dabei waren, steht mir ausser Zweifel, — kann ich ermessen, wie weit ihre Erfindungsgabe reicht? — Beschwört so ein Hund, ich habe das Bombenwerfen empfohlen, — was dann? — Dann bin ich geliefert.

Wieder ging die Tür auf. „Essnapf!“ befahl eine Stimme. Ich nahm ihn vom Spind. Vor der Tür standen zwei Gefangene, die einen mächtigen Bottich mit dampfender Kartoffelsuppe trugen. Dass es zum Abendbrot Kartoffelsuppe geben würde, hatte mir schon Giesmann

verraten. Mit einem riesigen Schöpflöffel füllte man mir den Essnapf, ein Häftling überreichte mir ein kolossales Stück von dem gleichen glitschigen Brot, wie ich es im Polizeigefängnis bekommen hatte, dann überliess man mich der Mahlzeit, über die ich hungrig herfuhr. Ich liess auch nur einen ziemlich kleinen Rest von der Suppe stehen, die mir zu schwer war, ohne dass ich das Gefühl hatte, sie sei das, was meinem Magen fehle. — Kurz nach dem Essen erscholl eine grosse Glocke Das Glockenzeichen bedeutete: Schlafengehen! — Es war also 7 Uhr. Ich löste das Bett, das Giesmann sorgfältig wieder an die Wand geklappt hatte, mit Mühe von seinem Haken, zog mich aus und legte mich hinein Auch die Lampe löschte ich noch vor dem Hinlegen aus. So begann also die zweite Nacht meiner Gefangenschaft. — Das Lager war wieder entsetzlich hart, und die Bisse und Blasen, die mår die vorige Nacht zugefügt hatte, meldeten sich alle mit schrecklichem Jucken. Ich kratzte mich, wo ich hinlangen konnte, und während es mir vorkam, als kröche eine Armee von Wanzen, Låusen, Milben und allem Ungeziefer auf meinem Leibe herum krochen durch mein Gehirn Schwårme fieberhafter Vorstellungen und Bilder. Erinnerungen und Namen, Gesichter und Laute sammelten sich um mich in wildem Durcheinander. Nahe Und ferne Menschen erschienen, Freunde und Feinde, Zeugen meiner Kindheit und dieser letzten Tage, und während ich einmal aufgeregt und geångstigt von der Pritsche sprang, flüsterte ich wenige Sekunden darauf zårtliche Namen, und Sehnsucht und Furcht, Liebe und Wut, Schmerz und kindliche Ergebung spielten Fangball in meinem Geist, jagten sich herum und warfen immer neue Erinnerungen, Hoffnungen, Zårtlichkeiten und Sehnsüchte in mein Bewusstsein. Alle, alle kamen sie zu mir, die traurigen und fröhlichen Zeugen meines Erlebens, tote und lebende, schmerzliche, liebe und süsse Namen Spåt, spåt in der Nacht erst beruhigte der Schlaf die zerzausten Nerven. Wie spåt es war, weiss ich zwar nicht. Denn die Kirchturmuh im Polizeigefängnis kann man in meiner neuen Klausur nicht hören.

Sonnabend, den 6. November 1909.

Es ist schon der dritte Tag, seitdem ich diese Tagebuch Aufzeichnungen begann, und ich komme erst zum dritten Tage meiner Gefangenschaftserlebnisse, bin also immer noch um eine Woche weniger einen Tag hinter mir. Der Abstand wird sich freilich von jetzt ab wohl verringern, denn an Stelle des wilden Durcheinanders und der immer neuen Eindrücke am Abend der Verhaftung und am Tage der Ueberführung vom Polizei- ins Gerichtsgefängnis tritt nun allmählich die Gewöhnung an eine Hausordnung, die trockene Regel-

mässigkeit im Rhythmus der „Normalzeit der Sternwarte“, die nur hier und da durch eine kleine zu registrierende Besonderheit unterbrochen wird.

Ich setze meinen Bericht chronologisch fort. Aus dem unruhigen Schlaf auf meinem harten Lager in dieser ersten Nacht, die ich in der Zelle 42 zubringen musste, weckte mich der Lärm derselben Glocke, die mich am Nachmittag vorher belehrt hatte, dass die Tageszeiten im Gefängnis anders eingerichtet sind als in der Freiheit, und dass man hier schlafen gehen muss, wenn man sonst noch kaum an das Programm denkt, mit dem man den Abend hinbringen will. Die Zelle war schon ziemlich hell, denn es war Sonntag, und in der „Verhaltensvorschrift“ hatte ich gelesen, dass an Sonn- und Festtagen erst um 7 Uhr früh aufgestanden wird. Kaum hatte es geläutet, als ich in den Nebenzellen schon geräuschvoll die Pritschen an die Wand klappen hörte. Ich erhob mich also ebenfalls und befestigte das Lager, zog mich an und harrte des Weiteren. — Draussen wurde es lebhaft. Ich hörte Schlüssel klirren, Türen aufreissen, Stimmen. Meine Zelle wurde weit geöffnet, und ich sah etliche Menschen daran vorbeieilen, jeder sein Steingutgeschirr mit Metalldeckel in gestreckten Armen vor sich hertragend.

Fortsetzung folgt.

Münchener Theater.

Johanna Terwin.

Als in München bekannt wurde, dass Johanna Terwin, die ungeduliche Charakterspielerin des Residenztheaters, zu Reinhardt nach Berlin gehen solle, bedauerte man ihren Entschluss um des Verlustes willen, der der Münchener Schauspielkunst bevorstand, freute sich aber für die Künstlerin, der nun zum raschen Aufstieg, zu Ruhm und weithallender Anerkennung der Weg offen schien. Bei ihrem Abschiedsaufreten als Nora war die Stimmung eine andere. Wir Freunde ihrer Begabung sahen sie mit einiger Besorgnis durch den Wald von Kränzen und Blumen abgehen, und spürten Dangen Zweifel, ob Nora da draussen das Wunderbare finden werde, zu dem sie Sehnsucht und Ehrgeiz zog.

Es hiesse der Münchener Bühne und dem Münchener Publikum unrecht tun, wollte ich den Vergleich weiter ziehen und das Residenztheater mit dem Hause Helmers in Parallele stellen. Denn keineswegs stand man hier den Bemühungen des jungen starken Talents philiströs und verständnislos gegenüber. Im Gegenteile muss betont werden, dass die bürgerliche Oberschicht Münchens, die das einsichtigeres Theaterpublikum stellt, weitaus gerechter, sach-

licher und mit viel weniger Voreingenommenheit Bühneneindrücke aufnimmt, als die aus der Snob-Menagerie ausbrechenden Premierentiger, die sich auf die Berliner Theater zu stürzen pflegen. Auch die zünftigen Kritiker sind in München weniger gefährlich als in Berlin, nicht weil sie intelligenter wären— das Gegenteil ist der Fall —, sondern weil sie nicht wagen, sich mit dem Publikum in Widerspruch zu setzen, und sich mit gleichgültigem Herumschmusen um das Theaterstück und die Darstellung begnügen. In Berlin dagegen fühlt sich jeder Kritiker (und jeder Premierenkommis) als Schicksal, und das Urteil, das meistens eine Verurteilung darstellt, ist nach einem ersten Eindruck fertig und wird, in Witzchen und Aperçues eingewickelt, den höheren Töchtern des Tiergartenviertels zum Frühstück serviert.

Fräulein Terwin hat das, schon ehe sie uns dauernd verliess, schmerzlich erfahren müssen. Bei einem Gastspiel des Neuen Vereins in Berlin spielte sie die Lulu in Wedekinds „Büchse der Pandora“, eine Rolle, in der sie hier vor einem Jahre einen Riesenerfolg hatte. Mag sein, dass ihre Leistung in Berlin hinter der Münchener weit zurückstand, dass der fremde Ort, die Anstrengung der Reise, die Empfindung der skeptischen Kühle des Auditoriums ihr die Stimmung verdarb (zum Gelingen oder Misslingen einer Aufführung wirken tausend Imponderabilien mit) jedenfalls konnten am Tage nach der Aufführung die Berliner in ihren Zeitungen lesen, Johanna Terwin sei eine minderbegabte Dame, ohne Organ, ohne Eigenart und ohne die Fähigkeiten, die das anspruchsvolle Berlin von den Kräften seiner ersten Theater fordern dürfe. Sie hätte sich damit trösten können, dass mit ihr zugleich auch Steinrücks Schigolch und die übrigen Münchener Gäste verrissen wurden, und dass das ganze Gebaren der Kritik peinlich nach Partikularismus aussah — es ist aber sehr natürlich, dass eine solche Begrüssung, wie sie Frl. Terwin nach ihrer ersten Vorstellung erfuhr, ein junges, vorwärtsstrebendes Talent dekouragiert und lähmt. Ich glaube deshalb recht zu tun, wenn ich Herrn Professor Reinhardt beim Eintritt der jungen Dame in sein Theater-Ensemble warne, eine starke Begabung, der zur Vollendung gewiss noch viel fehlt, die aber eine reiche Zukunft verspricht, mitten in der Entwicklung zu vernachlässigen, und wenn ich ihm sage, wie das beste Theater, publikum, das sich Reinhardt nur wünschen könnte, die Leistungen der Terwin nach zweijähriger Beobachtung einschätzt.

Ihre ganze Wesensart prädestiniert Johanna Terwin zur Darstellung differenzierter Frauencharaktere. Aeusserlich und innerlich hat sie nichts heroischenhaftes: eine nicht grosse, schwächliche Figur, ausdrucksvolles Gesicht (die Terwin hat viel Aehnlichkeit mit Irene Triesch), grosse Geschmeidigkeit und viel natürlicher Charme in

Ausdruck und Bewegung. Die starke Bewusstheit in ihrer Spieltechnik erinnert eher an die Durieux als an die Eysoldt. Die Frauen, die sie zu beleben hat, stellt sie als graziöse, aber sehr durchsichtige und irdische Gestalten auf die Bühne. Diese rationalistische Veranlagung erzieht zu klugem Durchdenken der schauspielerischen Aufgaben und verhindert ein allzufestes Vertrauen auf Eingebung und Instinkt. Andererseits liegt die Gefahr nahe, dass die Leichtigkeit des Spiels und mithin die notwendige Unbefangenheit und Sicherheit des Auftretens unter zu grosser Sorgfalt und Bedenklichkeit leiden mag. Gerade hierin trat bei der Terwin das Anfängerhafte manchmal störend in die Erscheinung. Aber es muss betont werden, dass sich bei ihr, wenn eine fleissige Regie sich um sie bekümmert hatte, alle Unbeholfenheit völlig verlor, und dass sie dann Leistungen bot, die nicht nur technisch einwandfrei, sondern auch durchaus originell und von starker persönlicher Färbung waren.

Ich denke an ihre Milde Wangel: da kam das Andeutende, Symbolhafte der Figur entschieden zu kurz. Aber die Terwin machte die Rolle menschlich liebenswürdig, sie spielte sie als Schwabinger Kunstmädels mit Schnecken vor den Ohren, frisch, stark und lebendig, und so wurde, da Steinrücks Baumeister Solness zugleich eine eminente schauspielerische Leistung war, das unsympathischste aller Ibsen-Dramen zu einer künstlerischen Sensation.

Viel erschöpfender noch holte die Terwin den Charakter der Pauline Piperkarcka in Hauptmanns „Ratten“ aus. Diese dumpfe, willenlose, beschränkte polnische Proletarierin war ungeheuer glaubhaft, die Ausbrüche der Verzweiflung, die tierhafte Liebe zu ihrem Kind, das stumpfsinnige Flennen unter den Misshandlungen der John konnten nicht besser getroffen werden. In dieser ganz naturalistischen Rolle zeigte Johanna Terwin ganz grosse Anlagen, die nie und nimmer vernachlässigt werden dürfen.

Ihren stärksten Erfolg hatte sie in Shaws „Caesar und Cleopatra“, diesem ironischen Heldendrama, das unter Steinrücks Regie zu einer wirklichen Kunsttat des Residenztheaters wurde. Die Terwin sah entzückend aus als die kleine Königin, die sich vor dem grossen Cäsar zwischen den Vorderbeinen der Sphinx versteckt hält, die mit ihrem kleinen Bruder, dem Gegenkönig, zankt, die mit den Köpfen ihrer Untertanen spielt wie mit Puppen, und die dann, von Cäsar zum Weibe gemacht, zur Katze und Schlange wird — ein halbes Kind noch, aber schon ein ganzes Biest. — Es ist sehr schwer, Shaw zu spielen, so zu spielen, dass man seine Unfreiheit den eigenen Freiheiten gegenüber nicht merkt. Nimmt man diesen Dramatiker nämlich unter die Lupe, so erkennt man erstaunt einen geackerten Philister, der sich vor die Brust schlägt und ausruft: „Seht mal, was ich für freche Sachen treibet“ — In Wahrheit stellt

er sich auf die Zehenspitzen, um über seinen eigenen Horizont kucken zu können. (Dies nebenbei.) Wie gesagt: Die Terwin gab der Cleopatra soviel lebendigen Charme, dass durch sie (und durch Steinrücks prächtigen Cäsar) Shaws keineswegs einwandfreies Stück sehr grossen, verdienten und anhaltenden Erfolg hatte.

Es soll hier nicht jede einzelne ihrer Leistungen nachträglich seziert werden, ebensowenig beabsichtige ich, die Künstlerin, die sich selbstverständlich auch in Berlin erst durchsetzen muss, vorzeitig aufdringlich zu plakatieren. Aber ich möchte verhüten helfen, dass die Veränderung ihres Betätigungsfeldes etwa zur Stagnation ihrer Entwicklung, führe. Was Johanna Terwin noch immer sehr not tut, ist Regie, liebevolle, strenge und auf ihre Art eingehende Regie. Hier hatte sie die Herren Steinrück und Basil als Helfer und Lehrer, mag sie sich in der Hoffnung, unter Max Reinhardts persönlicher Obhut zur Höhe ihrer Fähigkeiten zu gelangen, nicht getäuscht sehen. Reinhardt hat damit, dass er die Terwin engagierte, den Münchener Theaterbesuchern gegenüber, die auf sie hoffen, eine Verpflichtung übernommen. Kommt er dieser Verpflichtung nicht nach, so vergeht er sich gegen die ideale Forderung der Kunst, dass dem wirklichen Talent die Wege geebnet werden müssen. Johanna Terwin braucht noch Hilfe, aber sie verdient sie auch. So empfinden hier viele Leute, die im Theater eine Kultureinrichtung erkennen, und dieser Empfindung wollte ich Ausdruck geben.

Bemerkungen.

Der Kausen Es ist zu befürchten, dass seine Ausrottung sobald nicht gelingen wird. Immerhin möge er sich vorsehen. Es sei ihm heute mitgeteilt, dass ihm hier fortan etwas nachdrücklicher zugesetzt werden soll, als er es bisher gewöhnt war. Dass er gegen mich frech geworden ist, ist nicht der Anlass, ihn zu besehen, nur für dieses Mal der Vorwand. Was zeigt sich bei der Besichtigung? Ein Denunziant. Der Kausen wird diese Bezeichnung nicht sonderlich kränkend empfinden: darauf ist es auch nicht abgesehen. Man stupft einen Pintscher nicht mit der Schnauze in seine Hinterlassenschaft, damit er gekränkt sei, sondern damit er sich es abgewöhne. Ein Denunziant also, ein berufsmässiger, gewohnheitsmässiger und schon ein wenig monomanischer Denunziant, und zwar betreibt er diese Spezies in Sittlichkeit. Das ist ein lohnender Artikel. Gott im Himmel, was kann ein Mensch nicht alles denunzieren, wenn er sittlich ist! Es gibt ja soviel Sauerei auf Erden! — Wir Unsittlichen wissen das garnicht, aber der Kausen sammelt Sauereien, er hat eine wahre Sammelwut darauf. Er schnuppert solange an seinen Mitmenschen

herum, bis er eine Sauerei wittert, die ergreift er, begiesst sie mit Moralsauce und läuft einerseits zur Redaktion seiner „Allgemeinen Rundschau“, wo er sie annonciert, andererseits zum Telefon, wo er sie dem Staatsanwalt denunziert. Das Verfluchte ist: es sind wirklich immer Sauereien, die er heranschleppt. Ursprünglich zwar sind es meistens saubere Dinge, die den Nichtdenunzianten erfreuen und erheben, — aber hat der Kausen sie lange genug in seiner Phantasie herumgewälzt, so kann der unmoralischste Mensch ihnen den Charakter des Schweinischen nicht mehr abstreiten. Es ist so: man fühlt sich förmlich schmutzig werden, wenn einen jemand mit recht dreckigen Blicken anglotzt. Man könnte ja so einem Menschen aus dem Wege gehen, aber wenn er fortwährend hinter einem herschreit: „Sie Schwein! Sie Schwein!“ — dann wurmt's einen doch schliesslich, man dreht sich nach dem Kerl um, sieht seine öligen Aeugeln an einem herumzwickern und kommt sich schon selbst ein bisschen vor wie ein Schwein, wie beschmiert von den Blicken des andern. So ähnlich also steht es mit den Denunziations-Objekten, die der Sammelwut des Kausen verfallen sind. (Der Kausen kann auch mal Otto von Erlbach oder W. Thamerus heissen, aber als Begriff sagt man: der Kausen.) Angesichts eines solchen Verfahrens nun gelangt man leicht dazu, seine Höflichkeits-Prinzipien zu revidieren und sich an die Grenze dessen zu begeben, was konventionell ist. Nicht dass ich den Kausen verbauter beschimpfen sollte, das sei ferne von mir. Schlechte Einrichtungen soll man nicht anschreien, man soll sie ausmerzen. Was wäre auch damit erreicht, wenn ich jemanden, der mich einen „Edelanarchisten“ nennt, durch den Nachweis strafe, dass eine Zusammenstoppelung des Wortes Esel mit seinem Namen ebenfalls einen Pleonasmus ergäbe? — Oh nein, ich bin viel unkonzilianter: ich arbeite nach dem Beispiele des Kausen <ind sammle Material. Kein Material über das Privatleben des Kausen. So etwas hat gar kein eigenes Privatleben, so etwas hat nur das Privatleben anderer Leute, — aber das hat es ausgiebig. Ich sammle Material über die denunziatorischen Gepflogenheiten des Kausen, und wenn es da mal so ganz aus Versehen und Nebenbei geschieht, dass etwa Wedekinds „Oaha“ ein Bordellstück genannt wird, dann frage ich wohl: „Pardon, mein Lieber, sollte Ihnen da nicht gewissermassen eine Fälschung untergelaufen sein?“ Aber das kann jawohl beim schnellen Denunzieren vorkommen; wenn man allzu rasch multipliziert, kann ja auch mal ein Fehler passieren. Und noch weiteres Material will ich sammeln, und wenn ich genügend Material gesammelt habe, dann will ich meine Leser einladen und sie fragen: Bitte, hier sehen Sie Rops und Beardsley und de Bayros und Weissgerber und Jagelspacher, hier sehen Sie Zola und Maupassant und Flaubert und Mann und Wedekind und Eulenberg und

Mühsam, — und dort sehen Sie den Kausen. Bitte (werde ich fragen) wer wühlt im Schmutz? wer verunglimpft die Schönheit? wer hat es mit Unzucht und Schweinerei? jene Künstler und Dichter oder dieser Denunziant? — Polemisieren werde ich dabei nicht mit dem Kausen. Das wäre sinnlos. Wenn ein schlecht erzogener Banause ein Gemälde berotzt, so streitet man mit ihm nicht über den Farbleck, sondern man wischt ihn weg (den Farbleck natürlich). So also gedenke ich es fortan mit dem Kausen zu halten, und wenn meine „Presse“ auch nur ein sich von Nummer zu Nummer „mühsam“ fortfristendes Blättchen ist (solcher Gestalt übe sich jüngst die Witzigkeit des Kausen, dessen Organ — ich muss es mit Beschämung als wahrscheinlich zugestehen — in dem einen Punkt der finanziellen Unterlage dem meinigen überlegen sein dürfte), — so werde ich doch nicht unterlassen, Material zu sammeln, um mit meinen bescheidenen Kräften an der Bekämpfung der von dem Kausen besorgten Schmutz- und Schundliteratur teilzunehmen. Zwar ist zu befürchten, dass seine Ausrottung sobald nicht gelingen wird. Immerhin möge er sich vorsehen.

Zeitfragen. Die Wiener „Zeit“ versendet eine Rundfrage, um zu erfahren, wie „unter den Intellektuellen aller europäischen Staaten“ das kriegerische Vorgehen Italiens gegen die Türkei beurteilt wird. Als eigene Meinung äussert die „Zeit“ dieses: „Das Vorgehen Italiens gegenüber der Türkei steht in Widerspruch mit dem Völkerrecht, mit allen Gebräuchen zivilisierter Nationen und jedes modernen, Menschen Rechtsgefühl. Wenn man bedenkt, dass dieses Vorgehen von anderen Staaten gegenüber andern Staaten in Zukunft nachgeahmt werden könnte, so bedeutet der Ueberfall der Türkei durch Italien eine dauernde Gefährdung der Sicherheit aller Staaten, des Friedens der Welt und in Konsequenz davon eine Steigerung der militärischen Lasten in allen Ländern.“ Nachher formuliert das Blatt diese Fragen:

1. Billigen Sie die Art des Vorgehens Italiens gegenüber der Türkei?
2. Welche Konsequenzen befürchten Sie von diesem völkerrechtswidrigen Vorgehen für die weitere Entwicklung der Beziehungen zwischen den europäischen Staaten?
3. Welche Massregeln halten Sie für wünschens- und empfehlenswert, um eine Nachahmung des italienischen Vorgehens seitens anderer Mächte in Zukunft vorzubeugen?
4. Halten Sie es für empfehlenswert und durchführbar, dass die Gebildeten aller Nationen, um ihren Protest gegen Italiens rechtswidriges Vorgehen zu dokumentieren, ein Jahr lang Italienreisen unterlassen?

Da mir die Enquete der „Zeit“ von einem der Gefragten zur Verfügung gestellt wird, erlaube ich mir, dem Wiener Blatt meine Meinung über das, was es wissen möchte, hier mitzuteilen. Vielleicht hat es Verwendung dafür. Also:

1. Ich missbillige das Vorgehen Italiens gegen die Türkei. Noch mehr missbillige ich das Vorgehen beider Staaten gegen Tri-

polis. Ueber die Art des Vorgehens Italiens steht mir kein Urteil zu. Ich nehme an, dass die Art dem Interesse der regierenden Klassen Italiens entsprach.

2. Ich hoffe, Italiens Vorgehen wird eine vermehrte Wachsamkeit der Völker Europas auf ihre Regierungen zur Folge haben. Dann befürchte ich von der weiteren Entwicklung der Beziehungen zwischen den europäischen Staaten keine Konsequenzen mehr.
3. Eine Nachahmung des italienischen Vorgehens „seitens“ anderer Mächte sollte nach meiner Meinung vorgebeugt werden durch intensive antimilitaristische Propaganda, durch sozialistische Aufklärung der Völker, durch die Massregel des Generalstreiks in jedem von Kriegsgefahr bedrohten Lande.
4. Durch einen Boykott gegen Italien als Zuflucht für Hochzeitsreisende und Bankdefraudanten würden dieselben armen Leute geschädigt werden, die auch die Kosten des Krieges zu tragen haben. Ausserdem würden höchstens acht Radfahrer der Parole der „Zeit“ folgen.

Es tut mir leid, der „Zeit“ nicht mit besseren Ratschlägen dienen zu können. Nur eine Anregung noch möchte ich ihrem Enquete-Verfasser nahelegen: sich künftighin ein etwas möglicheres Deutsch anzugewöhnen. Ein Ueberfall der Türkei durch Italien hat z. B. niemals stattgefunden. Es ist auch anzunehmen, dass die Türkei, falls sie es etwa auf Korsika abgesehen hätte, den Ueberfall nicht durch Italien, sondern um Italien herum unternommen hätte. Es handelt sich aber dieses Mal um einen Ueberfall Italiens auf die Türkei.

Tripolis und China. Der italienische Sozialdemokrat Ferri soll in Berlin vom deutschen Reichskanzler freundlich begrüsst worden sein. Vermutlich wird sein Stolz durch diese Ehrung ebenso geschwellt worden sein, wie durch das stärkende Bewusstsein, dem italienischen Vaterlande durch die Zustimmung zu den Kriegsforderungen gedient zu haben, die er neben seinem Genossen Turati im Parlament verübte. Darüber, dass Ferri auch von den Berliner Sozialdemokraten empfangen wurde, las ich nichts, aber nach Jena ist kein Ding unmöglich. — Durch das infame Verhalten dieser Sorte parlamentarischer „Internationaler“ ist es den Offiziellen in Italien sehr erleichtert worden, einen total falschen Eindruck von der Stimmung des Volkes gegenüber dem Kriege zu erwecken. Ueberau liest man von begeistertem Jabel, der die abreisenden Soldaten begleitet hätte. Vielleicht interessieren einige Tatsachen, die man zwar nicht aus dem „Corriere della Sera“ oder dem „Messaggero“ erfährt, sondern eher aus der in La Spezia erscheinenden anarchistischen Zeitschrift „il Libertario“. Da stand zu lesen, wie die Manöver, die dem Kriege unmittelbar vorangingen, plötzlich abgebrochen wurden, weil aus den Reihen der Soldaten heraus das Pferd des Befehlshabers unter dem Leibe des Reiters eine Kugel bekam. Dort stand auch zu lesen, wie es auf den Bahnhöfen grosser Städte bei der Abfahrt der Krieger herging. Freundlich wohl nirgends. Irgendwo aber riss die wütende Bevölkerung die Schienen auf und verbarrikadierte die Geleise dergestalt, dass die Züge sich nicht rühren konnten und die Soldaten wieder ausgeladen werden mussten. Es scheint wichtig, diese Tatsachen auch in Deutschland einmal mitzuteilen, damit endlich das dumme Geschwätz von der nationalen Begeisterung authöre, die alle

Volksschichten erfasst haben soll. Schliesslich weiss die italienische Regierung doch wohl auch, warum sie die strenge Telegramm Zensur eingerichtet hat. — Ueber den Verlauf des Krieges selbst weiss man natürlich gar nichts Genaues. Den Telegrammen, die man zu lesen kriegt, riecht man zum grössten Teil den Schwindel von ferne an, zum andern Teil werden sie sechsfach dementiert und wieder bestätigt, so dass sich kein Mensch auskennt. Soviel aber wissen wir sicher, dass hüben und drüben bereits eine Menge rüstiger junger Menschen fürs Vaterland der Reichen gestorben sind, und dass Europas Witzblätter ein Glanzgeschäft damit machen, dass es noch so wenige sind.

Auch über die Vorgänge in China erfährt man nicht übermässig viel. Nur soviel wissen wir, dass dort Millionen Menschen im offenen Aufruhr gegen ihre Staatsregierung stehen, weil sie sich die schamlose Mandschuwirtschaft ihrer Würdenträger nicht mehr gefallen lassen wollen. Dass die Revolutionäre alle Aussicht auf Gelingen ihres entschlossenen Vorgehens haben, kann der zeitunglesende Europäer schon daraus entnehmen, dass die Rebellen nicht mehr wie noch vor vierzehn Tagen der „Pöbel“, sondern etwas respektvoller, die Aufständischen genannt werden. Als Pöbel bezeichnen unsere Meinungsmacher nur noch das Volk, das sich auf den Strassen gegen die fremdrassigen Eindringlinge wehrt, die sich in ihre Angelegenheiten einmischen. Wir lernten in der Schule, wie vor vierhundert Jahren die Spanier das neuentdeckte Amerika usurpierten, und unsere Lehrer wussten das Grueelhafte des spanischen Vorgehens nicht stark genug zu verurteilen. Wie werden die Kinder nach einigen weiteren Jahrhunderten über das Verhalten der gegenwärtigen zivilisierten Nationen denken lernen, die mit den scheusslichsten Mordwaffen die ältesten Kulturländer der Erde bedrängen? O, dass es eine Scham vor den Zukünftigen gäbe!

Unser Bittinger. Unser Bittinger ist nämlich Polizeidezernent für die politischen, Vereins-, Presse-, Kunst- und Theaterangelegenheiten. Unser Bittinger hat nämlich einen Ruf als Polizeidirektor nach Stuttgart bekommen. Unser Bittinger wird nämlich voraussichtlich diesem Ruf Folge leisten. Wir sehen unseren Bittinger nämlich sehr ungern scheiden. Unser Bittinger macht nämlich in München alles: lässt Anarchisten verhaften, lässt Ausländer ausweisen, lässt uns um 3 Uhr nachts aus allen Lokalen austreiben, lässt in Preussen und anderen Freiheitshorten ungefährliche Stücke hier nicht aufführen, lässt öffentlich angekündigte Zusammenkünfte Geheimbünde sein und lässt allgemein sehr ungern etwas zu. Adjö unser Kulturgewissen, adjö unser Zensor, adjö, unser Verbieter, adjö, unser Bittinger, — adjö, adjö.

Auf den dieser Nummer beiliegenden Prospekt über M. C. Andres Werke machen wir besonders aufmerksam.

KAIN, Heft 6. Der marokkanische Krieg. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Aus dem Münchner Zensurbeirat. Offener Brief von Frank Wedekind. — Schiesse bei Zeiten. — Zweierlei Masskrüge. — Walhalla.

KAIN, Heft 7. Inhalt: Bebel †. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Kiew. — Mainz. — München. — Korrespondenz.

Preßrelationsbureau „hanfa“
Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23  Holzsterner Ufer 7 
Inh.: Jng. M. Krause
liefert alle Nachrichten über
Kunst, Literatur, Wissenschaft
schnell — vollständig — preiswert.

Akademisch und literarisch gebildete Lektoren.
Vorzügliche Organisation!

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genau e Adresse:

Name:

.....
*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang I.

No. 9.

Dezember 1911.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Gegen die Polizei. — Gedichte. — Die Tat des Dietrich Stobäus. — Eigenes. — Bemerkungen. — Respekt vor Dichtern. — Heldentaten. — Der politische Kronprinz. — Wählt! Wählt! — Versamlungsbericht.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

In einigen Wochen erscheint im KAIN-
VERLAG zum ersten Male der

Kain-Kalender

für das Jahr 1912.

Sämtliche Beiträge sind vom. Heraus-
geber des „Kain“, ERICH MÜHSAM.

Der Kalender enthält ernste und hu-
moristische Arbeiten in Prosa und
Versen: Artikel, Glossen, lyrische und
satyrische Gedichte, Aphorismen,
Dramatisches u. s. w., u. s. w.

Dem Kalender wird das Bild des Verfassers beigegeben.

Der Preis beträgt für das
Einzel-Exemplar 1 Mark.

Bestellungen nehmen jetzt schon entgegen die Buch-
handlungen und der „KAIN-VERLAG“, München,
Baaderstrasse 1a.

Jahrgang I.
No. 9.

München,
Dezember 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verbeten.

Gegen die Polizei.

Manchmal aber geht ein Ruck durch die Gemüter der Indifferenten und Faulen, und es ist, als ob plötzlich die Einsicht von revolutionären Notwendigkeiten alle selbstzufriedene Gleichgültigkeit und allen überlegenen Eigendünkel in den Fugen erschüttere. Wenn nämlich der Uebermut der nie bezweifelten Autorität sich überschlägt, wenn die keine Abwehr gewöhnte Faust es müde ist, drohend unter den Nasen friedliebender Leute zu fuchteln und zustösst, dann scheint es manchmal, als ob die verhaltene Wut, der unter das Bewusstsein zurückgestaute Hass emporwolle, und als ob die Freiheitssehnsucht, die irgendwo im Herzen eines jeden Menschen lagert, Atem finde.

Dann werden mit einem Male wir, die wir jahraus jahrein diesen Hass und diese Wut zu schüren bemüht sind, wir Wühler und Aufrührer, Respektspersonen. Dann drücken uns mit kameradschaftlicher Sympathie die Hand, die sonst nur ein ironisches Lächeln haben für unser ohnmächtiges Aufbegehren und für unsere ungestümen

Weckrufe. In uns aber türmt der Zorn sich bergehoch — gegen die neuen Weggenossen, gegen die erwachten Schläfer und zur Rebellion Bekehrten. Denn wir wissen, dass das Lodern ihrer Seelen Strohfeuer ist, dass morgen ihr Grimm verbraucht sein wird, dass sie wieder als fromme Bürger die Faust unter der Nase werden fuchteln lassen, sobald nur der lädierte Kiefer von einer liberalen Salbe verschmiert ist, — und übermorgen werden wir wieder die Prediger in der Wüste sein.

Von allen deutschen Städten ist München die der rückständigsten Polizeiwirtschaft. Nirgends ist der Wille des Einzelnen so jammervoll in die Klammern behördlicher Vormundschaft gepresst wie hier. Die Jagow-Stadt Berlin ist ein Eldorado der Freiheit im Vergleich mit München. Filehne und Krotoschin, Crimmitschau und Grafen-Hainichen, Oppeln, Pirna und Ratzeburg sind, an Münchener Verhältnissen gemessen, Hochburgen freiheitlicher Kultur.

Gewiss, in Berlin bedrohen jeden, der das Unglück hat, mit einem Polizisten in Händel zu kommen, die Jagowschen Schiesslerasse an Leib und Leben. Das ist hier nicht der Fall. Dort aber kennt man nicht alle die Schlingen und Fallstricke, in die in München jeder gleitet, der das Recht auf eigenen Geschmack, auf persönliche Gewohnheiten, Neigungen, Bedürfnisse beansprucht. Die Organe der sogenannten öffentlichen Sicherheit verfügen hier über eine Macht, die jedes Eigenleben tötet, jeden Versuch, auf eigene Fassung selig zu werden, erstickt; jede fröhliche Gemeinsamkeit erwürgt, — und sie üben diese Macht in einem Umfange aus, der keinem Fremden glaubhaft scheinen kann.

Von der rigorosen Handhabung der Polizeistunde war hier oft die Rede. Wer seine Stunden anders eingeteilt hat, als es die Diktatur der Weinstrasse für wünschenswert hält, mag sehen, wo er bleibt. Dass jemand zwischen 3 und 4 Uhr nachts einen Kaffee trinken möchte — und

es gibt in dieser Dreiviertelmillionenstadt jede Nacht hunderte, die es möchten—, fügt sich nicht in die Paragraphen-Besessenheit derer, deren Wille uns Befehl zu sein hat Die Sorge, es könnte jemand etwa im Bahnhofrestaurant die Tasse Kaffee, nach der er verlangt, doch lindern, geht soweit, dass das Betreten des Bahnhofs nur dem gestattet wird, der mit einem gültigen Fahrtausweis versehen ist. Wünscht jemand seiner Frau ihre Koffer in den Zug zu reichen, so wird er sie schon veranlassen müssen, am Tage zu reisen. Löst er sich aber, um es nachts tun zu können, selbst eine Fahrkarte, die er dann nicht benutzt, so wird er — es liegen rechtskräftige Urteile dieser Art vor — mit Strafbefehlen bedacht.

Das aber ist nur eine geringfügige Gefälligkeit nach der Seite der um das Seelenheil der Münchener Bevölkerung besorgten Frömmlinge. Viel ärger steht es in dieser Kunststadt um die Bestrebungen der vereinigten Pfaffen und Polizisten zur Kujonierung der Kunst. Wer einmal eine Studie über die Grotesk-Akrobatik der Sittlichkeit schreiben will, dem sei in dieser gesegneten Zeit ein kurzer Aufenthalt in München anempfohlen. Er wird sein hellblaues Wunder erleben.

Allerlei sonderbare Fälle von polizeilicher Fürsorge in dieser Richtung habe ich meinen Lesern im Laufe der verflossenen acht Monate schon mitteilen können. Erinnerung sei hier nur an die bodenlosen Chikanen, mit denen unter dem aneifernden Gejohle Kausenscher Schreibsöldner, die unumschränkte Zensurbefugnis des Herrn v. d. Heydte und seiner Gehilfen unausgesetzt an der hohen Kunst der Wedekindschen Dichtungen herumzwickt. Die Hälfte dieser Werke ist der öffentlichen Mitteilung von den Bühnen her entzogen, und der geniale „Totentanz“ darf nicht einmal vorgelesen werden. Als Rückendeckung für solche Unglaublichkeiten hat sich der Herr Polizeipräsident einen „Zensurbeirat“ engagiert, der ihm helfen muss, säuberlich zwischen Moral und Schmutz zu trennen, dessen ethischer Aesthetik das Kunstbedürfnis kultivier-

ter Menschen ausgeliefert ist, und dessen Rat stets berücksichtigt wird, wenn er mit der Ansicht seines Auftraggebers übereinstimmt.

Frank Wedekind hat im „Kain“ Dokumente veröffentlicht, aus denen ersichtlich ist, wie gewisse Herren des Zensurbeirats ihre Obliegenheit auffassen. Die Polizei wurde von Aesthetikern, die moralische Urteile abgeben sollten, als Ablagerungsstätte ästhetischer Wertungen benutzt. Man konnte in Wedekinds Dramen moralische Gefahren nicht erkennen, daher dokumentierte man vor der Polizei seine Unfähigkeit von den dichterischen Offenbarungen des Dichters ergriffen zu werden. So, von den zünftigen Aesthetikern selbst zur ästhetischen Instanz erhoben, verbot die Polizei die ihr von den Aesthetikern als Ethiker zur Freigabe empfohlene Aufführung und selbst die öffentliche Vorlesung.

Kann man sich da über das geschwollene Selbstbewusstsein der Weinstrasse wundern, wenn sie (vgl. „Kain“ Nr. 3 „Die nervenschwache Polizei“) behauptet, ihr obliege die Wahrung des guten Geschmacks? Kann man sich wundern, wenn sie sogar ein Stück wie „Oaha“ verbietet, in dem selbst der enragierteste Sexuelschnüffler kein „unsittliches“ Motiv finden wird, das als Vorwand zur gewünschten Unterdrückung dienen könnte? Nein, der „gute Geschmack“ der Polizei wird bemüht — und jetzt Gnade uns Gott! Ich will hier ein heiliges Gelübde ablegen: Sollte ich je im Leben etwas schreiben, sagen oder denken, was den guten Geschmack der Polizei nicht in Konfiskationsstimmung versetzt, so will ich in meinem Testament verfügen, dass aus meinen Knochen Leim gekocht werden soll, mit dem polizeiliche Aktenmappen geklebt werden mögen!

Die guten Münchener — Künstler, Schriftsteller, Professoren, Bürger und Arbeiter - haben bisher die Moral und den guten Geschmack der Polizei willig über sich ergehen lassen. Wohl haben sich einmal etliche tüchtige Männer zu einem Protest gegen die an Wedekind verübten

Rigorositäten der Münchener Zensur aufgeschwungen und haben Unterschriften dafür gesammelt. Damals schrieb ich („Kain“, Heft 4): „Bei der Schlafmützigkeit, die das Verhalten der Geistigkeit gegen das Herumwühlen subalterner Seelen in kulturellen Werten allgemein kennzeichnet, bedeutet der Aufruf für Wedekind einen ersten männlichen Vorstoss. Nur möchte man wünschen, dass die Kundgebung nicht in einer Namenstabelle mit lediglich statistischem Wert umkomme“. — Du arme Seele! Die Warnung war überflüssig. Es ist noch nicht einmal eine Namenstabelle mit lediglich statistischem Wert herausgekommen. Noch immer wird den Programmen für Wedekindsche Aufführungen und Vorlesungen der Aufruf beigelegt, und immer noch sieht man die gleichen Namen wie anfangs darunter, — keinen einzigen mehr. Ob wirklich niemand sonst seine Zustimmung ausgedrückt hat, oder ob zunächst die erste Auflage des Aufrufs weg sein soll, ehe weitere Namen bekannt gegeben werden, erfährt man nicht. Daran, dass sich an den Aufruf einmal eine energische Protestaktion anschliessen könnte, denkt heute kein Pferd mehr. — Wenn man nicht den Willen und nicht die Fähigkeit hat, eine begonnene Tat zu Ende zu führen, dann soll man doch lieber ganz die Finger davon lassen. Sonst macht man sich vor aller Welt lächerlich und ermutigt Pfaffen und Polizei zu umso ungenierterer Betriebsamkeit.....

Durch die stillen Auen der Münchener Kultur weht wieder einmal ein betuliches Säuseln. In der Geisteskinderstube bleibt das Spielzeug liegen. Proteste flackern auf. Was ist geschehen?

Herr Dr. Robert, der Direktor des Lustspielhauses, hatte sein Theater an die Tänzerin Frl. Adorée Via-Villany verpachtet, die dort an fünf Abenden einem sorgfältig ausgewählten, geladenen Publikum ihre Künste zeigen sollte. Eine Privatveranstaltung also, in die (sollte man denken) kein Mensch, kein Pfaff, kein Kausen, keine Polizei hineinzureden hätte. Aber wir leben in München

und zu dem Programm der Dame gehören Nackttänze. (Pfui!)

Ich habe die Darbietungen des Fräuleins Villany leider nicht gesehen. Daher kann ich mich in der Beurteilung ihrer Kunst nur auf die Zeugnisse solcher Leute berufen, die mir sachverständig scheinen, und auf die Prinzipien, von denen ich meine Stellung zu kulturellen Dingen bestimmen lasse. Das Urteil derer, die die Tänze sahen, geht einmütig dahin, dass nur ein total moralverklebtes Hirn Unzucht und Geilheit in ihnen finden könnte. Alle die Künstler und Aestheten, die gekommen waren, Kunst zu gemessen, erlebten Kunst. Sie alle — und es sind darunter die bedeutendsten Kunstexperten, die München hat — rühmen die dezente Schönheit des Körpers, der sich ihnen zeigte, und die Grazie der Bewegungen und Stellungen der Künstlerin.

Die hohe Polizei war nicht eingeladen; aber sie kam. Am dritten Tage wurde die Aufführung von der beamteten Macht unterbrochen, die Künstlerin von der Bühne weg verhaftet und mit ihrem Impresario und dem Direktor Dr. Robert, zum Polizeipräsidium abgeführt. Gegen alle drei ist ein Verfahren nach § 183 des Strafgesetzbuches eingeleitet und gegen Dr. Robert auch noch eins auf Entziehung der Theaterkonzession. (Natürlich: denn das Lustspielhaus hat sich in der letzten Zeit ganz erheblich künstlerisch gebessert. Es bietet jetzt in der Tat gute Vorstellungen, und hat sich mit den Aufführungen von Tschechows „Möve“ und Strindbergs „Vater“ wirkliches Verdienst erworben. Seit sich Dr. Robert auch noch — vergeblich — bemüht, Wedekindsche Stücke frei zu bekommen, droht sein Theater im Ernst zu einer Kulturinstitution zu werden).

Zu einer solchen Gewalttat musste es also erst kommen, bis sich endlich, endlich in den Gefühlen der Geistigen etwas wie Trotz regte. Die Polizeiplempe musste ihnen erst über das Gesicht fahren, ehe ihnen die Röte an die Schläfen stieg. Nun regt sich's in Protesten und

Kundgebungen, nun werden Unterschriften gesammelt und wohl auch Reden gehalten. Aber wie lange? Wird die Erregung vorhalten? Wird sie auch nur dauern, bis die verantwortliche Person, die die Polizeiaktion vor der Oeffentlichkeit vertritt, aus dem Amte muss?

Herr v. d. Heydte scheint guten Mutes zu sein. Er publiziert eine Erklärung, worin er die Meinung vertritt, dass derartige Unternehmungen seiner Erlaubnis bedürfen, und worin er beteuert, dass, solange er den Posten des Münchener Polizeipräsidenten bekleide, die Erlaubnis zu ähnlichen Darbietungen verweigert würde. Das zeigt, gegen wen der Kampf gehen muss. Was ich immer und immer betone, woran ich die Künstlerschaft hier wieder und wieder gemahnt habe — wird es jetzt endlich klar? Leuchtet es endlich ein, dass es mit der ewigen Atelier-Turmwächtereier nicht weiter geht? Dass der Künstler an den öffentlichen Einrichtungen interessiert ist, wie nur einer? Die Künstlerschaft gehört in den sozialen Kampf! Sie ist bestimmt, die Freiheit des geistigen Lebens zu schützen und zu behüten gegen Polizei bedrohung und Polizeigewalt! Sie gehört auf die Seite der Unzufriedenen und Revolutionäre! — Allein mit Protesten und witzigen Schreibereien, wird sie nichts ausrichten gegen die, die verbündet stehen mit den pfäffischen Hütern der Dummheit und Unkultur. Nur im Bunde mit denen, die die Polizeimacht an anderen Stellen, aber nicht minder schmerzhaft zu spüren bekommen, kann der Geist erreichen, was sein Lebensrecht verlangt. In den Kampf, Künstler! Auf die Tribüne! Auf die Strasse! *Tua res agitur!*

Der Fall, um den es heute geht, ist nur ein Symptom, immerhin aber ein wertvolles. Vor hunderten von Augen hat sich der Vorgang abgespielt, vor Augen, die meist blind sind für die Wirklichkeiten unseres vortrefflichen Staatsbetriebes. Hunderte von Menschen, die ein Recht haben, auf ihren Menschenwert stolz zu sein, sind von der Staatsgewalt beschimpft worden, indem ihnen

gesagt — nein, indem ihnen eingebläut wurde, dass schmierige Lüsternheit sei, was sie als ihr Kulturbedürfnis ausgeben. Wollt ihr euch das gefallen lassen, Künstler?

Dass schöner Frauentanz die Seele kunstfreudiger Menschen erhebe, wird von der Polizei allenfalls zugestanden. Dass nackte Frauenleiber, in Stein gehauen, von schönheitsdurstigen Menschen bewundert werden, kann sie nicht verbieten. Aber dass leibhaftiges Leben, das Edelste, Wundervollste, was die Natur geschaffen hat, dass ein formschönes nacktes Weib im Rhythmus des Tanzes ihren höchsten Ausdruck sucht, das soll Schweinerei sein, das sollt ihr, ihr Künstler, als Schweinerei anerkennen! Pfäff und Polizei behaupten, es sei Schweinerei, behaupten, ihr seid geile Lüstlinge, weil ihr Freude daran habt! — Habt ihr keine Scham, dass ihr euch nicht empört?

Jedes letzte Naturvolk unterscheidet zwischen Geilheit und Sinnenfreude. Botokuden, Australneger und Zulukaffern freuen sich an den Tänzen ihrer nackten Frauen, und keinem von ihnen fällt es ein, mit anderen Empfindungen als mit denen erhöhter Lebenslust hinzuschauen. Ihr aber, ihr Künstler, ihr westeuropäischen Kulturträger, — ihr sollt die Ferkel sein, die beim Anblick einer entkleideten Tänzerin vor Brunst schwitzen. Steigt euch nicht die Galle hoch, da man euch das vorwirft? Fühlt ihr keinen Ekel, keine Wut, keinen Hass?...

Man kann mir glauben, ich will keinem Menschen sein München verekeln. Ich liebe diese ergreifend schöne Stadt, wie wenn sie meine Heimat wäre, und ich möchte — trotz all des Widerwärtigen, das einem hier die Freude am Dasein vergällen kann — nicht mehr in einer andern deutschen Stadt leben. Aber muss es denn sein, dass diese Stadt, die von Natur und vom Geschmack der Menschen so gut behandelt ist wie wenige, sehr wenige andere, — muss es sein, dass diese Stadt von pfäffischem Geist, von muckerischem Wesen, von polizeilichen Unerträglichkeiten geknebelt und geknechtet wird?

Menschen, Künstler, besinnt euch doch! Das unverhältnismässig starke Kontingent, das die Geistigkeit gerade in München stellt, müsste euch doch Mut machen, stolz auf euern eigenen Willen zu bestehen! Mit Protestieren, mit Artikelschreiben, mit Parlamentswählereien ist es nicht getan. Der gleiche Landtag, der eben aufgelöst ist, vertrat Nürnberg so gut wie München. Und Nürnberg ist bisher noch ohne Polizeizensur ausgekommen. Der neue Landtag mag aussehen, wie er will: durch seine Zusammensetzung wird sich weder in München noch in Nürnberg etwas ändern.

Auch zu Gewalttätigkeiten rate ich keinem Menschen. Damit wäre nichts zu erreichen als Elend und Verzweiflung. Worauf es ankommt, ist starkes Zusammenhalten, klare und laute Betonung des eigenen Werts, Erkennung der feindlichen Mächte und den Willen, sie zu brechen.

Man mache den Versuch. Man fordere so laut, so scharf wie möglich die Beseitigung des Polizeipräsidenten, der den Münchener Künstlern vorgeworfen hat, sie fälschen in Kunst um, was nichts als Unzucht sei. Man mache dem Manne begreiflich, dass er die Autorität, auf die er Anspruch erhebt, bei dem gesamten kulturellen Teil der Münchener Bevölkerung nicht besitzt. So wird er weichen müssen. Hat man das erreicht, so bemühe man sich um die Erkenntnis des ganzen Systems, das man Polizei nennt. Man begreife, dass dieses System die Herrschaft der rohen Gewalt über alle geistigen Mächte bedeutet, — man bekämpfe sie in der Erscheinungsform, die Zensur heisst, und in jeder andern Erscheinungsform.

Ich glaube — lache über diesen Glauben, wer will — dass der Geist stärker ist als der Säbel. Ich glaube, dass wir ohne Polizei friedlicher, gesicherter, nutzbringender leben können als mit ihr, und ich glaube, dass für alle Kultur, für alle Freiheit, für alle Menschenwohlfahrt viel gewonnen ist, wenn aus Künstlerblut endlich Reblenblut würde, und wenn aus dem öden Tagesschwatz

der Politik die laute Stimme der Geistigkeit herauströnte:
Gegen die Knechtung! Gegen den Staat! Gegen die
Polizei!

Gedichte.

An *E.B.*

*Du bist nicht schön — und dennoch lieb' ich dich.
Du lügst — und dennoch glaub' ich deinen Worten.
Nie öffnest du mir deiner Gnaden Pforten
Geheiligt — und dennoch lockst du mich.*

*Warum verwirrst du, was mein Wesen ist
machst meine Wege strauchelnd und gefährlich —
Weil du mir unergründlich, unerklärlich —
und dennoch aller Rätsel Lösung bist.*

*An dem kleinen Himmel meiner Liebe
will, mich dünkt, ein neuer Stern erscheinen.
Werden nun die andern Sterne weinen
an dem kleinen Himmel meiner Lieber*

*Freut euch, meine Sterne, leuchtet heller!
Strahlend steht am Himmel, unverrücklich,
eures jeden Glanz und macht mich glücklich.
Freut euch, meine Sterne, leuchtet heller!*

*Kommt ein neuer Stern in eure Mitte,
sollt ihr ihn das rechte Leuchten lehren.
Junge Glut wird euer Licht vermehren,
kommt ein neuer Stern in eure Mitte.*

*An dem kleinen Himmel meiner Liebe
ist ein Funkeln, Glitzern, Leuchten, Sprühen.
Denn ein neuer Stern beginnt zu glühen
an dem kleinen Himmel meiner Liebe.*

Die Tat des Dietrich Stobäus, Roman von Max Halbe. Verlag
Albert Langen, München.

Der knappe Raum dieser Zeitschrift erlaubt keine ausführlichen Inhalts-Rekapitulationen ganzer Bücher. Und das ist gut so. Denn wer eines dichterischen Werkes Inhalt nacherzählen wollte, täte dem Werk und dem Dichter unrecht. Das muss ein schlechter Roman sein, auf den man durch das Ausplaudern seiner Geschehnisse neugierig machen könnte. Max Halbes „Die Tat des Dietrich Stobäus“ aber ist eine Geschichte, deren hoher künstlerischer Wert gerade im Rhythmus des dichterischen Berichts, in der sehr persönlichen Sprache des Dichters, in dem merkwürdigen, wirklichkeitentrückten und doch so sehr wahrhaftigen Verlauf der Begebenheiten besteht. Welches die Tat des Dietrich Stobäus ist, das wird gleich im Anfang der Erzählung verraten; Die Ermordung seiner Geliebten, der schönen, interessanten und sinnlichen Carola. Wie sie aber geschieht, wie sie aus der Psyche des Mörders und des Opfers wächst, wie sie vom Fatum und von ausserirdischen Kräften vorbereitet, organisiert und endlich ausgeführt wird, das erfahren wir aus den Aufzeichnungen des Täters selbst. Und ganz zum Schluss wissen wir nicht mehr, was wir das ganze Buch hindurch glaubten, zu wissen, ob Carola wirklich von Dietrich Stobäus ermordet wurde, oder ob das Gespenst seines verschollenen Grossvaters sie ins Meer hinabriss. Wir wissen,, wenn wir das Buch aus der Hand legen, nicht, ob der, der die Tagebuchblätter schrieb, ein Vernünftiger oder ein Verworrener war, ein Verrückter oder ein Hellseher; ob das seltsame Eingreifen des geheimnisvollen Kapitäns auf dem Ahnenbilde Halluzination und visionäre Einbildung war, oder wahrhaftige Erscheinung aus der vierten Dimension. Wir wissen nur, dass alles, was in der Seele und im Erleben des Dietrich Stobäus geschah, unausweichliche Notwendigkeit war, dass der Leichtsinn und die Unbedencklichkeit des Mädchens, ebenso wie ihre Schönheit und das Leiden um sie, dass die Jugendfeindschaft gegen den Schulkameraden und die Zecheereien mit dem schwindsüchtigen Ratskellerkumpanen zugleich mit den rätselvollen Zeichen des toten Grossvaters — dass alles das notwendig war, um das Schicksal Carolas durch die Hand ihres Liebhabers zu erfüllen. — Die Ich-Form, in der der Roman erzählt wird, und die Verlegung der Handlung in die Mitte des vorigen Jahrhunderts rechtfertigen den behäbigen Erzählerton, und der ist wiederum wichtig, um die grossen psychologischen Finessen des

Werks hervortreten zu lassen. In dieser ausserordentlich klugen Psychologie ruht die Spannkraft des Buches, das trotz seiner altmodischen Einkleidung und trotz seiner gewagten inneren Struktur eines der fesselndsten ist, die ich seit langem in der Hand hatte und turmhoch über dem Niveau der üblichen Unterhaltungsromane zu werten ist. — Max Halbe hat sich mit diesem Werke auf ein Gebiet begeben, auf dem wir ihn bisher nicht kannten. Er hat die Probe ausgezeichnet bestanden. Sein dramatisches Temperament und die feine lyrische Betrachtungskunst, die sich in allen seinen Dramen zeigt, tragen zu der packenden Wirkung des Romans viel bei. Es ist zu hoffen und anzunehmen, dass umgekehrt auch das zähe Eindringen in die Psychologie seiner Gestalten, wie es zur Tat des Dietrich Stöbäus notwendig war, befruchtende Wirkung auf seine künftigen Bühnenwerke zeitigen wird.

Eigenes. Ich glaube, den Lesern wegen der Verzögerung des längst versprochenen Kain-Kalenders eine Erklärung schuldig zu sein. Ich hatte die Arbeit, die zur Zusammenstellung eines solchen Sammelbuches gehört, wesentlich unterschätzt. Dazu kommt, dass die Fülle laufender Berufsarbeiten und die Aufgabe, die Zeitschrift selbst regelmässig rechtzeitig zu liefern, über meine Zeit so ausgiebig verfügen, dass es sehr schwer hält, die Freistunden zu finden, in denen der Kalender entstehen muss. Ich kann jetzt aber versichern, dass meine Arbeiten dazu so gut wie abgeschlossen sind, und dass das kleine Buch in wenigen Tagen in den Händen derer sein wird, die so freundlich sind, sich dafür zu interessieren.

Auf verschiedene Anfragen über meine sonstigen Buch-Publikationen für die nächste Zeit kann ich vorläufig folgendes antworten: In den ersten Monaten des kommenden Jahres erscheint im Dreililienverlag in Karlsruhe eine Auswahl von älteren Aufsätzen von mir unter dem Titel: „Scheinwerfer“, Betrachtungen aus der Künstler-Perspektive“. Ferner bereite ich ein Gedichtbuch vor, in das ich eine Reihe von Gedichten aus der „Wüste“ und dem „Krater“ übernehmen will, und das hauptsächlich neue, bisher in Buchform noch nicht gedruckte Verse enthalten soll. Es wird voraussichtlich in einem bekannten Berliner Verlage erscheinen. Wann und wo die beiden Dramen, die noch der Veröffentlichung harren, erscheinen werden, ist noch unbestimmt.

E. M.

Bemerkungen.

Respekt vor Dichtern! Heinrich Mann, der grösste Stilist der deutschen Sprache, der eigentliche Entdecker der modernen Menschenpsyche und ihr (bis jetzt) einziger Gestalter, hat ein Drama

geschrieben, das „Schauspielerin“ heisst. In diesem Drama wird ein Charakter lebendig gemacht, in dem die Welt der Wirklichkeit und die Welt des Theaters miteinander streiten. Die Heldin ist Schauspielerin und ist es so sehr, dass sie alles Erleben wie Bühnenaufgaben nimmt, und ihr Leben genial, reich, bewegt — und doch kalt, überlegt, selbstgefällig, auf den Effekt bedacht bis zur Konsequenz der Selbstmords — spielt. Ich hatte Gelegenheit, das Stück in Berlin im Theater an der Königgrätzer Strasse zu sehen, wo die Schauspielerin von Frau Durieux mit unerhörter, unvergesslicher, unvergleichlicher Sichtbarkeit und Eindringlichkeit gespielt wurde. Es ist die Tatsache zu vermerken, dass Heinrich Manns Drama von sämtlichen in Frage kommenden Theatern Münchens abgelehnt wurde. Haben die Herren, die darüber zu bestimmen hatten, den dichterischen Wert des Werkes schon nicht erkannt, so wären sie es trotz allem dem Publikum schuldig gewesen, die überaus interessante literarische Erscheinung Manns als Dramatiker vorzustellen. Eine Blamage wäre gar nicht möglich gewesen, selbst wenn das Stück nichts taugte, da der Name des Dichters jeden Theaterdirektor gedeckt hätte. — Ganz unverständlich aber ist es, dass den Herren die Beobachtung entgangen ist, wie ungemein dankbar die grossen Rollen des Stückes sind. Warum gibt das Residenztheater nicht einer so vortrefflichen Darstellerin wie Frau v. Hagen Gelegenheit, eine so lohnende Aufgabe zu bewältigen? Warum darf sich Frau Ida Roland nicht im Lustspielhaus an der Rolle versuchen? — Es ist im höchsten Masse skandalös, dass ein Dichter vom Werte Heinrich Manns in ganz München keine Bühne findet, die es sich zur Ehre anrechnet, ihn von einer neuen Seite zu zeigen. Es bleibt nur noch der Wunsch und die Erwartung übrig, der Neue Verein werde die Schuld gegen den Dichter auslösen und die beruflichen Theaterleiter Münchens beschämen.

Heldentaten. Für wen in dem Kriege, den auf Kosten der Tripolitaner die Italiener gegen die Türken führen, im Moment die Aussichten am günstigsten stehen, weiss man immer noch nicht. Das einzig zuverlässige, was man vom Schauplatz der Massenmorderei erfährt, sind die unsäglichen Grausamkeiten, mit denen Italiens Heldenschar gegen wehrlose Araber wütet. Jeder Berichterstatter weiss scheusslichere Einzelheiten zu melden, und wenn man beispielsweise erfährt, dass die europäischen Soldaten die gefangenen Frauen des Feindes vor die Front stellten, um die menschlicheren „Wilden“ von der Gegenwehr abzuschrecken, dann packt einen wohl die Verzweiflung an allem Streben nach Gesittung, Aufklärung und Menschentum. Liest man, wie aus Aeroplanen Bomben geschleudert werden, die zwischen Greisen, Weibern und Kindern krepieren; dann schüttelt einen der Ekel über die Dummheit und den Hochmut aller europäischen Zivilisation, die die Erfindung solches Spielzeugs in einer Zeit als Kulturtat preisen mag, wo nur der organisierte Völkermord praktische Verwendung dafür weiss. — Der Verlauf des nordafrikanischen Krieges legt trübe Gedanken nahe. Ist es so sicher, dass die Soldaten anderer Nationen sich viel anders aufführen würden, als die italienischen, wenn sie gegen einen „Feind“ losgelassen werden sollten? Wer in den Krieg geführt wird, nimmt die Weisung mit, zu morden, mit verheerenden Waffen Menschen zu töten, die er nicht kennt, von denen er nichts weiss, die ihm nichts getan haben, und die ihm nie etwas tun möchten,

würden sie nicht ebenfalls zum Morden gezwungen. Soll man sich wirklich gegen die primitiven Mannschaften empören, die nicht lange unterscheiden, die, im Eifer, gezwungenermaßen zu tun, was gegen ihr wie gegen jedes Menschen Innerstes und natürlichstes Gefühl geht, über die Grenzen der Befehle hinaus Krüppel und Säuglinge morden, die Weiber derer, die ihnen als „Feinde“ denunziert sind, notzüchtigen, brennen und zerstören, was ihnen in den Weg kommt? Am Ende ist das alles ganz natürlich, wenn von oben herunter Mord befohlen wird und die christliche Religion der Liebe erhalten muss, um von der ausserirdischen Cerechtigkeit den Sieg zu erleben. Man sollte wahrlich anfangen, statt in billiger Entrüstung über fremde Blutschuld zu greinen, den Blick ins eigene Herz zu lenken. Die Voraussetzungen zu solchen Greueln, wie sie die Italiener in Tripolitanien vollführen, sind überall gegeben, wo den Völkern zugemutet wird, das Versehen am Nächsten, Idas aus persönlicher Gekränktheit, aus ehrlichem, von heisser Ueberzeugung gelenktem Groll geboren sein kann, als infames Verbrechen, das sinnlose Wüten gegen recht- und willenslose Völker aber als heldenhafte Tapferkeit anzuerkennen.

Der politische Kronprinz. Der lederne Kanzler hatte schwere Tage im deutschen Reichsparlament. Er musste so tun, als gälte es, sein Marokkowerk gegen die patriotischen Volksboten konservativer, klerikaler, liberaler und sozialdemokratischer Observanz zu retten, nachdem er diesen Herren bereits bewiesen hatte, dass sie gar nicht dreinzureden hätten. Der lederne Kanzler wurde heftig bedrängt. Konservative, Klerikale, Liberale und Sozialdemokraten bewiesen ihm, dass sein Werk schlecht sei, und dass das Deutsche Reich bei seinem Handel mit Marokkanern und Kongonern ein viel besseres Geschäft hätte machen können. Da griff sich der lederne Kanzler den konservativen Heerführer heraus und vermöbelte ihn zum Gaudium seiner klerikalen, liberalen und sozialdemokratischen Parteigegner. So wurde der Kanzlerstuhl, der schon wackeln wollte, geleimt, und Klerikale, Liberale und Sozialdemokraten freuten sich am jungen Glänze seines Leders und lobpreisen den Mann, der also tat. — Äch so! Ich wollte ja von dem politischen Kronprinzen sprechen. Der glaubte — mit Recht, wie mir scheint — er sei im Theater, als er den ledernen Kanzler und den konservativen Heerführer in hellem Zorn Wahlparolen schmettern hörte. Wenn es recht schön war, nickte er, klatschte in die Hände und schlug mit der Hand auf die Logenbrüstung. War es weniger schön, schüttelte er den Kopf und lachte hohnvoll. Wie Maximilian Harden in einem Vortrag in Berlin seinen Hörern erzählte, soll die sozialdemokratische Fraktion erwogen haben, ob man nicht den Präsidenten des Reichstags veranlassen sollte, den auffälligen Offizier aus der Hofloge hinauszweisen. Der alte Bebel aber (dessen posthumes Gebaren immer possierlicher wird), habe das verhindert. Das Ende war, dass der temperamenthafte Herr zusammen mit dem ledernen Kanzler bei Kaisers soupieren musste. Die Patrioten aber fanden sein Benehmen ungemein herzig. Marokko und der Kongo, der lederne Kanzler, der konservative Heerführer, die Klerikalen, die Liberalen, die Sozialdemokraten und die Wahlparole — was gilt das alles gegen die erfreuliche Tatsache, dass wir wieder einen politischen Kronprinzen haben!

Wählt! Wählt! Himmelherrgott, haben die armen Sozialdemokraten zu tun! Die Gemeindewahl ist glücklich überwunden. Wie zu erwarten war: Brandroter Sieg! Wie man hört, werden die Erwählten dafür sorgen, dass in Zukunft die Münchener Briefträger und Schutzleute statt blauer rote Uniformen bekommen, ferner sollen von jetzt ab die Hundefänger, die die öffentlichen Lokale nach Vierfüßlern absuchen, durch Volksabstimmung gewählt werden. — Dann kommen die Reichstagswahlen. Dass die Sozis als stärkste Mannschaft ins Wallotbräu einkehren werden, steht ausser Frage. „Unser das Reich — unser die Welt!“ jubelte der „Vorwärts“ schon 1903. Jetzt werden sie zeigen, was sie können. Ludwig Frank wird Reichskanzler und Wilhelm II. muss seine Ordres fortab aus der Kreuzbergstrasse beziehen. Alle bürgerlichen Parteien werden in die sozialdemokratische sozusagen eingemeindet, alle Anarchisten dagegen durch Reichsdekret als Spitzel erklärt; über ihr sexuelles Vorleben werden amtliche Erhebungen veranstaltet, und das Resultat bestimmt jeweilig, ob der einzelne im Zuchthaus oder im Irrenhaus zu internieren ist. Nachher kommen noch die bayerischen Landtagswahlen. Auch da ist der rote Sieg so gut wie gesichert. Bayern wird alsdann zur Republik gemacht — Präsident: Schuster Knieriem (der Mann heisst wirklich so.) Vor dem Münchener Kindlkeller wird ein Galgen aufgestellt. Wer in Bayern den Versuch macht, von einer angekündigten freien Diskussion Gebrauch zu machen, wird daran aufgeknapft. Herrn v. Vollmars Geburtstag wird zum nationalen Feiertag erhoben. Alle Militärkapellen spielen an diesem Tage auf öffentlichen Plätzen das Lied: „Das freie Wahlrecht ist das Zeichen“ — Wer sich im Besitz einer Ausweiskarte des Verbandes echt sozialdemokratischer Leute befindet, darf mitsingen.

Wahlberechtigte, wählt rot! Herrliche neue Zeiten sind im Anmarsch!

Versammlungsbericht Am 30. November hielt im Namen der Gruppe „Tat“ des Sozialistischen Bundes der Herausgeber dieser Hefte in der Schwabinger Brauerei einen öffentlichen Vortrag über „Staat, Kirche, Polizei und Abhilfe“. Der etwa 1000 Personen fassende Saal war überfüllt. Was der Redner sagte, wird sich der Leser des „Kains“ ungefähr vorstellen können, wenn er gebeten wird, sich den Inhalt des Eingangsartikels dieser Nummer als Leitmotiv zu denken. Die Versammlung setzte sich aus Künstlern, Schriftstellern, Anarchisten, Bürgern, sehr vielen Studenten und dem Chefredakteur der „Münchener Neuesten Nachrichten“ zusammen. Der Redner fand grossen Beifall; auch wurde auf Hauschlüsseln gepfiffen. An der Diskussion beteiligten sich mehrere Akademiker und ein revolutionärer Arbeiter. Im Schlusswort fertigte der Referent die Lausbuben ab, die den Ort, wo erwachsene Menschen über sehr ernste Dinge verhandelten, als Stätte ihres geistlosen Bierulks benutzten, bedauerte die Herzenskälte derer, die angesichts der Widerwärtigkeiten der behördlichen Bevormundungen mit logischen Gründen den Appell an das revolutionäre Gewissen freier Menschen widerlegen wollten und forderte noch einmal zum Zusammenschluss derer auf, denen das Leben unter den bestehenden Verhältnissen zum Ekel und unerträglich geworden sei.

Es schien angemessen, an dieser Stelle einen Bericht über die Versammlung zu bringen, damit auch Leute etwas von ihrem Verlauf erfahren, die persönlich nicht anwesend waren. Der Herausgeber dieser Zeitschrift hatte die „Münchener Neuesten Nachrichten“ und die „Münchener Zeitung“ gebeten, die Tatsache dass er einen Vortrag halten wolle, vorher mitzuteilen. Zugleich hatte er beide Zeitungen eingeladen, Vertreter hinzuschicken. Der klerikalen Presse wollte er aus im Thema begründeten Bedenken nicht zumuten, eine ihr so unbequeme Notiz zu bringen. Die sozialdemokratische „Münchener Post“ um eine Gefälligkeit zu ersuchen, wollte er sich selbst nicht zumuten. Die liberalen Blätter brachten aber in stillschweigender (oder telephonischer?) Uebereinstimmung die Ankündigung auch nicht. Sie müssen wohl gedacht haben, dass jetzt kein Mensch etwas erfahren könnte.

Sie brachten auch nachher keine Silbe über die Versammlung. Mich kränken sie damit nicht. Das Publikum muss aber einmal gefragt werden, warum es eigentlich diese Art Zeitungen liest. Vermutlich doch, um zu erfahren, was in der Öffentlichkeit vorgeht. Verschweigt ihm die Münchener Presse eine Veranstaltung, an der über tausend Personen (und ein Chefredakteur) teilnehmen, so ist das Publikum um eine Tatsache, für deren Mitteilung es sein Abonnementgeld bezahlt, betrogen. Psychologisch erklärt sich die Diskretion der Blätter so: Die allddeutsch-nationalliberal-demokratische Presse hat eine Heidenangst vor allem, was nach Charakter und Wahrheit riecht. Sie traute ihren Reportern die Fähigkeit nicht zu, den Bericht über den Vortrag soweit zu fälschen, dass nicht doch, Gott behüte, ein einleuchtender Gedanke stehen geblieben wäre. Schweigend lügt sich noch leichter als referierend. Ich persönlich aber fühle mich, je töter ich geschwiegen werde, desto lebendiger.

Wegen Platzmangels musste das Tagebuch aus dem Gefängnis in dieser Nummer ausfallen.

KAIN, Heft 7. Inhalt: Bebel †. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Kiew. — Mainz. — München. — Korrespondenz.

KAIN, Heft 8. Justiz. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen. — Der Kausen. — Zeitfragen. — Tripolis und China. — Unser Bittinger.

Preßrelationsbureau „hanfa“
Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23 ◆ holsteiner Ufer 7 ◆
Inh.: Jng. M. Krause
liefert alle Nachrichten über
Kunst, Literatur, Wissenschaft
schnell — vollständig — preiswert.
Akademisch und literarisch gebildete Lektoren.
Vorzügliche Organisation!

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genau e Adresse:

Name:

.....
*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang I.

No. 10.

Januar 1912.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Der Humbng der Wahlen. — Bemerkungen. — Oaha. —
Die Speisung der Armen. — Der Lustmörder.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Kain - Kalender

für das Jahr 1912

ist erschienen.

Preis 1 Mark.

Zu haben in den Buchhandlungen und
durch den KAIN - VERLAG, München,
Baaderstrasse 1a.

Jahrgang I
No. 10.

München,
Januar 1912

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt
für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes), Jahresabonne-
ment 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene
Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“,
München, Baaderstrasse 1a

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Der Humbug der Wahlen.

Wir lesen täglich in den Zeitungen, Flugschriften und Wahlaufrufen der Liberalen und Sozialdemokraten, dass die Klerikalen finstere Gäuche, scheinheilige Jesuiten, Verdummungsapostel und den gemeingefährlichen Junkern treu verbrüderete Feinde jeglichen Fortschritts, jeglicher Entwicklung seien. Die Werbeschriften der Klerikalen aber behaupten, dass die Liberalen flachköpfige Interessenpolitik treiben, Tröpfe und hohle Schreier, die Sozialdemokraten hingegen rohe Demagogen sind und gewissenlose Spekulanten auf die Leichtgläubigkeit der werktätigen Massen. Dass der Gegner Lügner, Verleumder und geschworener Volksfeind sei, beweist einer dem andern mit den bündigsten Belegen. — Seien wir höfliche Menschen, und glauben wir, dass in der Beurteilung ihrer Feinde jede Partei die Wahrheit spricht. So haben wir denn nichts weiter zu tun, als auszusuchen, in wessen Gefolgschaft wir uns begeben, welcher dieser Gruppen wir für die nächsten fünf Jahre die Wahrung unserer Interessen anvertrauen wollen.

Bekanntlich wird durch den Ausfall der Wahlen vom 12. Januar das Schicksal des Deutschen Reiches besiegelt werden. Es soll sich nämlich herausstellen, ob unter einer konservativ-klerikalen oder unter einer liberal-sozialdemokratischen Reichstagsmehrheit alles beim Alten bleibt. Es soll sich entscheiden, ob wir weiterhin blauschwarze Tinte saufen müssen, oder ob wir uns an einer rötlich-gelben Melange den Magen verderben dürfen. Kurz und gut: Es geht um die letzten Dinge.

Wahltag — Zahltag. Das deutsche Volk wird aufgerufen, das eigene Glück zu schmieden. Gleiches Recht für alle. Jede Stimme zählt. Jede Stimme ist wichtig. Wer der Wahlurne fern bleibt, schneidet sich ins eigene Fleisch. Wer nicht wählen will, muss fühlen. Wer keinen wählt, wählt seine Feinde. Wer im Reichstag nicht vertreten sein will, hat sich alles Unheil selbst zuzuschreiben. Auf gegen die Reaktion! Auf gegen die Verdummung und Verpfaffung! Auf gegen den roten Umsturz! Auf gegen den Freihandel! Auf gegen die Schutzzölle! Auf gegen die Lebensmittelverteuerung! Auf gegen die Feinde der Landbevölkerung! Auf für Freiheit, Wahrheit und Recht! Auf für die Erhaltung guter deutscher Sitte! Das Vaterland muss grösser sein! Wir halten fest und treu zusammen! Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Es gilt also wieder einmal, das einzige Recht auszuüben, das der Deutsche hat. Wie denn: das einzige Recht? Seit 42 Jahren immer noch das einzige Recht? Da doch seine Ausübung den Zweck verfolgt, den Deutschen Rechte zu schaffen? Erkläre mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur!

Es ist in der Tat wahr: Das einzige Recht des deutschen Mannes besteht darin, dass er im Laufe von fünf Jahren einmal in eine verschwiegene Zelle treten und einen Zettel in ein verschwiegenes Gefäss werfen darf, worauf er einen (ihm gewöhnlich unbekanntem) Mitmenschen zum Fürsprecher seiner Ueberzeugungen bestimmt hat. Bekommt ein anderer Kandidat mehr Stimmen, so

tritt der Wähler betrübt in den Hintergrund, bleibt für die nächsten fünf Jahre mit seinen Ueberzeugungen unvertreten und tröstet sich mit dem erhebenden Gefühl, dass er jedenfalls von seinem einzigen heiligen Recht Gebrauch gemacht und gezeigt hat, dass er auch mitreden kann.

Aber warum so pessimistisch sein? Es ist ja möglich, dass zwei andere Kandidaten mit einander in Stichwahl kommen, und der überstimmte Staatsbürger hat nun die Entscheidung in der Hand: welcher ist der Würdigere? Wer wird meine Interessen besser vertreten? Wem kann ich mich soweit anvertrauen, dass ich ihn mit Generalvollmacht ins Parlament schicken darf? Seine Parteileitung sagt's ihm — und er wählt und bewirkt mit seiner Stimme das Resultat. So kann also doch die an die Wand gedrückte Minorität immer noch den stärksten Einfluss haben auf die Konstellation der Parteivertretungen? Kann sie auch. Hier ist ein Beispiel aus der Praxis:

Man erinnere sich an die Vorgänge, die den Reichskanzler Fürsten Bülow veranlassten, den vorletzten Reichstag aufzulösen. Dem Manne war seine Position unsicher geworden, und er benutzte eine oppositionelle Regung des Zentrums, das ihm von einer Kolonialforderung einen geringfügigen Abstrich machte, dazu, die Volksboten heimzuschicken und das Volk unter dem Schlachtruf: Gegen die Schwarzen und gegen die Roten! an die Urne zu trommeln. Die Regierung kittete den famosen Block der Konservativen und Liberalen, und die Ultramontanen und Sozialdemokraten revanchierten sich mit der Verständigung zu einer Stichwahlversicherung auf Gegenseitigkeit. Die kaiserliche Regierung hatte geschickt gearbeitet, und so ergaben die Hauptwahlen einen starken Erfolg ihrer Blocktruppen zum Schaden der Sozialdemokraten. Vor der Stichwahl sah man nun in München Plakate an den Tafeln kleben, auf denen etwa folgendes zu lesen war: „Wir danken der aufopfernden Hilfe der Sozialdemo-

kraten in verschiedenen Wahlbezirken Bayerns mehr als ein Dutzend Mandate. Zeigen wir uns erkenntlich! Treten wir bei den Stichwahlen in München Mann für Mann für die sozialdemokratischen Kandidaten ein! Das Zentrums-Wahlkomitee." Dass zur rechten Zeit der Herr Erzbischof eingriff, die Parole des Komitees für unkirchlich erklärte und damit die Wahl des liberalen Kandidaten in dem einen zweifelhaften Wahlkreis Münchens sicherte, ist in diesem Zusammenhange unbedeutend. Die Kirche hat nie geheuchelt, dass sie andere Nützlichkeiten als solche für sich selbst suche. Lehrreich aber ist die Feststellung, dass eine grosse Anzahl von Reichstagsitzen nur mit sozialdemokratischen Stimmen für das Zentrum gerettet werden konnte. — Nun besinne man sich auf das Walten des letzten, jetzt verabschiedeter Reichstags. Seine bedeutsamste Tat war die Annahme jener Steuergesetze, durch die die notwendigsten und populärsten Bedarfsmittel in ganz massloser Weise verteuert wurden, und die die Lebenshaltung der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volks in beängstigendem Masse verschlechterten. Diese Gesetze hätten ohne ein starkes Zentrum nicht zustande kommen können. Das starke Zentrum aber wäre — nach eigenem Geständnis — nicht vorhanden gewesen ohne die nachdrückliche Unterstützung der Sozialdemokraten, die ihre Stimmen bedingungslos den jetzt so gelästerten Volksfeinden zur Verfügung gestellt hatten. Jede ungezwungene Logik wird gestehen müssen, dass somit die unerträgliche Belastung des Volks durch die neuen Steuern auf die parteioffizielle Leitung vieler tausender sozialdemokratischer Wähler zurückzuführen ist. — Die zähnefleischende Wut der sozialdemokratischen Agitation, wie sie jetzt gegen die Klerikalen anknurrte, wird man also nicht allzu feierlich zu nehmen brauchen. Vielleicht gehen die Roten das nächste Mal mit den Blauen. Wundern soll man sich über gar nichts.

Freilich sind die armen Sozi bei den Wahlen besonders übel daran. Sympathisch sind sie mit ihrer unproduktiven Betulichkeit, mit ihrer anschmeisserischen Opposition und ihrer phrasenschwulstigen Alleswisserei niemandem, ausser den Kinderstuben-Politikern des „Berliner Tageblatts“. Man lässt sich schliesslich, wenn das Geschäft lohnend aussieht, von ihnen unter die Arme greifen. Nachher gibt man ihnen den Tritt. Während sich aber die soeben derart emporgehobenen bürgerlichen Gegner von der peinlichen Berührung den Rock abputzen, schreien die Sozialdemokraten schon durchs Land, dass sie die Starken seien, die auf die eigene Kraft angewiesen sind.

Nein, die Rolle, die die roten Herren im politischen Leben spielen, ist nicht beneidenswert. In der Theorie müssen sie immer noch so tun, als seien sie Sozialisten, Revolutionäre, denen die kapitalistische Gesellschaftsordnung ein Greuel ist, und deren Kampf ein konsequentes Sturmlaufen gegen Monarchie, Heer, Kapital und jegliche Ungleichheit und Unfreiheit darstellt. In der Praxis aber posaunen sie lauter als irgendwer anders das Recht auf die Wahlstimme, das Recht, sich in der bescheidenen Form, die (zumal der deutsche) Parlamentarismus erlaubt, an der Verwaltung des so arg befehdeten Staatswesens zu beteiligen. In der Praxis gilt ihnen das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht als letztes Ziel ihres revolutionären Strebens, und sie merken nicht, wie lächerlich sie selbst im Gesichtsfelde eines bürgerlichen Betrachters aussehen, da sie heute als höchste Sehnsucht eine Forderung aufstellen, die unter den Forderungen der nationalliberalen Revolutionäre von 1843 die untergeordnete Komponente eines grossen Programms war.

Die Teilnahme am Parlamentarismus war nicht immer der Inhalt aller sozialdemokratischer Aktion. Solange die Partei sozialistisch fühlte und in Wahrheit den Umsturz wollte, lehnte sie die Wählerei als Konzession an die kapitalistischen Staatseinrichtungen ab. Im Jahre 1860

warnte Wilhelm Liebknecht eindringlich vor diesem Schritt ins Lager der Feinde. Damals hob er auch die Konsequenzen hervor, die das Beharren auf den revolutionären Grundsätzen im parlamentarischen Leben zeitigen müsste. Damals kündigte er die Kompagnie Soldaten an, die eine unbequeme Parlamentsmehrheit zum Tempel hinausjagen würde: 40 Jahre, bevor Herr v. Oldenburg-Januschau den Leutnant und die zehn Mann an die kahle Wand des Reichstagsssaales malte. — Marx und Engels sprachen vom „parlamentarischen Kretinismus“, und erst 1890 entschloss sich die Partei, die „Jungen“, die immer noch nicht unters Stimmjoch wollten, aus ihren Reihen zu weisen.

Und gibt nicht die Entwicklung der Sozialdemokratie in diesen 42 Jahren parlamentarischer Betriebsamkeit den skeptischsten Befürchtungen recht? Was hat sie im Laufe dieser langen Jahrzehnte Positives erreicht, was einer Wandlung von kapitalistischem zu sozialistischem Gesellschaftsgefüge entfernt ähnlich sähe? Man muss beschämt gestehen: garnichts.

Und fragt man weiter, was infolge der sozialdemokratischen Parlamentstätigkeit auch nur innerhalb der geltenden Ordnung zugunsten des arbeitenden Volks Nennenswertes geschehen ist, so fällt die Antwort leider nicht viel günstiger aus. Die Herren selbst weisen ja bei so unangenehmen Erinnerungen gewöhnlich auf die herrliche Arbeiterschutzgesetzgebung hin. Aber es muss zu ihrer Ehre gesagt werden, dass sie damals noch, als diese Verhöhnung des Arbeiter-Elends ans Licht des Tages trat, dagegen stimmten, und wenn sie später, in heller Angst, bourgeoise Sympathieen zu verlieren, ihren Standpunkt revidierten, so verrieten sie damit den letzten Rest ihrer sozialistischen Gesinnung. Ich habe das im Anschluss an Gustav Landauers „Aufruf zum Sozialismus“ in diesen Blättern ausführlich expliziert (vgl. „Kain“ Heft 3.)

In der positiven Arbeit hat also der ganze mit ungeheurer Mühe, ungeheuren Kosten, ungeheurer Energie und ungeheurer Ausdauer konstruierte Apparat der proletarischen Parlamentspolitik versagt. Angeblich soll er sich aber sehr bewährt haben, wenn es galt, reaktionäre Beschlüsse der übrigen Parteien zu verhindern. Auch auf diese Behauptung darf man vernehmlich fragen: Was habt ihr verhindert? Wo habt ihr etwas verhindert? Wie habt ihr es verhindert?

Die grösste Mandatzahl hatten die Sozialdemokraten in der Legislaturperiode von 1903—1907. Sie verfügten damals zeitweilig über mehr als achtzig Sitze. In jener Zeit aber wurde Deutschland mit der Wiedereinführung hoher Schutzzölle beglückt, gegen die wütende Opposition, ja Obstruktion der 80 Revolutionäre, die übrigens ohne Mitwirkung der Liberalen (damals: Liberale Vereinigung) garnicht gewagt hätten zu obstruieren. Die Sozialdemokraten haben es mit all ihrem Krakehl nicht zu verhindern vermocht, dass Herr v. Tirpitz uns ein Flottengesetz nach dem andern bescherte. Das bürgerliche Gesetzbuch, das Vereinsgesetz, sämtliche Kolonialgesetze mit all ihren militärischen Folgerungen sind trotz ihres Widerspruchs in ihrer Anwesenheit beschlossen worden.

Man rede nicht von den paar Gesetzentwürfen, die von der Regierung eingebracht und vom Reichstage abgelehnt wurden. Die „Zuchthausvorlage“, das „Umsturzgesetz“ waren Totgeburten, weil die geschäftskundigen Bürger, die im Reichstage sitzen, viel zu intelligent sind, um sich nach den Erfahrungen mit dem Sozialistengesetz noch in solche Wespenneste zu setzen. Hätten die bürgerlichen Mittelparteien diese Gesetze gewollt, dann hätten die Sozi sich auf den Kopf stellen und mit den Beinen strampeln können — sie hätten sie gekriegt.

Im Parlament geht es eben demokratisch zu: die Mehrheit hat recht, die Minderheit hat unrecht. Die Sozialdemokraten sollten die Letzten sein, die das bemän-

gelten. Sie verkünden ja dies Prinzip als unübertreffliche Gerechtigkeit. Ihr ganzes Streben bei den Wahlen selbst geht ja dahin, durch eine zuverlässige Geometrie der Wahlkreise die absolute Majorität wirklich auszumitteln, um die Minderheit damit knebeln zu können. Gewiss ist das Streben nach gleicher Wahlkreiseinteilung berechtigt, wenn man überhaupt das parlamentarische Prinzip will. Aber dieses parlamentarische Prinzip selbst, scheint mir, ist eine Absurdität, ein Humbug, ein Prinzip der Ungerechtigkeit.

Zunächst: die übergrosse Mehrheit der Menschen ist vom Wählen eo ipso ausgeschlossen. Die gesamte Hälfte der Menschheit, die nicht Hosen sondern Röcke trägt, gilt in unsern erfreulichen Zeitläuften als geistig unterbegabt. Jeder Dorfküster hat infolgedessen grössere Rechte als etwa einer Madame Curie, einer Duse oder Ebner-Eschenbach zugebilligt werden könnten. Es ist zu dumm, als dass man es tragisch nehmen sollte. — Aber gleichzeitig sind hunderttausend Soldaten, und alle die vielen ausgeschlossen, die grade in Gefängnissen und Zuchthäusern sitzen, und sogar alle solche, die dem Staate als Arme „zur Last fallen“. Gewiss: hier möchten die Sozialdemokraten manches ändern (die Liberalen übrigens auch). Aber sie können es nicht ändern, und änderten sie es, so wäre auch weiter nichts erreicht, als dass dem Parlamentarismus eine Spur von dem sittlich Widerwärtigen genommen würde, das ihm anhaftet.

Die Ungerechtigkeit bleibt auch bei Zulassung der Frauen, Soldaten, Armen und Gefangenen und selbst bei Einführung des konsequentesten Proportionalwahlsystems bestehen, dass sich unter die Mehrheitsbeschlüsse eines Parlaments jede Minderheit zu beugen hat, die sich dadurch vergewaltigt fühlt. Die Ungerechtigkeit vor allem ist unerträglich, dass von einer; Zentralstelle aus durch Schacher und Kompromisse aller Art Gesetze ausgebrütet werden, die zugleich für alle Menschen eines grossen

Landes Geltung haben, deren Bedürfnisse und Ansprüche auf ganz verschiedenen geographischen und Charakter-Grundlagen beruhen. Ein Parlament kann nur dann nützlich wirken, wenn es ausschliesslich ein Institut zur Aussprache und Verständigung im Einzelfalle gleichmässig interessierter Menschen wird, ein Institut also, zu dem jede Meinung ihre Vertreter mit imperativem Mandat entsenden und an dem jeder Einzelne auch persönlich mitwirken kann. Es ist klar, dass solche gemeinsamen Interessen immer nur zwischen Menschen bestehen können, die entweder durch eine sittliche Idee oder aber durch praktische, sich aus räumlicher Narbarschaft ergebende Notwendigkeiten mit einander verbunden sind. Entstaatlichung der Gesellschaft, Dezentralisation ist also anzustreben, um einen Zustand zu erhalten, in dem die Menschen Beratungen pflegen können, ohne einander die Luft abzuschnüren zu brauchen.

Es mag noch ein Einwand erledigt werden, mit dem man die Beteiligung am Parlamentarismus häufig verteidigen hört. Das ist das Bedürfnis prominenter Persönlichkeiten, sich von Tribünen mit weiter Akustik reden zu hören. Nun zeigt aber ein Blick in die Sitzungssäle deutscher Parlamente, dass die Redepulte dieser Anstalten gemeinhin von allen eher als von überragenden Persönlichkeiten bestiegen werden. Das liegt zum einen Teil an der Einflusslosigkeit des Parlaments auf die Geschicke der Völker, zum andern Teil am Reinlichkeitsbedürfnis beträchtlicher Leute, die wissen, dass sie Einfluss nur gewinnen können, wenn sie sowohl ihren Charakter wie ihre Intelligenz zu Konzessionen bereit halten. In Wirklichkeit ist aber auch garnicht einzusehen, wieso denn ein Reichstagsabgeordneter etwa freier aus sich herausreden könnte als ein Volksredner oder Publizist, der ehrliche eigene Ansichten zu vertreten hat. Wer gehört werden will, der wird sich auf die Dauer Gehör verschaffen, und wenn selbst der willenslosen Menge von ihren

journalistischen Seelsorgern das dickste Totschweigewachs in die Ohren geträufelt wird.

Das Wort aber, das ans Volk direkt gerichtet wird, hat allemal stärkere Wirkungen auf die Ereignisse als das, das unter taktischen Verschnörkelungen auf dem Umweg über Parlamentsstenogramme zu ihm gelangt. Denn der Bürger hat sich ja mit der Wahl eines Vertreters der eigenen Aktionsbereitschaft begeben und verzichtet von vornherein darauf, aus dem, was er aus dem Sitzungssaal vernimmt, andere Schlüsse zu ziehen, als solche, die sich auf die Auswahl des in fünf Jahren zu entsendenden Vertreters erstrecken. Der Appell ans Volk selbst aber kann unmittelbares Eingreifen in die Geschichte eines Landes bewirken. Noch ein Beispiel aus der Praxis der Sozialdemokratie.

In den romanischen Ländern hat man mit der Anwendung umfassender Streikaktionen sehr gute Erfahrungen gemacht, wenn man damit politischen Unzuträglichkeiten begegnen wollte. In Deutschland wurde dieses Mittel der direkten Massenaktionen von den Anarchisten und Syndikalisten solange propagiert, bis es in Arbeiterkreisen Anklang fand und die sozialdemokratische Partei sich um den peinlichen Gegenstand nicht länger herumdrücken konnte. Vor einigen Jahren kam die Sache auf einem Parteitage zur Sprache und man entschloss sich, den politischen Massenstreik als Kampfmittel in das Waffenarsenal der Arbeiterschaft einzustellen. Um aber nicht den alten Aberglauben von der allein seligmachenden Wählerei zu erschüttern, erklärte man, der politische Massenstreik solle nur angewandt werden, wenn es gelte, ein gefährdetes Wahlrecht zu verteidigen oder in Ländern mit unfreiem Wahlrecht ein freieres zu erzwingen. Man gab also zu, dass das Volk selbst, wenn es Forderungen durchsetzen wolle, die mit dem Parlamentarismus nicht zu erzwingen sind, über das stärkere Mittel verfüge. Man reservierte aber das stärkere Mittel zu dem ein-

zigen Zweck, das schwächere Mittel zu schützen. Wie konsequent die Herren Sozialdemokraten diesen Standpunkt wahren, beweist ihr Verhalten den Anregungen gegenüber, einer Kriegsgefahr mit dem Massenstreik zu begegnen. Sie könnten sich dadurch — das haben sie selbst zugegeben — ihre Position im parlamentarischen Schachergeschäft erschweren.

Man überlege einmal: Wenn alle die unzähligen Millionen, die im Laufe von vier Jahrzehnten für die Agitation zu den Wahlen verausgabt wurden, benutzt wären, um revolutionäre Genossenschaften zu beleben, wenn alle zum Stimmenfang verbrauchte Arbeitskraft in produktiver Arbeit tätig gewesen wäre, um den eigenen Unterhalt unabhängig von der kapitalistischen Ausbeutung zu beschaffen, wenn also alle Propaganda der Vorbereitung des Volkes zur Uebernahme der Produktionsmittel in eigene Regie gedient hätte — zweifelt jemand, dass unser gesellschaftliches Sein ein sehr anderes, ein sehr viel erfreulicheres Bild böte als heute? Aber die Masse wird von ihren streberischen Führern geflissentlich in Untätigkeit gehalten. Ueberall wird ihr der Wille der „Vertreter“ aufoktroiert, und mit dem Humbug der Wählerei wird ihr vorgespiegelt, dass sie selbst die Herrin ihrer Geschicke sei.

Ob und wen alle diejenigen wählen, die im Prinzip mit der geltenden Staatsordnung einverstanden sind, scheint mir sehr wenig belangvoll. Jedes Parlament, ob seine Mehrheit links oder rechts vom Präsidenten sitzt, ist seiner Natur nach konservativ. Denn es muss den bestehenden Staat wollen — oder abtreten. Es kann nichts beschliessen, was den Bestand der heutigen Gesellschaft gefährdet, also auch nichts, was denen, die unter der geltenden Ordnung leiden, nützt. Die Entscheidung für diesen oder für jenen Kandidaten ist nicht die Frage des Stichwahltages. Die Frage heisst: Soll ich überhaupt wählen oder tue ich besser, zu Hause zu

bleiben? Ueberlege jeder, dass er mit jedem Schritte, den er zum Wahllokal lenkt, sich öffentlich zur Erhaltung des kapitalistischen Staatssystems bekennt. Frage er sich vorher, ob er das tun will. Wer aber denen glaubt, die vorgeben, durch Ansammlung von möglichst vielen Stimmen, mögen sie gehören, wem sie wollen, die Fähigkeit zu erlangen, in parlamentarischer Diskussion sozialistische Ansprüche zu ertragen, dem sei erklärt: solche Behauptung ist blanker Schwindel.

Bemerkungen.

Oaha. Frank Wedekinds „Oaha“, das früher schlicht „Schauspiel“ hiess, führt jetzt den Untertitel „Satire der Satire“. Der Ausdruck ist nicht besonders glücklich. Man wünscht nicht, schon in der Ueberschrift eines Werkes den Kommentar des Dichters zu finden. Die auch sprachlich misslungene Wendung („Satire auf die Satire“ wäre besser gewesen) wird aber als kulturhistorisches Zeugnis zeitgenössischen Banausengeistes die Kümmerlichkeit derer überdauern, die Wedekind zu der Konzession an den guten Geschmack der Polizei genötigt haben. „Oaha“ ist keineswegs, wie das Kausen⁾ log, ein „Bordellstück“, sondern es behandelt in sehr amüsanten Weise die Entthronung eines Witzblattverlegers durch seine Satiriker. Der Dichter benutzt zum Teil gewisse allgemein bekannte Tatsachen, die sich vor einigen Jahren in den Redaktionsräumen des bekanntesten, schärfsten und künstlerisch feinsten satirischen Blattes zutragen. Nun kann man der Ansicht sein, dass die tatsächlichen Unterlagen einer Dichtung keinen Menschen etwas angehen (man lese, was Thomas Mann in seiner ausgezeichneten Broschüre „Bilse und ich“ über diesen Gegenstand geschrieben hat). Die Münchener Polizei ist jedoch nicht dieser Ansicht. Mit dem ihr eigenen Scharfsinn fand sie heraus, dass mit den Personen des Wedekindschen Schauspiels bestimmte Personen gemeint sein müssten, deren Namen mit jener

⁾ Ich bin nach meinem Artikel „Der Kausen“ von sehr vielen Seiten darauf aufmerksam gemacht worden, dass der Herausgeber der Zotenanthologie „Die allgemeine Rundschau“ schon von dem verstorbenen Begründer des „Bayerischen Vaterlands“, Dr. Sigl, konsequent „das Kausen“ genannt wurde. Da durch den sächlichen Artikel die Eigenschaft des Mannes als sittliche Einrichtung deutlicher zur Geltung kommt, als durch den männlichen, soll hier fortan die Siglsche Tradition zu Ehren kommen. Dr. Armin Kausen und Otto v. Erlbach (der Thamerus behauptete neulich eine besondere Identität zu haben) werden hier also von jetzt ab „das Kausen“ heissen.

satirischen Zeitschrift in Zusammenhang zu bringen sind, und da ihr Scharfsinn zu der Erkenntnis nicht ausreichte, dass die Figur in einem Kunstwerk immer eine andere ist, als das lebendige Modell, so erklärte sie „Oaha“ für ein „Schlüsselstück“ und verbot es. Die Mitarbeiter des aggressivsten deutschen Witzblattes, das die Polizei schon oft sehr empfindlich geärgert hat, und an dem sich die Polizei durch zahllose Konfiskationen rächte, befinden sich jetzt also in der peinlichen Lage, durchaus gegen ihren Willen von einer betriebsamen Polizeibehörde gegen angebliche Verhöhnungen geschützt zu werden. Die Henne, die aus Angst, es könnte ein Blitz dreinschlagen, mit schirmenden Fittichen um einen Fuchsbau gackert: dieses Bild bietet gegenwärtig die von einem nachgerade berühmigten Zensurbeirat bediente Münchener Polizei.

Der liebe Zensurbeirat. Das ist eine verflucht gescheite Einrichtung. Lauter von der Polizei ausgesuchte Herren, die unter absoluter Sicherung des Beichtgeheimnisses, dem Polizeiassessor (der neuerdings Roth heisst) Winke geben, wie der Geist mit dem Säbel bevormundet werden kann. Die Polizei war sehr sorgfältig bei der Auswahl der Herren. Sie hat dafür gesorgt, dass sie stets eine Majorität hat, mit der sich im Geiste der Weinstrasse arbeiten lässt. Hat sie diese Majorität aber einmal nicht, so hat sie sich immerhin vorbehalten, auch selbständig und unter Ausschaltung des Zensurbeirats zu entscheiden. Ein paar freiheitlichere Renommier-Zensoren hat sie sich weislich ebenfalls engagiert. Da kein Mensch erfährt, welches Urteil der Einzelne abgegeben hat, sieht ein geachteter Name in der Liste der Zensurbeiräte immer hübsch aus.

Einer von ihnen hat jetzt endlich der Polizei sein Ehrenamt hingeschmissen: Dr. Max Halbe, dessen prinzipielle Abneigung gegen Polizeieinmischungen in geistige Angelegenheiten schon lange bekannt war. Er hat wohl eingesehen, dass in Gemeinschaft mit der Polizei in freiheitlichem Sinne nicht zu wirken ist, und dass sein guter Name nur als Aushängeschild für die Loyalität der Behörde dienen sollte. Dass Halbes Beispiel bisher ohne Nachahmung geblieben ist, lässt in die Psychen der übrigen Zensurbeiräte tief hineinblicken. Einer von ihnen heisst Dr. Georg Kerschensteiner und ist Stadtschulrat und Reichstagskandidat der liberalen Partei Münchens. In dem Wahlaufauf, in dem der liberale Herr so freundlich war, um meine Stimme zu werben, versichert er, dass er sich der „sorgenvollen Erwägung“ nicht entziehe, „dass das Deutsche Reich als Weltmacht nur kraftvoll und in eiserner Wehr zu Wasser und zu Lande seine . . . Interessen als nationaler Machtfaktor wahren kann.“ Bravo, Herr Dr. Kerschensteiner ! Das nenne ich mir ein liberales Manneswort. Nun aber gestatten Sie mir, da ich ja doch wahlberechtigter Anwohner Ihres Wahlkreises bin, die Anfrage: Erkennen Sie der

Polizei das Recht zu, dichterische Werke durch ihren Machtspruch der öffentlichen Wirkung zu entziehen? Haben Sie als liberales Mitglied des Zensurbeirates jemals für die Unterdrückung eines Theaterstücks gestimmt? Waren Sie für oder gegen die Zulassung der annoch von der Zensur verbotenen Werke Frank Wedekinds? Von welchen Gesichtspunkten lassen Sie sich bei Ihrem Urteil über künstlerische Dinge leiten? Da Sie verkünden: München soll eine liberale Stadt sein und bleiben! werden Sie gewiss bereit sein, diese Fragen in liberaler Weise zu beantworten. Der „Kain“ stellt Ihren Darlegungen den Raum gern zur Verfügung.

Die Speisung der Armen. Die Fürsorge für die Armen und Elenden, wie sie in unseren Zeiten zutage tritt, wird leider von denen, für die sie geübt wird, gar nicht genügend anerkannt. Der Hungernde findet immer noch zum Amtsvorstand, der ihm eine Suppenmarke gibt, für den Frierenden sammelt man in Krippen die abgelegte Kleidung der Reicheren, und selbst den Obdachlosen nimmt mit Frau und Kind ein staatlich unterhaltenes warmes Asyl auf. Zu Tausenden hocken sie da beieinander und harren der Suppe, die ihnen am Abend aufgetragen wird, und der Stunde, wo sie sich — hundert Personen in einem Saal — zur Ruhe niederlegen dürfen. Das Traurige aber ist, dass diese Leute begehrlieh sind und noch immer nicht zufrieden mit all den Wohltaten, die ihnen erwiesen werden. Nicht einmal sparsam sind sie. Haben sie wirklich ein paar erbettelte oder gestohlene Kupferpfennige in der Tasche, so heben sie das Geld nicht etwa auf, bis es genug ist, um damit zur Sparkasse zu gehen. Nein, — sie kaufen sich dafür Schnaps, saufen sich daran voll und wundern sich nachher, dass sie in Schmutz und Jammer leben. Sogar an der guten Suppe haben sie nicht genug. Sie wollen noch etwas Besonderes und überfressen sich an allerlei Esswaren, die spekulative Geister in den Asylen feilhalten. Es ist schon arg: alle Mühe geben sich edeldenkende Menschen mit diesem Gesindel — und zum Dank für alle Aufopferung schlingen die Leute fauliges und giftiges Zeug in sich hinein und krepieren scharenweise, wie zur Verhöhnung derer, die es gut mit ihnen meinten. Die aber haben Böses mit Gutem vergolten. Sie haben am Massengrabe der leichtfertigen Vergifteten nicht danach gefragt, ob die Flepse des Toten den Namen eines oft bestraften Diebes oder Zuhälters aufwies; sie haben sich gesagt; im Tode sind alle Menschen gleich, und haben den Zylinder in der Hand gedreht und das Bedauern der gesamten Oeffentlichkeit in die Falten ihrer Mienen gelegt. Strafen und um ihrer Verkommenheit willen verabscheuen kann man die Ueberlebenden. Den Eingegangenen tropft eine christliche Träne nach.

In der Reichshauptstadt war man sehr eifrig, um festzustellen, von welchem Gift das Weihnachtsmahl der Asylisten in der Fröbelstrasse gewürzt war. Die Aerzte meinten, es müssten verfaulte Bücklinge gewesen sein; die Polizei stellte fest, dass es statt Schnaps Methylalkohol gegeben habe. Da die Aerzteschaft um der Unfehlbarkeit ihrer Wissenschaft willen, die Polizei wegen der Autorität nicht nachgeben konnte, einigte man sich dahin, dass sowohl ver-

faulte Bücklinge als auch Methylalkohol als Todesursache anzusehen seien, und es wird dafür gesorgt werden, dass allzu billige Speisen und Getränke fürderhin keinen Eingang mehr in die Herbergen der Obdachlosen finden sollen. Denen, die bisher wählen konnten, ob sie an Hunger oder an Gift sterben wollen, soll die zweite Möglichkeit fortan aus sozialen und hygienischen Gründen verwehrt werden.

Die „Münchener Post“, sozialdemokratisches Spezialorgan für Entlarvung nichtsozialdemokratischer Geschlechtlichkeit, besitzt die bodenlose Unverfrorenheit, bei der vorgeschriebenen Beweinung der Opfer der Fröbelstrasse „die Aermsten und Elendesten“ mit sozialgefühltem Schmalz zu beträufeln. Seht doch die biedereren Ratgeber auf dem Kleinkapitalmarkt! Seht doch die sauberen Buchmacher auf dem Rennplatz der Tarifmeier! Seht die Heuchler und Pharisäer! Sie entdecken ihr frommes Herz — vierzehn Tage vor den Reichstagswahlen. Wartet, Burschen! Ich möchte euerm Gedächtnis aufhelfen, damit nicht ihr noch sonst jemand denke, euer menschenfreundliches Gegreine sei Natur, damit vor allen die „Aermsten und Elendesten“, die ihr jetzt für eure Parteipläne braucht, wissen, was für Freunde sie an euch haben.

Es ist etwas über ein Jahr her, da hielt der Reichstagsabgeordnete Dr. Ludwig Frank im Münchener Kindkeller einen öffentlichen Vortrag über die politische Lage in Deutschland. Ich beschloss, in der Diskussion zu sprechen und schrieb an Herrn Dr. Frank, den ich seit Jahren persönlich kenne, einen Brief, in dem ich ihn bat, er möchte dafür sorgen, dass ich diesmal von dem Recht der freien Meinungsäußerung ungefährdet Gebrauch machen könnte. Ich hatte es nämlich schon mehrfach erbeten, dass die demokratischen Herren, wenn ich reden wollte, ihre folgsame Herde unter den schamlosesten Verleumdungen auf mich gehetzt hatten, und es gibt in München Tausende Personen, die gesehen haben, wie ich unter der Anstachelung durch die „Führer“ in sozialdemokratischen Versammlungen tätlich insultiert wurde und buchstäblich in Lebensgefahr geriet. Warum? Weil ich es unternahm, mich vor diesen „Sozialisten“ für die gleichen „Aermsten und Elendesten“ einzusetzen, die jetzt der treuen Fürsorge und Sympathie der „Münchener Post“ versichert werden. In jener Frank-Versammlung gab der Vorsitzende, der hier schon erwähnte Schuster Knieriem, das mit der plumpsten Ehrlichkeit zu. Als ich mich nämlich zum Wort gemeldet hatte — es war vorher erklärt worden, dass nach alter demokratischer Gepflogenheit jeder Gegner frei heraus sprechen dürfe — verkündete der Herr: „Zum Wort gemeldet hat sich nur der Ihnen ja sattsam bekannte Schriftsteller Mühsam. Das ist der Hauptbeteiligte aus dem Sollerprozess. Ich glaube, in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich einem solchen Menschen das Wort verweigere.“ — Der „Sollerprozess“ war gegen mich und einige meiner Freunde geführt worden, weil wir uns der Gäste, die in der Münchener Elenden-Kneipe, dem „Soller“, verkehrten, angenommen hatten und bemüht waren, ihnen durch Zuführung sozialistischer Ideen ihr klägliches Los erträglicher zu machen. Wir wurden von den bürgerlichen Richtern, die über uns judizierten, freigesprochen, die Münchener Sozialdemokraten aber erkannten uns wegen der Beteiligung an diesem politischen Prozess die politischen Ehrenrechte ab, und

Herr Abgeordneter Dr. Frank, seit langen Jahren mein persönlicher Bekannter, hörte das mit an und schien einverstanden.

Die „Münchener Post“ ist nur eine bescheidene Beule am Pestkörper der sozialdemokratischen Partei. Sie hat aber den Vorzug, öfter als irgend ein anderes Geschwür ihre heuchlerische Verlogenheit zu demonstrieren. — Die „Aermsten und Elendesten“ haben den Eiter schon wiederholt fließen sehen. Sie halten ihn schon lange nicht mehr für Tränen der Nächstenliebe. Sie spucken aus und gehen ihrer Wege.

Der Lustmörder. Der Zimmermaler Anton Speckner ist in Bayerischzell verhaftet worden und hat eingestanden, die elfjährige Frieda Pracher im sexuellen Rausch umgebracht zu haben. Er will der Kleinen, um sie am Schreien zu verhindern, den Mund zugehalten haben, wobei sie erstickt sei. In der Tat wurde ja als Todesursache Erstickung festgestellt. Es handelt sich also strafrechtlich, wie es scheint, um Verführung eines Kindes in idealer Konkurrenz mit fahrlässiger Tötung. Das sei in aller Nüchternheit vermerkt, ehe das Rachegezer der Presse gegen den „Lustmörder“ diejenigen suggeriert, die als Geschworene über Speckner zu Gericht zu sitzen haben.

Man beruhige sich. Ich finde die Tat des Mannes keineswegs schön. Ich will diese Tat auch nicht verteidigen, wohl aber den Mann, der sie beging. Speckner hatte vor wenigen Wochen das Zuchthaus verlassen, in dem er vier Jahre zugebracht hat. Er ist 25 Jahre alt. Männiglich weiss, dass der Strafvollzug in Gefängnissen und Zuchthäusern gänzliche Geschlechtsenthaltbarkeit in sich schliesst. Speckner war also vom 21ten bis zum 25ten Lebensjahr zwangsweise von jedem Verkehr mit Frauen abgesperrt. Dass eine derartige Tortur die Geschlechtsnerven in fürchterlicher Weise martern muss, liegt auf der Hand, und es ist sehr begreiflich, dass ein nach langer Zeit aus der Gefangenschaft befreiter Mensch hemmungs- und willenlos seinen entfesselten Trieben folgt. Es sei dem Verteidiger des unglücklichen Mörders dringend nahe gelegt, den Geschworenen aufzuzeigen, wie leicht die Sittlichkeit, die in den Gefängnissen die Naturbedürfnisse der Menschen hungern lässt, allein verantwortlich wird für kriminelle Unsittlichkeiten. Die Verweigerung der Geschlechtsbetätigung in den Strafanstalten gehört zu den brutalsten Begleiterscheinungen des herrschenden Systems. Anton Speckner ist ein Opfer dieser unsinnigen Grausamkeit. Er ist unseres Mitleids nicht weniger wert als die arme kleine Frieda Pracher.

Wegen Raummangel musste das Tagebuch aus dem Gefängnis auch in dieser Nummer ausfallen.

Notizen.

Ich werde um Abdruck folgender Mitteilung ersucht:

Ein Fachschriftsteller-Kongress findet am 17. und 18. Mai in Berlin statt. Derselbe wird von dem soeben gegründeten Fachschriftsteller-Verbände veranstaltet. Mitgliederverzeichnisse, Bedingungen usw. versendet der Allgemeine Schriftstellerverein, Berlin W. Goltzstr. 23, unentgeltlich.

Der „Kain“ wird in Zukunft nicht mehr an einem bestimmten Tage erscheinen, da es dem Herausgeber lieber ist, seine Zeit nach Stimmung und Bequemlichkeit einzurichten. Das Blatt soll nach Möglichkeit in der ersten Hälfte jedes Monats fertiggestellt werden. Die Abonnenten werden aber gebeten, bei kurzen Verzögerungen nicht ungeduldig zu werden. E. M.

Preßrelationsbureau „hanfa“
Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23 ◆ holsteiner Ufer 7 ◆
Inh.: Jng. M. Krause
liefert alle Nachrichten über
Kunst, Literatur, Wissenschaft
schnell — vollständig — preiswert.

Akademisch und literarisch gebildete Lektoren.
Vorzügliche Organisation!

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

An

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

.....
*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang I.

No. 11.

Februar 1912

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Fasching-. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen. — Georg Heym. — Vom politischen Kasperltheater. — Abel. — München-Schilda.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Wiederholt machen wir auf den im Kain-
Verlag erschienenen

Kain-Kalender

:: für das Jahr 1912 ::

herausgegeben von ERICH MÜHSAM

aufmerksam.



Die in Wien erscheinende Zeitschrift „Wohlstand für Alle“ schreibt: Ein wunderhübsches Neujahrs Geschenk bereitet uns der Dichter, unser Kamerad Mühsam, mit diesem Kalender eines Geächteten, der das Kainszeichen einer freien, edlen Gesinnung trägt.

Der gediegene Inhalt umfasst ein Kalendarium, Aufsätze und Gedichte über Tolstois Tod, Anarchie, Schwüle Nacht, Die Freivermählten, Fleischeslust, Thekla, Volksfestspiele, Versuch einer Reformation der Sprichwörter, Golgatha, Carmen; mit dem schneidenden Gedicht „Im Bruch“ findet das reichhaltige Büchlein sein Ende,

Ein Bildnis des Dichters schmückt das Bändchen und macht es dadurch vielen Geistesfreunden seiner Poesie umso wertvoller.

Der Preis von K 1.20 (M 1.—) ist so gering! für den poetischen Inhalt und die gediegene Ausstattung des Werkchens, dass wir dessen Anschaffung allen Kämpfern für freie Geisteskultur wärmstens empfehlen können.

Jahrgang I
No.

11.

München,
Februar 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Fasching.

Die Menschen sind die merkwürdigsten Leute unter der Sonne. Sie turnen in ungeheurer Geschäftigkeit umeinander her, weil einer dem andern das bischen Futter nicht gönnt, und weil jeder glaubt, sein Lebensglück hänge davon ab, ob er das Sechsfache statt nur das Doppelte von dem besitzt, was er zum Dasein braucht. Man drängt und schubst sich ja nicht, um einen Platz am gewaltigen Futternapf der Natur zu erwischen — Malthusianer gibt es seit langer Zeit nur noch unter den Professoren der zünftigen Nationalökonomie und in den Redaktionen liberaler Börsenblätter —, denn wenn man nur in friedlicher Ordnung heranträte, könnten alle weit mehr als sie begehren aus dem Vorrat bekommen, nein: ein Klüngel Begnadeter mit robustem Stammbaum tanzt wie besessen um den Futternapf herum, stösst sich mit den Ellenbogen gegenseitig in die Rippen und schleudert Fäuste und Füße jedem gegen den Leib, der auch für sich und seine Kinder etwas abhaben möchte. Wollte eine gesittete und in vernünftiger Gemeinschaft wirkende Gesellschaft eine groteske Karnevalsmaskerade aufführen, sie

brauchte nur einen Staat mit den Ausdrucksformen peiner Klasseneinteilung in verständlichen Symbolen darzustellen. Die Bewohner Utopiens würden sich schiefklaffen.

Dass es Gegenwart gibt, dass der Tag und die Stunde ein Recht auf Fröhlichkeit, Unbesorgtheit, Versunkenheit hat, haben die Meisten in der rasenden Balgerei um ein Phantom, das ihnen zukünftiges Heil scheint, vergessen. Sie wollen sammeln und häufen, und was sie sammeln und häufen sind dürftige Tagewerte, sind Papiere, Geld, Besitztum, die ein Brand, ein Erdbeben, ein Krieg, eine Revolution von heute auf morgen zerstören können. An die Verwertung seiner Schätze zur eigenen Freude denkt keiner mehr, keiner schürft auch nur zusammen, um die Macht, die der Besitz verleiht, von Person zu Person auszuüben, — das Raffén und Türmen, das Spekulieren und Hasten ist Selbstzweck geworden, und die Menschen wüthen gegeneinander in einem blinden Taumel, in dem keiner mehr sich auf sich selbst besinnt.

Alles Persönliche, Eigene, Individuelle erstickt im Qualm trüber Geschäftserwägungen, jedes besondere Bedürfnis nach wesensadäquater Betätigung, nach Betonung singulärer Eigenschaften wird unter der Zwangsvorstellung praktischer Notwendigkeiten erwürgt, und der Verkehr der Menschen untereinander, ihre Verständigung und Geselligkeit wird in einem Masse diszipliniert, parographiert und uniformiert, dass keine Unterscheidung des Sinns und der Art mehr möglich bleibt.

Ein Hexensabbath der Unvernunft, ein satanischer Fasching abstruser Verworrenheit — das ist die Zivilisation der Gegenwart, und am Satanischsten, weil jeder sich müht, die gleiche Maske zu tragen, wie der Nachbar, sein manisches Irresein depressiv scheinen zu lassen, und weil deshalb die Tollheit und der Wahn nicht einmal bunt und aufgeregt aussieht, sondern trostlos eintönig und langweilig.

Ein einziges Mal im Jahre nur, wenige kurze Wochen hindurch, kommen die Menschen da, wo sich noch etwas vorlutherischer Geist erhalten hat, zur Besinnung und Freude. Es ist, als ob im Karneval die Einsicht über sie käme, dass all ihr alltägliches Gehaben grauenvoll alberner Mummenschanz ist, und als ob das verschüttete Gefühl der selbständigen Wesenheit jedes Einzelnen einmal wenigstens sich emporwühlen müsse, um tief Atem zu holen und dann wieder, am Aschermittwoch, zurückzusinken in den Alpdruckschlaf der unwahrscheinlichen Wirklichkeit.

Dieselben Leute, die sonst nicht weit genug abrücken können von denen, die in Kleidung, Haartracht oder Benehmen von den üblichen Konventionen abweichen, oder sich gar zu einer Weltanschauung bekennen, die von den demokratischen Vorschriften im Kern unterschieden ist, — diese selben Leute kleiden sich plötzlich in bunte Lappen, putzen sich so originell zurecht wie es ihnen nur möglich ist, und bewegen sich ungezwungen, lebendig, herzlich unter den gleichfalls verkleideten Nebenmenschen. Sie empfinden mit einem Male, dass sie, je singulärer ihre Erscheinung in der Menge wirkt, den übrigen Larven umso enger verbunden sind, und sie finden die ihnen im gewöhnlichen Leben ganz fremde Freiheit, übermütig zu sein, die Zwangsformen der Geschäftlichkeit beiseite zu schieben und öffentlich vor aller Augen menschliche Regungen einzugestehen.

Die Behörden selbst müssen die überall aufgepflanzten Verbotspfähle zurückstecken, um der Ausgelassenheit freiere Bahn zu schaffen, und wo sie es nicht tun, wo verknöchertem Beamteneifer mit Polizeistunden und Sittlichkeitsverordnungen auch noch im Getriebe der Faschingsfröhlichkeit herumfuhrwerkt, da hört man von den bravsten Bürgern kräftige Verwünschungen und erfrischende Bekenntnisse zu anarchischen Lebensformen. Sie vergessen, dass sie das ganze Jahr vor dem Fasching die

Beaufsichtigung durch den Schutzmann selbst gewünscht haben, dass sie sie das ganze Jahr nach dem Fasching wieder wünschen werden, und dass sie willig Steuern gezahlt haben für die Besoldung der Nüchternheit, die, verkörpert in Paragraphendrechslern, die vielleicht selbst ganz gern mit den andern trinken, tanzen und küssen möchten, auch in dem kurzen Zeitraum der pflichtentbundenen Freude mechanisch weiterfunktioniert.

Es ist verzweifelt schade, dass von dem Geiste des Karnevals, der recht eigentlich der Geist der Rebellion ist, so gar keine Spur über den Faschingdienstag hinaus gerettet werden kann. Nachher wird die Rechnerei und Schacherei und all das verrückte Getue wieder losgehen. Aber dass es überhaupt eine Zeit gibt, in der die Vernunft der Lust stärker ist als der Unverstand der Pein, das ist Grund genug für den, der neue Unterlagen einer menschlichen Gemeinschaft sucht, beglückt zu sein und mitzutun. Nichtig ist alles Leben, und eitel sind seine Freuden, sagen die Kirchenväter. Schön, aber trotzdem und gerade darum lasst uns ja! sagen zu diesen Freuden und zu aller Farbe und zu aller Glut!

Demaskiert euer besseres Selbst, indem ihr euch in Masken und Narrenkleider hüllt! Seid keine moralischen Asketen, sondern unbefangene Geniesser! Knausert nicht mit eurem Geld, sondern schmeisst einmal mit vollen Händen hinaus von dem, was übrig ist! — Früh genug müsst ihr die Larven von den Gesichtern nehmen und wieder vor euere Seelen binden. Ein ganzes Jahr Aschermittwoch steht wieder vor der Tür, da werdet ihr weisen Harlekine wieder stumpfe Bürger, und unter der Musik misstönigen Maschinengerassels beginnt von neuem die Trauermaskerade des Alltags.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Ich zog auch mein Geschirr aus dem „Leibstuhl“, wobei ich wahrnahm, dass bei dieser Einrichtung alles so sinnreich ineinandergefügt war, dass man nicht nur bequem den Deckel oben durch das Sitzloch heben, sondern auch unten das Gefäss mitsamt dem Deckel unter dem Sitzbrett wegziehen konnte, was zwei Knöpfe an den Seiten des Troges sehr erleichterten. Ich folgte also mit meinem Kübel den Schritten der übrigen. Gleich um die Ecke herum war das Ziel, ein grosser Raum, nicht unähnlich einer Waschküche, nur dass an Stelle des Herdes, auf dem die Waschfrauen ihr heisses Laugenwasser präparieren, ein gewaltiger Lokus stand, eine „latrina“, ebenso umfänglich und ebenso nur zum Sichdraufstellen geeignet, wie die in Italien üblichen derartigen Anstalten. In den offenen Rachen dieser Baulichkeit goss einer nach dem andern das, was aus den ewigen Suppen, die hier als Nahrung dienen, geworden war. Der entleerte Steintopf wurde alsdann in das riesige schwärzliche Bassin einer Wasserleitung gestellt und mit einer schmierigen Klosetbürste unter dem Strom des nach allen Seiten spritzenden Leitungswassers von den Resten, die an seine Bestimmung gemahnten, gesäubert. Ich unterzog mich der Aufgabe dieser Reinigung mutig und gefasst, war aber doch froh, als alles wieder an Ort und Stelle stand. Die Waschsüssel, als deren Gestell der Klapp Tisch hatte dienen müssen, und den Trinkbecher, aus dem ich mir den Mund gespült hatte, goss ich gleich rechts neben meiner Zelle in eine Wasserleitung aus, wie ich es von den andern sah, und versäumte nicht, mir bei dieser Gelegenheit noch einmal gründlich die Hände zu waschen. Aber ich beging den Fehler, auch den steif gewordenen Rest meiner Kartoffelsuppe in die Wasserleitung zu giessen, was das Abfließen des Wassers sehr erschwerte. Ein junger Gefangener, der meine Nachbarzelle bewohnte und wegen Unterschlagung seiner Aburteilung entgegenseht, orientierte mich darüber, dass man Speisereste ins Nachtgeschirr giesse, was ich dankend zur Kenntnis nahm. — Als ich kaum wieder eingeschlossen war, ging die Tür von neuem auf: „Essnapf“! Wieder standen die zwei Sträflinge da mit einem grossen Kübel weissen Kaffees. Ich zog vor, ihnen nur den Trinkbecher hinzuhalten, einmal, weil ich dem Getränk Misstrauen entgegenbrachte, dann auch, weil ich der Sorgfalt nicht traute, mit der ich den Essnapf von der Kartoffelsuppe gereinigt hatte. Wieder erhielt ich eine Riesenportion Brot. Weisses Kaffee ist mir ein Greuel, zum Teil schon deswegen, weil ich immer Haut darin befürchte, die mir Brechreiz erregt. Der Kaffee war nach eingehender Prüfung zuver-

lässig hautfrei, auch dampfte er angenehm, und ich bekam ihn, ganz wie am Tage vorher im Polizeigefängnis, ohne Widerwillen hinunter.

Nach dem Frühstück war ich wieder meinen Gedanken und mir selbst überlassen. Was jetzt? Die Erlaubnis zu lesen und zu schreiben hatte ich, aber keine Bücher ausser dem Testament und der Verhaltensvorschrift und weder Papier noch Bleistift, weder Tinte noch Feder. Was ist ein Dichter ohne Schreibmaterial? Ein photographischer Apparat ohne Linse, ein Revolver ohne Patronen, ein Liebhaber ohne Mädchen. Ich klopfte energisch an die Tür. Der Aufseher fragte nach meinem Begehre. „Bitte holen Sie mir doch von meinen Sachen Papier und Bleistift herauf.“ — „Vor der Kirche kann ich Ihnen nichts besorgen.“ Bums — die Tür war wieder im Schloss. Ich nahm mir also die Bibel vor und begann die Apostelgeschichte zu lesen. Immerhin keine schlechte Lektüre, und in meiner Situation nicht ohne interessante Parallelen. Lauter Männer, die ihrer Ueberzeugung lebten und für sie litten, und als Gegenspieler die aufs Wort versessenen Konservativen, die sie verfolgten und einsperrten und vor nichts grössere Angst hatten als vor dem Wirksamwerden neuer Ideen, dem Lebengewinnen neuer Einsichten. Während ich las, ertönte plötzlich Gesang. „Ein' feste Burg ist unser Gott“, von einem kräftigen Chor von Männern und Frauen einstimmig gesungen. Auf mich macht kein Gesang grösseren Eindruck, als der, der auf alle Hilfsmittel wie zweite und dritte Stimme, auf die sorgfältige Scheidung zwischen Bass, Bariton, Tenor, Alt und Sopran verzichtet, und der einfach durch die schlichte Melodie wirkt, die aus hundert ganz verschiedenen Kehlen strömt. Mag ruhig mal ein besonders Begeisterter alle übersingend im Ton vorbeihauen, — ich glaube nicht, dass der „musikalisch Gebildete“, dem erst kontrapunktische Finessen einen Ohrengenuß ermöglichen, wirklich feiner benetzt sei als ich, dem, wenn Landschaft, Menschen, Gefühle und Beschäftigung nur einheitlich zusammenstimmen, schon eine Handharmonika die Tränen in die Augen treiben kann. — Ich hörte das prachtvolle Luthersche Lied mit grosser Freude an und folgte aufmerksam einer inbrünstigen Sopranstimme, die immer wieder leidenschaftlich und süß über den ganzen Chor hinausdrang. Ich hätte etwas drum geben mögen, um die Frau zu sehen, die so sang. Aber sie stand zwei Stockwerke unter mir in der grossen Halle, wo das rote Heizungsrohr wie eine dicke Raupe an der Wand entlang kroch, — und ich war eingesperrt. Ich glaube, dass sie sehr schön war.

Aber kaum war der Choral verklungen, als die schrecklich geschraubte, saccharinsüsse Stimme eines Predigers in den hallenden Raum gellte. Auf das, was er sagte, mochte ich nicht hinhören,

nur manchmal drang ein Wort an mein Ohr, etwa „Gott“, — und der Mann brachte es fertig, selbst in dies starke harte Wort noch einen f-Laut hineinzuhauen, wahrscheinlich, um damit die Milde und Güte dessen zu bezeichnen, als dessen Stellvertreter er im Charlottenburger Gerichtsgefängnis engagiert war. Wäre ich an seinen Platz gestellt gewesen, ich hätte doch gerade diesem Auditorium Gott lieber als die kalte Faust der rächenden Gewalt geschildert, die den Sündern eben im Nacken sass. Aber sie, die nicht herauskönnen aus ihrer Gefangenschaft, die bei jedem Atemzug die Luft einatmen, die von der Geissei schwingt, mit der sich armselige Machthaber auf Gottes Gerechtigkeit berufen, sie mussten an diesem Ort das Salböl des Friedens- und Liebespredigers in ihre geketteten Seelen triefen lassen, der wahrscheinlich mit ausgebreiteten Armen unter der pedantischen runden Uhr stand mit der Aufschrift: „Normalzeit der Sternwarte“. — Ich vertiefte mich wieder in die Apostelgeschichte, und wenn die sanften Laute des Nachfolgers dieser wundervollen Menschen in dem Buche in meine Zelle drangen, dann dachte ich verwundert darüber nach, was politische Geister aus reiner schönen Idealen machen können, und wurde um Sozialismus und Anarchismus ehrlich besorgt.

Die Andacht ging zu Ende, und kurz nachher brachte mir der Wärter ein Buch aus der Gefängnis-Bibliothek. Ich beschwor ihn, mir Papier und Bleistift zu bringen. Dann sah ich mir die Lektüre an: „Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntnis Gottes kam. Das Weihnachtslied. Die Ostereier. Drei Erzählungen für die Jugend von Christoph von Schmid“. — Ich kam mir wirklich wie der Teufel vor, den die Not zum Fliegenfressen bewegt. Ich tauschte also die Apostelgeschichte, die ich ja schon einigermaßen kenne, gegen die frommen Geschichten des würdigen Herrn von Schmid um, und las geduldig und immerhin amüsiert, wie höchst wunderbar der kleine Heinrich von Eichenfels von bösen Räufern entführt wird und ohne jemals das Sonnenlicht zu sehen zu kriegen, bis zu seinem achten Jahre in einer Höhle aufwächst, dann zufällig ins Freie gerät, natürlich zu einem Einsiedler kommt, der ihm alle Fragen, wer die schönen Blumen, das Wasser, die grosse Lampe am Himmel und was noch alles gemacht hat, zufriedenstellend beantwortet, und ihn mit Zuhilfenahme etlicher Zufälligkeiten und wunderbarer Begegnungen in die Arme der überglücklichen Eltern zurückführt; die bösen Räuber aber werden von Papa Eichenfels blutig gestraft. Diese Caspar Hauser-Geschichte ist gar nicht ungeschickt erzählt. Wenn ich mir aber vorstelle, dass solche Naivetäten — und erst die Geschichte vom Weihnachtslied, darin es der frommen Begegnungen und Wunder gar kein Ende nimmt — den erwachsenen Menschen im Gefängnis

vorgesetzt werden, um sie damit zu erbauen und zur rechten Ueberzeugung van Gottes Barmherzigkeit und Allmächtigkeit zu bringen, dann empört sich etwas in mir, — dann ist's mir, als dekouviere sich hier etwas im letzten Grunde Erbärmliches und Verlogenes. — Von der Ostereier-Begebenheit brauchte ich zum Glück keine Kenntnis mehr zu nehmen, sintemalen mir im Laufe des Nachmittags Gelegenheit zu erfreulicherer Beschäftigung ward.

Fortsetzung folgt.

Münchener Theater.

Mehrere Monate hindurch habe ich notgedrungen darauf verziehen müssen, meinen Lesern über die Kultur-Bemühungen der Münchener Bühnen zu berichten. Der Versuch, auch nur die wesentlichen Theaterereignisse nachträglich in gedrängter Form, aber doch so instruktiv zu behandeln, dass ein sichtbareres Bild entstehe, als es die „Kritiken“ der Münchener Tagespresse bieten, würde mich den Raum eines ganzen „Kain“-Heftes kosten. So mag man es hinnehmen, dass ich ein paar Worte nur über Regisseure und Schauspieler sage, wobei ich zur Illustration mich ausschliesslich auf ihre Wirksamkeit in den allerletzten Darbietungen beschränke.

An meinem im ersten Hefte dieser Zeitschrift ausgesprochenen Urteil, dass die Münchener Theaterkunst, im Ganzen betrachtet, hinter den Anforderungen eines kultivierten Geschmacks sehr erheblich zurückbleibt, finde ich leider immer noch wenig zu ändern, und der Wunsch, es möchte hier eines Tages ein grosses, modernes Theater entstehen unter einheitlicher, fähiger Leitung, mit literarisch möglichem Repertoire und erlesenen schauspielerischen Kräften ist nicht eine weltfremde Caprice meiner privaten Sehnsucht, sondern wird von vielen, die nach jedem Theaterbesuch üble Laune zeigen inbrünstig geteilt.

Gegen das Repertoire der grossen Bühnen sind noch am wenigsten Einwände zu erheben. Es ist auch misslich, einem Theaterdirektor, der das berechtigte Verlangen hat, mit seiner Tätigkeit Geld zu verdienen, aus der Idealisten-Perspektive raten zu wollen was er spielen lassen soll. Er muss ja wissen, was sein Publikum verlangt. Deshalb mag hier über die Kunstbeflissenheit des Volkstheaters etwa mit der resignierten Anerkennung hinweggegangen werden, dass das Parkett dieser Anstalt wahrscheinlich das unbezähmbare Verlangen nach minderwertigen Volksstücken im Busen trägt. Auch die Operette am Gärtnerplatz interessiert nicht. Sie ist in ihren Aufführungen genau so schlecht wie die unsäglichen Operetten der Wiener und der Budapester Autoren es gebieten. Und schliess-

lich braucht man auch darüber nicht zu verzweifeln, dass am Schauspielhaus und am Residenztheater zwischen wertvollen oder mindestens anspruchsvollen Stücken immer wieder abgedroschene Possen auf dem Spielplan erscheinen. Das Publikum wird es wohl verlangen.

Das einzige Theater, das sich nachhaltig bestrebt zeigt, anständiges Niveau in der Auswahl seiner Stücke zu halten, ist das Lustspielhaus. Ich habe dies Theater bei meinem ersten Ueberblick recht übel behandelt. Das tut mir garnicht leid. Das Etablissement führte sich schlimm genug ein, und den Fanfaren der Zeitungsreferenten, deren Urteilsunfähigkeit an jedem besseren Kneiptiscen ein beliebter Unterhaltungsstoff ist, war der Dämpfer dringend nötig. Die Herren (und die Dame) haben sich allmählich beruhigt, sie haben die Leistungen des Lustspielhauses nach und nach in das nüchterne Ragout hineingepantscht, aus dem sie das Münchener Publikum mit ihren vorsichtigen, nachsichtigen und kurzichtigen Meinungen füttern, und jetzt scheint es mir Zeit zu dem Bekenntnis, dass mir das Theater im umgekehrten Verhältnis zum Ausklingen der journalistischen Trompetenstösse von Monat zu Monat künstlerischer und lobenswerter geworden scheint.

Herr Dr. Robert hat im Laufe des letzten Jahres sehr viel gelernt, vor allem: anständige Regieführung. Erweckte früher jede Vorstellung den Anschein, als ob die Schauspieler mit den Kenntnissen der ersten Leseprobe auf die Szene losgelassen wären, so erlebt man jetzt in immer steigendem Masse die Freude, ein wechselseitiges Eingehen auf die Art des andern und somit ein glückliches Zusammenspielen zu beobachten. Auch ist es dem Direktor gelungen, die hilflosen Debütanten, die anfangs jedes Dichterwerk zerfetzen, durch erprobte und teilweise recht gute Schauspieler zu ersetzen, sodass oft saubere Aufführungen entstehen, die man im Einzelnen wohl scharf kritisieren kann, die aber niemals mehr im Ganzen den Eindruck absoluter Trostlosigkeit hinterlassen.

Aus dem ersten Ensemble ist Frau Ida Roland dem Theater treu geblieben. Die grosse Begabung dieser Schauspielerin und die grossen Möglichkeiten ihrer Ausdruckskunst bedürfen keines neuen Kommentars. Sie ist nicht besser geworden als ehemals, aber wirksamer, weil sie inzwischen bessere Partner fand. Was ich an Frau Roland heute wie früher aussetze, ist ihre zu grosse Routiniertheit, die in ihr die gefährliche Neigung stärkt, ins Publikum hineinzuspielen und damit das Bild des Gesamtspiels zu zerreißen. Ich sehe die Künstlerin deshalb lieber in ersten Rollen — in Heinrich Manns „die Unschuldige“ und in Tschechows „die Möve“ war sie am besten —, als in lustigen, wie in Bahrs „Josephine“. Das deutsche Publikum will (und hat darin Recht) während einer

Vorstellung keine Verständigung mit dem einzelnen Darsteller, und Starallüren gehören nicht in eine künstlerische Darbietung. Kann sich die Dame von solchen Angewohnheiten frei machen, so wird ihr ausserordentlich starkes Talent unendlich viel an Schätzbarkeit gewinnen. — Unter den männlichen Kräften des Lustspielhauses steht Carl Götz bei weitem obenan. Es gibt sehr wenige Schauspieler auf deutschen Bühnen, die mit so feinen Nerven Charaktere durchdringen und gestalten können. In Strindbergs „Vater“, als Talma in „Josephine“, als der rührend-komische „vazierende Hausknecht“ in Nestroys „Einen Jux will er sich machen“ gab Götz Kabinetstücke subtiler Charakteristik. Herr Dr. Robert darf sich ehrlich gratulieren, über diesen Mann zu verfügen. Er sollte ihn (und den köstlichen Alexander Ekert) soviel wie irgend möglich herausstellen. Lässt er sich, wie in Nestroys Posse, auch in wichtigeren Stücken von Max Reinhardts Regiekunst inspirieren, so hat das Lustspielhaus in der Tat Anwartschaft, das zu werden, was kritiklose Kritiker schon vor einem Jahr daraus machen wollten.

Die Hoffnung, am Residenztheater werde Steinrücks Einfluss die Einflüsse der Hofelektiker bezwingen, war leider trügerisch. Es ist immer noch das alte Leid: heute das gute Werk eines modernen Dichters, von kluger künstlerischer Energie geleitet und — wenigstens in einigen Rollen — mit kräftigen Individualitäten besetzt, morgen ein beliebiger Schwankschmarrn, in Aufmachung und Darstellung die Leistung des Stadttheaters von Kyritz an der Knatter, übermorgen eine Klassiker-Vorstellung, von einem Oberlehrer inszeniert und mit einer Leidenschaftlichkeit vorgetragen, die sich aus wildrollenden R-Lauten und weitausholenden Hantelbewegungen zusammensetzt. Der zünftige Referent weiss von dem Unterschied nichts. Er sagt sich vielleicht: Variatio delectat und kompensiert die Abwechslungen, die ihn ergötzen, durch die ewig gleichgestimmte Bekundung einer künstlerischen Erfreutheit. Für zwei Drittel der Aufführungen an der Hofbühne genühten als Kritik tatsächlich Reproduktionen der Referate aus dem glorreichen Jahre 1871, als — na ja: hurrah!! — Am Repertoire hat sich da seitdem nichts, an agierenden Kräften wenig geändert. Das übrige Drittel sollte man aber doch wohl ernsthafter behandeln. Es gab unter Steinrücks und unter Basils Regie Aufführungen, die ohne Rückhalt gelobt werden dürfen, und die Ueberzeugung, dass das Münchener Hoftheater in Steinrück einen Regisseur sowohl wie einen Darsteller besitzt, der in die allererste Linie der lebenden Bühnenkünstler gehört, bekam in der letzten Zeit wiederholt Gelegenheit, sich zu bestätigen. Ich erinnere an Schnitzlers Drama „Das weite Land“, an Adolf Pauls „Die Sprache der Vögel“, vor allem aber an Strindbergs „Totentanz“. Als die beste Darstellerin am Residenztheater wird

man Frau v. Hagen betrachten müssen, die leider lange nicht genug in modernen Rollen beschäftigt wird. Diese noble, feine Schauspielerin zeigte am Schönsten in Max Halbes Spiel „Der Ring des Gauklers“, wie gross ihre Sicherheit und wie echt ihre Darstellung ist. Das Zusammenspiel zwischen ihr und Steinrück im „Ring des Gauklers“ war für den, der vornehme Kunst von effektvoller Klobigkeit zu unterscheiden weiss, ein erlesener Genuss. — Leider ist es dem Hoftheater nicht gelungen, für Johanna Terwin einen vergleichbaren Ersatz zu finden. Ich will der jungen Dame, die sich jetzt um die Ausfüllung des jugendlichen Charakterfaches müht, gewiss nicht wehtun. Ich will auch ihr Talent nicht in Frage stellen. Aber wir waren durch die Terwin verwöhnt und die Intendanz sollte sich die Frage vorlegen, ob es vorteilhaft sein kann, dass man nach jeder Premiere die Köpfe schüttelt und die fortgegangene Künstlerin zurückwünscht. Der Mangel an hervorragenden Kräften an unserm ersten Theater wird immer peinlicher fühlbar, und die Schwierigkeit, grosse Dramen, die sorgfältige Regiebehandlung verlangen, ihrem Anspruch entsprechend zu besetzen, ist dem Renommee Münchens als Theaterstadt kaum förderlich. Es gibt nämlich auch Leute, die ihr Urteil über das Münchener Kunstleben nicht allein auf die Notizen zur Förderung des Fremdenverkehrs in den „Münchener Neuesten Nachrichten“, sondern auf eigene Studien gründen.

Bleibt noch das Münchener Schauspielhaus. Auch über dieses Institut ist bedauerlich wenig Erfreuliches zu melden. Das Theater hat leidliche Schauspieler aber eine gewöhnlich unleidliche Regie. Da unterzog sich kürzlich die Direktion der überaus verdienstlichen Aufgabe, Eulenbergs „Alles um Geld“ herauszubringen. Herbert Eulenberg ist ganz und gar Romantiker. Sein Drama, eines der wertvollsten und zukunftsträchtigsten Bühnenwerke, die seit dem Entstehen einer modernen Kultur geschaffen worden sind, erfordert das vorsichtigste Eingehen auf unwirkliche, symbolhafte Geschehnisse. Alles geht wie hinter Schleiern vor sich. Die Regie des Schauspielhauses aber griff völlig daneben. Aus dem schwärmerischen Träumen einer „Kreatur Gottes“ wurde das legere Sichabfinden eines fidelen Pechvogels. Was von einem Regisseur zuallererst verlangt werden muss, ist die Erkennung dessen, worauf es in einem Drama ankommt. Ferner gehört zu seinen Obliegenheiten eine gewisse Instruktion der Schauspieler, wie sie sich auf der Bühne zu benehmen haben. Wenn, wie häufig im Schauspielhause, jeder seinen eigenen Intentionen überlassen bleibt, so geschieht dem Stück unrecht, dem Publikum und auch den Schauspielern selbst, deren Leistungsfähigkeit infolge fortwährender Fehlleistungen natürlich unterschätzt wird. Das Schauspielhaus hat ein Darstellerpersonal, mit dem es viel bessere Wirkungen erzielen kann, als gemeinhin erzielt werden.

Die Damen Lina Woiwode und Consuela Nicoletti fanden in „Alles um Geld“ selbst heraus, was der Dichter von ihnen wollte, ebenso Frau Glümer. In Rösslers reizendem Lustspiel „Die fünf Frankfurter“ boten Frau Glümer und Frl. Woiwode ebenfalls ausgezeichnete Leistungen. Gute Schauspieler sind Herr Dumke, Herr Hans Raabe, Herr Steiner, — aber sie haben alle nicht die Anleitung, die not täte, und der einzige Darsteller, der dem Theater Licht, Wärme, Wohligeit gibt, der unersetzliche Gustav Waldau, ist die längste Zeit am Schauspielhause gewesen. Herr Direktor Stolberg sollte sich daran erinnern, dass das Schauspielhaus einen guten Ruf zu wahren hat. Er sollte das Theater in Acht nehmen, dass dieser gute Ruf nicht zum Teufel geht. An seinen Schauspielern läge es nicht, es läge an ihm selbst.

Das Bild, das ich da vom Münchener Theaterzustand zeichnen musste, sieht nicht sonderlich erhehend aus. Das Hoftheater ein Schartenarsenal, das Lustspielhaus ein unzulänglicher Bau in entlegener Gegend, das Schauspielhaus im Begriff, zu verahrlosen. Wie soll das enden? Ob wir einmal ein äusserlich und innerlich ausreichendes Theater nach München bekommen werden? Oder bleibt alles wie es ist, und die Fachkollegen von der Tagespresse sorgen auch fürderhin dafür, dass sich das Kulturstreben dieser Stadt im Spiegel der Kritik blank und hübsch ausnimmt? Lasst uns die Fahne des Fortschritts unentwegt hochhalten und fröhlich weiterwursteln!

Bemerkungen.

Georg Heym. Aus den nächsten Freundeskreisen des jungen Dichters geht mir dieser Brief zu:

„Sehr geehrter Herr Mühsami . . . Am 16. Januar ist Georg Heym, 24 Jahre alt, im Wannsee ertrunken. Man wird später die verschiedenen Entwicklungs-Stufen dieses Dichters analysieren müssen; denn die Mannigfaltigkeit der Ausdrucksformen, die er für seine Erlebnisse fand, ist — bei der Kürze seiner Schaffens-Zeit — überraschend. Er veröffentlichte, wie Ihnen wol bekannt ist, einen Band Verse: „Der ewige Tag“ (Rowohlt 1911) und eine Reihe einzelner Gedichte in der „Aktion“ und im „Pan“. An diesen Werken fiel zunächst die Schärfe und die Wucht seines Sehens auf, mit der er seine Umwelt (die grossen Städte), Ueberliefertes (die französische Revolution) und durch seine Fantasie Gegebenes (die Reiche der Toten) erfasste und in sich zog. — Wesentlich erscheint nun, dass er — und je später, je mehr — nicht ein festes plastisches Bild hinzustellen suchte, sondern den

Strom der Bilder, wie sie ihm auftauchten, den pulsenden Bilderstrom einfieng, ohne sonderlich auf die reale Verknüpfung zu achten, (Besonders ist dies erkennbar in den „Schwarzen Visionen“, dem zuletzt entstandenen Gedicht seines Buches). Bei der — hoffentlich bald erfolgenden — Herausgabe des Nachlasses wird sich zeigen, wie er so die starre Grausigkeit, die an seinen älteren Versen Fremde erschreckte und auch wol abstieß, in klingende Farbigkeit auflöste. —

Vielleicht gelingt es dieser kurzen Notiz, für deren Abdruck ich Ihnen sehr danken würde, bei einigen Lesern Ihrer Zeitschrift, Interesse für Georg Heym hervorzurufen. Ich verbleibe, sehr geehrter Herr Mühsam,

Ihr ganz ergebener

München, 3. 2. 1911.

Robert Jentzsch.

Herr Jentzsch stellt mir gleichzeitig aus dem ungedruckten Nachlass Heyms ein im Spätherbst 1911 entstandenes Gedicht zur Verfügung, das hier folgt:

Fröhlichkeit.

*Es rauscht und saust von manchen Karussellen
wie Sonnen flammend in den Nackmittagen,
und viele Leute sehen mit Behagen,
wie sich Kamele drehn und Rosse schnelle.*

*Die starren Schwäne und die Elefanzen,
der eine hebt vor Freude schon das Bein
und grunzt im hohlen Bauche wie ein Schwein,
und alle Tiere fangen an zu tanzen.*

*Doch nebenan, im Sonnenlicht, dem hellen,
gehen die Maurer, schwarz, wie Läuse klein,
hoch im Gerüst, ein feuriger Verein,
und schlagen Takt mit ihren Maurer-Kellen.*

An diesem Gedicht gibt es viel auszusetzen: gewiss. Man soll nicht um eines Reimes willen Witze machen (dazu hat bislang nur Christian Morgenstern die Berechtigung erwiesen), man soll auch den Rhythmus nicht so salopp behandeln, wie es hier geschehen ist. — Aber wodurch mir dieses Gedicht, wie alle, die ich von Georg Heym gelesen habe, vor den Versen fast aller seiner Altersgenossen ausgezeichnet scheint, das ist die Lebendigkeit seiner Em-

pfung. Man kann sagen: ein schlechtes Gedicht^ ein nachlassiges Gedicht, ein schluderiges Gedicht, — aber nie kann man sagen: ein belangloses Gedicht. Die Hoffnungen auf die Entwicklung der HeymBchen! Kunst setzten, taten es, weil sie in seinen Versen innere Notwendigkeit erkannten. Er schrieb seine Gedichte, weil er ein Dichter war, nicht weil er die Absicht hatte, Gedichte zu machen.

Hermann Bahr hat einmal das hübsche Wort gefunden: Es ist der Trost der alternden Generation, dass es immer wieder Zwanzigjährige gibt. Ist es Hermann Bahr schon einmal aufgefallen, dass heute wir, die wir zwischen dreissig und vierzig stehen, eigentlich die Jüngsten sind? Seit in Wien das Versemachen zum Sport geworden ist, seit man dort bewiesen hat, dass mit einem Band Hoffmannsthal in der Hand jeder Gymnasiast gute Gedichte machen kann, gibt es keinen Nachwuchs mehr. Die Berliner Produktivität aber hat sich von der Produktion emanzipiert. Sie begnügt sich mit der Verherrlichung der Reproduktion. Lasst uns Musik komponieren, Bilder malen, Lyrik dichten, wie Kerr und Hardekopf Kritiken schreiben! — Mit diesem Programm gründen die Jüngsten Literaturzirkel. Unsere Zwanzigjährigen sind senil. Hoffentlich werden die Nobel-Preisrichter bald auf sie aufmerksam.

Georg Heym war anders als seine Altersgefährten. In seiner Kunst war Leben, Fühlen, Schwingen, Sehen, Wollen, Werden. Der Trost, den wir Dreissigjährigen der Generation Bahr gegeben haben, ist uns versagt. Eine dünne Stelle auf dem Wannsee-Eis, — und wir bleiben die Jünersten.

Vom politischen Kasperltheater. Im Reiche und in Bayern haben wir den erhebenden Anblick genossen, wie Links geschlossen gegen Rechts, wie der Fortschritt gegen die Reaktion marschierte, und wie die Macht des „schwarzblauen Blocks“ ein für allemal gebrochen wurde. — Die Sozialdemokraten haben vier und eine viertel Million Stimmen gesammelt und einhundertundzehn Abgeordnete in den Reichstag entsandt. Nun muss sich alles, alles wenden.

Der liebe Gott hat die Welt ungemein sinnvoll eingerichtet. Die Dinge, die zu einander gehören, hat er wie im Museum überall zu einander gestellt. Deutschland hat die stärkste sozialdemokratische Partei — vier und eine viertel Million Republikaner: nirgends in der Welt steht die Monarchie auf sichererem Grund als in Deutschland. Deutschland hat die tüchtigste sozialdemokratische Partei — vier und eine viertel Million Antikapitalisten: eine Kapitalsanlage in deutschen Unternehmungen gilt überall als die solideste Vorsicht. Deutschland hat die erfolgreichste sozialdemokratische Partei — vier und eine viertel Million internationaler Revolutionäre, vertreten durch einhundertundzehn zähnefletschende Mandatare: Der deutsche Soldat ist der verlässlichste, den es gibt, in seine Seele ist noch kein zweifelnder Gedanke eingezogen, wenn der Kaiser eines Tages den

beliebten „Ernstfall“ erlebt, dann kann er sich auf vier und eine viertel Million sozialdemokratischer Wähler, repräsentiert durch einhundertundzehn Abgeordnete, verlassen.

Auch im engeren Vaterlande sind heisse Schlachten geschlagen worden. Die „vereinigten Zentrumsgegner“, Liberale, Sozialdemokraten und Bauernbündler, zogen mit gemeinsamen Kandidatenlisten ins Feld, um die schwarze Majorität des Landtags zu besiegen. Fast ein Dutzend Sitze verloren die Ultramontanen in diesem Gemetzel, und wenn sie zusammen mit den Konservativen auch noch über eine Stimmenzahl von einigen neunzig verfügen, wogegen der „Linksblock“ bloss 69 Vertreter hat, sagen uns doch die Zeitungen der vereinigten staats-erhaltenden und staatsstürzlerischen Zentrumsgegner täglich, dass die Differenz das nächste Mal noch kleiner sein wird, wenn man inzwischen nur fleissig zusammenhält. Das nächste Mal — das ist nach sechs Jahren. Und nach aber und aber sechs Jahren wird die Zentrumsmajorität vielleicht gebrochen sein, und dann bekommt Bayern eine neue Wahlkreiseinteilung und jede freiheitliche Sehnsucht erfüllt sich. Nur Geduld muss man haben.

Vorerst wurde der bisherige Fraktionsvorsitzende des Zentrums im Reichstage, Freiherr von Hertling, bayerischer Ministerpräsident. Der soeben konstituierte freiheitliche Reichstag aber erwählte zu seinem Präsidenten den ultramontanen Dr. Spahn.

Ein süsser Trost ist uns geblieben: München ist in Reichs- und Landtag ausschliesslich sozialdemokratisch und liberal vertreten. München verfügt auch über eine liberale Stadt- und Polizeiverwaltung, und die liberalen und sozialdemokratischen Stadtväter haben einwandfrei bewiesen, dass sie für die Erhaltung von Tugend und Sittlichkeit in dieser Stadt imstande sind, unabhängig von schwarzen Einflüssen, ihre Mucker selbst zu stellen.

Abel. „Abel, Zeitschrift für Sklaverei“ nennt sich eine Faschingszeitschrift, die im Verlage von Hans Goltz in München erschienen und von Grafen Paul von Keyserling jr. herausgegeben ist. Der „Kain“ wird schon in der Aufmachung des Heftes sehr niedlich parodiert, und ich persönlich muss mir allerlei Frozzeleien gefallen lassen. Ich bin nicht sehr empfindlich. Vor allem verschliesse ich mich keineswegs der geschäftlichen Erwägung, dass meinem Blatte da eine, vielleicht ungewollte, jedenfalls aber sehr schätzbare Reklame gemacht wird. Ich revanchiere mich, indem ich meine Leser unter Vermeidung jeglicher Kritik des Heftchens auf sein Erscheinen hinweise. Es kostet fünfzig Pfennige.

München-Schilda. Da es gerade Faschingszeit ist, mag hier eine kleine Geschichte von neuem erzählt werden, die zwar schon zwei Jahre zurückliegt, aber den Vorzug hat, wahr zu sein. Aeltere Einwohner Münchens erinnern sich noch des Jahres 1909. Das war das Jahr der Freiheit und der ungebundenen Lebensfreude für Bayerns Hauptstadt. Damals gab es dicht beim Bahnhof ein Caféhaus, das die ganze Nacht geöffnet war: das Café Imperial. Für unsereinen, der die polizeiwidrige Gewohnheit hat, manchmal bis in späte Nachtstunden zu arbeiten, und der dann das Bedürfnis spürt, auszugehen, eine Tasse Bouillon oder einen Schnaps zu sich zu nehmen oder gar noch mit Bekannten Gespräche zu führen, war das Café Imperial

in diesem Jahre sehr oft das Ziel nächtlicher Wanderungen. Schach, Karten oder Billard spielen durfte man nach drei Uhr zwar nicht mehr in dem Lokal, auch Zeitungen wurden, wenn ich mich recht erinnere, den Gästen nicht mehr zu lesen gegeben — denn die Polizei wusste wohl Mass zu halten mit ihrer Freigiebigkeit. Aber man wusste doch, wo man bleiben konnte, falls man noch einen freien Platz im Café Imperial fand. Denn von allen Gegenden Münchens strömten jede Nacht ungeheure Menschenmassen zu dem einzigen Etablissement, das nach 3 Uhr Gäste empfing. Das Jahr 1909 ging herum. Man hatte sich daran gewöhnt, München für eine freiheitliche Stadt zu halten. Aber die Polizei war bei Erteilung der Nachtkonzession an den Wirt des Cafés Imperial vorsichtig gewesen. Sie hatte sie ihm nur versuchsweise für ein Jahr zugebilligt. Als das Jahr zu Ende ging, und der Mann um Verlängerung seiner Vergünstigung nachsuchte, wurde sie ihm verweigert. Mit dieser Begründung: Es habe sich gezeigt, dass die Lokalitäten des Cafés Imperial nicht imstande seien, dem Andrang der unterkunftsuchenden Nachtbesucher gerecht zu werden. Dieses Caféhaus sei deshalb wie alle andern wieder von 3 Uhr ab zu schliessen.

Als dieser Bescheid an den Wirt des Cafés Imperial erging, lagen der Münchener Polizei noch einige dreissig Gesuche um Bewilligung des Nachtbetriebes vor. Aber heute noch wird an 355 Tagen des Jahres — zehn Redoutentage während des Karnevals sind ausgenommen — die Bedürfnisfrage nach einem Münchener Nachtlokal von der liberalen Stadtverwaltung verneint, und der Dorfbüttel Münchens quält sich Nacht für Nacht unter den vielen hundert Personen Ordnung zu halten, die nach 3 Uhr planlos durch die Strassen der Residenz ziehen und Unterkunft suchen.

Preßrelationsbureau „hanfa“

Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23 ♦ holsteiner Ufer 7 ♦

Inh.: Ing. M. Krause

liefert alle Nachrichten über

Kunst, Literatur, Wissenschaft

schnell — vollständig — preiswert.

Akademisch und literarisch gebildete Lektoren.
Vorzüglihe Organisation!

Vier Urteile

über die farbig illustrierte
satirische Wochenschrift

Der Komet



Der Mucker:

... ein derartiges Blatt, du an allem und jedem nörgelt u. von dessen Spott nichts sicher ist, gehen Tarboten!

Die elegante Welt:

... ein Blatt, das weiteste Verbreitung verdient, denn mit kräftigen Peitschenhieben geht es gegen alle Verlogenheiten, gegen Ban- ausen und Philister vor.

Die Tagespresse:

... ein solches Blatt, das mutig gegen alle falsche Prüderie und Heuchelei »a Felde zieht, hat an* schon lang* gefehlt!

Der Konservative:

... Wir möchten das Blatt, du an allen Ein- richtungen etwas zu tadeln hat, gerne unterdrücken, aber wie anfangen ?

**Prels pro Nummer 20 Pfg., pro Quartal (13 Nr.)
Mk. 2,50. Reichhaltige Prohebände 50 Pfg.**

**Zu haben bei allen Buch- u. Zeitungshändlern oder vom
Kometverlag München.**

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

An

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

.....
*) Nicht gewünschtes bitte zu durch streichen.

Jahrgang I.

No. 12.

März 1912.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Die Bergarbeiter. — Tagebuch aus dem Gefängnis. —
„M. N. N.“ — Bemerkungen. — Die Stimmrechts-Amazonen. —
Die Geheimnisse von Czenstochau. — Ein Opfer seines Berufs. —
Bittingers Fehltritt.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Kain-Kalender

für das Jahr 1912

Herausgeber: ERICH MÜHSAM

Sämtl. Beiträge sind vom Herausgeber :: Preis 1 Mark

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
KAIN-VERLAG, MÜNCHEN, Baaderstrasse 1 a.

NEUE BLÄTTER

H A L B M O N A T S S C H R I F T

erscheint am 5. und 20. jeden Monats im Format von 24X32 mit ein
bis zwei Handzeichnungen zum Preise von 25 Pf., jährlich Mk. 5.50.

INHALT

des ersten Heftes: MATISSE: Akt / CLAUDEL: Rezitation aus der Einsetzung des Ruhetages / PASCOLI: Der Taumel / DÄUBLER: Der Nachtwandler / PHILIPPE: Briefe / LEHMBRUCK: Akt /

des zweiten Heftes: GENGWA HIROMI: Chinesischer Holzschnitt / CLAUDEL: Magnificat / CLAUDEL: Aufbau der Kirche / CLAUDEL: Ausschau vom Meer auf das Land / CLAUDEL: Besuch / CLAUDEL: Der Schauende / CLAUDEL: Beschluss /

des dritten Heftes: DERRAIN: Holzschnitt / GEIGER: Ode / GIDE: Mopsus / RAY: Jules Romain

des vierten Heftes: RODIN: Akt / PEGUY: Mystereium / GIDE: Anmerkungen / TREUGE: Gedichte / L'ARBAUD: Barnabas /

Spätere Nummern bringen Handzeichnungen von

RODIN / MÜNCH / PICASSO / BARLACH / RENOIR

Probenummern werden umsonst nicht abgegeben,

jede gute Buchhandlung wird zum Bezug der NEUEN BLÄTTER empfohlen. Wo diese Art des Bezuges auf Schwierigkeiten stösst, erfolgt der Versand gern durch den Verlag, der das Porto besonders berechnet.

ERICH BARON / VERLAG / BERLIN W. 15/205

Jahrgang I.
No. 12.

München,
März 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“. München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Dieses Heft schliesst den ersten Jahrgang des „Kain“ ab. Die Abonnenten werden gebeten, den Abonnementpreis für das nächste Jahr an die Geschäftsstelle einzusenden. Von denen, die das Blatt weder neu- noch abbestellen, wird das Jahresabonnement, ihr Einverständnis vorausgesetzt, bei Zusendung des Aprilheftes durch Postnachnahme einkassiert werden. Dem Aprilheft wird Titelblatt und Inhaltsverzeichnis zum ersten Jahrgang beigelegt werden, damit sich die Leser den „Kain“ nach Jahrgängen binden lassen können.

KAIN-VERLAG.

Die Bergarbeiter.

Abgesperrt von jeglichem Sonnenlicht, klaftertief unter dem Erdrich, in jedem Moment der Gefahr schlagender Wetter ausgesetzt, verrichten die Kohlenarbeiter ihr schweres Werk. Giftiger Staub setzt sich in ihre Lungen fest und zerstört ihre Lebenskraft vor der Zeit, — ihre Aufseher aber, die Stellvertreter ihrer Arbeitgeber, prüfen, messen und wägen, ob jeder einzelne auch genug Kohlen zutage fördert, und feilschen, um ihren Auftraggebern ge-

fällig zu sein, dem armen Arbeiter von seiner kärglichen Besoldung immer noch ein Weniges ab. Akkordarbeit nennt man das System, nach dem sich die Entlohnung nicht um die Zeit einer Anstrengung, sondern um die Quantität des Geleisteten kümmert. In jeder vernünftig eingerichteten Gesellschaft wäre es selbstverständlich, dass das Resultat einer Leistung den Nutzen bestimmte, den der Arbeiter von seiner Mühe hätte. In der kapitalistischen Gesellschaft hingegen ist diese Methode die denkbar ungerechteste, und der Hinweis der Kapitalisten auf das moralische Prinzip, dass sich der Lohn einer Arbeit nach dem Ausmass ihres Ertrages richten müsse, ist tückisch und verlogen.

Diejenigen, die mit dem Risiko ihrer Gesundheit und ihres Lebens die Arbeitsgerätschaften fremder Menschen handhaben und dem Besitze einer privilegierten Minderheit seine Nutzbarkeit verschaffen, haben an der Verwertung ihrer Produktion nicht das geringste Interesse. Ihr Arbeitstrieb wird von keinem ethischen Gefühl, von keiner Gegenseitigkeitsverpflichtung gespornt, sondern ausschliesslich von dem Zwang, für sich und ihre Familien den notwendigsten Unterhalt herauszuschlagen. Die Unternehmer dagegen, die als einziges Risiko ihr spekulatorisches Interesse einsetzen, fordern die höchste Anspannung der manuellen Leistungskraft der Arbeiter, weil ihnen bei der Ueberszahl arbeitsfähiger Menschen am Leben des einzelnen gar nichts, an der Ergiebigkeit der Arbeit möglichst Weniger alles liegt. Um dieses Höchstmass der Anstrengung zu erzielen, werfen sie die Aussicht auf bessere Lebensführung ausserhalb der Grube den Arbeitern als Köder hin und bewirken dadurch bei allen Arbeitern eine Ueberspannung der Leistungskraft, mithin frühzeitige Abwirtschaftung der Organe und verkürzte Arbeitsfähigkeit, die nur dem Arbeiter zum Schaden gereicht, weil der Unternehmer ja jederzeit jungen unerschöpften Ersatz findet, Untergrabung des kameradschaftlichen Ge-

fühls und bei den Beamten und Aufsehern Herausforderung chikanöser Willkür und Grossmannssucht

Die englischen Grubenarbeiter fordern angesichts dieser Verhältnisse die Festsetzung von Mindestlöhnen, um dadurch der unumschränkten Despotie der Bergwerksbesitzer entgegenzuwirken. Der Wille derer, deren Arbeitskraft das Kapital ausbeutet, um Kapital sein zu können, hat nur einen Weg, sich Geltung zu verschaffen: die Verweigerung der Arbeitskraft, den organisierten, solidarischen, konsequenzbereiten Streik. Diesen Weg hat die englische Bergarbeiterschaft beschritten, und wir sehen gegenwärtig einer der grossartigsten Kraftproben zwischen Arm und Reich zu, die die Geschichte der Arbeiterbewegung bisher geboten hat.

Der Umfang des Kampfes (und noch weniger die Forderungen der Streikenden) ist das Wichtigste nicht, was bei der Beobachtung des Vorgangs den sozial bewegten Zeitgenossen in Atem hält. Es ist vielmehr das Land, in dem die Aktion geführt wird, und der Vergleich mit parallelen Streikerscheinungen, was hier so ungeheuer interessant und aufregend ist. England ist — daran ändert die monarchische Verfassung gar nichts — eines der demokratischsten Länder der Erde. Radikal-demokratische Oppositionsparteien haben dort infolgedessen mangels grosser und umwälzender Programmforderungen sehr wenig Aussicht auf starke Popularität. Auf wirtschaftlichem Gebiet haben die Trades-Unions so ausgiebig auf eine relative Friedlichkeit zwischen Kapital und Arbeit hingearbeitet, dass England vielen als ein Beispiel für die Lehre galt, die eine natürliche eruptionslose Entwicklung von kapitalistischem zu sozialistischem Gesellschaftgefüge behauptet. Man traute den grossbritannischen Arbeitern die Entschlossenheit zu radikaler Selbsthilfe umsoweniger zu, als eine politische Parlaments-Vertretung der Proletarier in den drei Königreichen so gut wie gar nicht existiert.

Da traten vor einem halben Jahre plötzlich die Seeleute in den Streik. Mit einer Bewusstheit, mit einer in sich selbst gegründeten Disziplin wurde der Kampf begonnen und mit Hilfe der verwandten Gewerke zum Erfolg geführt, die auf dem ganzen europäischen Festland verblüffte, und die plötzlich zeigte, dass gerade England Vielleicht den bestgedüngten Boden für radikale sozialistische Wandlungen hat.

Zumal in Deutschland, dessen Arbeiterschaft sich nirgends laut genug ihrer straffen Gewerkschaftsorganisationen rühmen kann, konnte ein grosser Streik, der die Besserung der Lebenslage einer das ganze Reich umspannenden Arbeitergruppe zum Ziele hatte, noch nie durchgeführt werden, obwohl doch gerade hier die Verfassung der Arbeiterorganisationen eine durchaus zentralistische ist, und obwohl doch hier die Meinung allgemeine Gültigkeit hat, dass ein zentrales Kommando allein geeignet ist, eine grosse gemeinsame Aktion zu dirigieren. Ueberschauen wir aber nach rückwärts die grossen Arbeiterkämpfe der letzten Jahre in Deutschland, so stösst die Erinnerung immer nur auf partielle Lohnbewegungen. Handelte es sich einmal um Kämpfe, die gleichzeitig in verschiedenen Distrikten geführt werden mussten, so hörten wir stets von den Arbeitern die bittere Anklage, ihnen sei der Kampf von den Arbeitgebern aufgezwungen, sie hätten keinen Streik begonnen, sondern seien ausgesperrt worden. Die reichste, disziplinierteste und an Zahl mächtigste organisierte Arbeiterschaft der Welt lässt sich also immer wieder in die Defensive drängen und findet auf keinem Gebiet den Mut zu einer entschlossenen Aggressivität.

Man erinnere sich an den grossen Textilarbeiterstreik in Crimmitschau im Jahre 1902. Die Kasse der Gewerkschaft war bis zum Rande voll. Täglich liefen aus allen Teilen des Landes und des Auslandes tausende und abertausende Mark für die Ausständigen ein, die sich bei der Kläglichkeit ihrer Lage aller Sympathien erfreuten. Der

„Vorwärts“ berichtete triumphierend, der Streik sei mit den vorhandenen Mitteln noch monatelang zu halten. Am Tage nach dieser Mitteilung aber brachte derselbe „Vorwärts“ die Nachricht, die Arbeit sei von den Streikenden bedingungslos wieder aufgenommen worden, und als Grund wurde angegeben, bei längerer Arbeitsstockung wäre die ganze Industrie zugrunde gegangen, diese Verantwortung habe die Streikleitung nicht tragen wollen. Einmal angenommen, diese Begründung sei aus ehrlichem Herzen gekommen (in Wahrheit wurde der Streik natürlich von der sozialdemokratischen Partei inhibiert, die fürchtete, durch den fortwährenden Zustrom von Arbeitergroschen in die Streikkasse werde der Reichstagswahlfonds für 1903 Schaden leiden), — also die Aufrichtigkeit der Entschuldigung für die Niederlage einmal vorausgesetzt, erheben sich diese Fragen: Ist es Sache der Arbeiter, sich um den Bestand einer Industrie zu sorgen, für die zu schaffen so unerträglich ist, dass selbst sächsische Weber gegen sie in den Streik treten mussten? Weiter: Treibt eine Industrie ihre Unerbittlichkeit gegen Streikforderungen bis zum eigenen Zusammenbruch, da doch das Bedürfnis nach Leinenproduktion angeblich nach wie vor bestand, ist dann nicht die Zeit gekommen, wo die Arbeiter mit Hilfe der grossen für den Streik gesammelten Kapitalien die Fabriken in eigene Regie nehmen und die sozialistische Tat der Begründung einer Produktivgenossenschaft unternehmen sollten? Drittens aber: Wäre nicht die selbstverständliche Folge der Bedenken der Streikleitung die gewesen, in sämtlichen Textilfabriken Deutschlands den Solidaritätsstreik zu proklamieren, um dadurch der Konkurrenz den Profit aus dem Streik abzuschneiden und gleichzeitig die Arbeiter der anderen Gegenden von der Verantwortung streikbrecherischer Verräterei zu entlasten? Die zentralgewaltigen Dratzieher aber dachten anders, bliesen zum Rückzug und

bängten den armen Webern das alte Elend wieder auf den Buckel.

Noch widerlicher war das Verhalten der politischen Klassenkämpfer bei dem Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet im Jahre 1905. Die Aussichten standen für die Arbeiter glänzend. Sehr gegen den Willen der Zentralleitung griff die Bewegung immer weiter um sich, alles Bremsen half nichts, die Ausständigen begriffen den Vorteil ihrer Situation und beschlossen über die Köpfe der Herren Sachse und Huë hinweg, den Streik weiterzuführen und auszudehnen. Französische und belgische Gruben erklärten sich mit den Deutschen solidarisch, sodass in einem sehr umfänglichen Bezirk die Bergarbeit ruhte. Inzwischen hatte sich die preussische Regierung ins Mittel gelegt und mit den parlamentarischen Streikführern unterhandelt. Der Handelsminister Möller versprach ein Bergarbeitergesetz, und obgleich er keinerlei Garantien gab, was darin verfügt werden sollte, und obendrein noch im preussischen Abgeordnetenhaus eine Rede hielt, in der er unverhohlen seine Sympathie für die Bergwerksbesitzer aussprach, ging jetzt in der Parteipresse, in den Knappschaftszeitungen und in den Reden der sogenannten Vertrauensleute ein aufgeregtes Gegacker an, die Bergarbeiter dürften der Legislatur nicht vorgreifen, sie müssten ihrem Führern folgen, sie vergingen sich gegen die Disziplin, und wenn sie nicht aufhörten zu streiken, seien alle Bande frommer Scheu gelockert. Natürlich liessen sich die Streikenden nicht stören und verweigerten den Leitern den Gehorsam, die das unglaubliche Ansinnen an sie stellten, ihre Position im günstigsten Moment aufzugeben. Selbst die Drohung, die Streikzuschüsse würden gesperrt werden, verfing nicht. Da griff man endlich zu einem ganz infamen Mittel. Man verbreitete — das alles ist erweislich wahr — in wichtigen Streikorten Flugblätter mit der Behauptung, anderwärts sei die Arbeit wieder aufgenommen worden. Diese Lüge brachte natürlich Ver-

wirring in den Kampf. Wurde erst wieder in einigen Zechen gearbeitet, so hatte der Streik in den andern keinen Sinn mehr. Der Streik ging also verloren und es trat der beispiellose Fall ein, dass die deutschen Arbeiter an ihren belgischen Kollegen, die für sie in den Solidaritätsstreik getreten waren, zu Streikbrechern wurden. Dass bei ihren Bemühungen, die Arbeiter zur „Vernunft“ zu bringen, die Herren Huë und Sachse von ihren eigenen Pfleglingen Prügel bekamen, ist das Erfreulichste, was die deutsche Bergarbeiterbewegung von 1905 der Nachwelt hinterlassen hat. Das von Herrn Möller angekündigte preussische Bergarbeitergesetz kam wirklich. Es sah so aus, dass sämtliche sozialdemokratische Zeitungen in wütender Entrüstung erklärten, jetzt seien die Bergarbeiter noch übler daran als vorher. Natürlich ist die Aussicht, einen neuen Streik erfolgreich durchzuführen, seither beträchtlich gesunken.

Welcher Unterschied zwischen den deutschen Streikern und den englischen! — Von heute auf morgen legen auf der ganzen Insel eine Million Arbeiter das Werkzeug nieder, ohne Zentraleitung, ohne jahrzehntelange Schulung durch Diplomaten und Advokaten, ohne ängstliches Fragen: dürfen wir auch? — Jeder kennt sein Interesse, jeder hat eigene Initiative, jeder beschliesst nach eigenem Willen. Aber gerade darum ist Einigkeit in der Menge, gerade darum Solidarität und Entschlossenheit. Schon schliessen sich andere Organisationen an. Die Eisenbahner weigern sich, Kohlen zu befördern, die belgischen und französischen Seeleute weigern sich, Kohlen, die für England bestimmt sind und — natürlich! — aus Deutschland kommen, zu verladen und übers Meer zu fahren. Im ganzen Land steigen die Kohlenpreise ins Unerschwingliche, und die Arbeiter werden ihre Ansprüche durchsetzen, weil sie sich nicht auf gefüllte Kassen verlassen, sondern auf ihre wohlangewandte Energie, und weil sie

sich nicht von besoldeten Führern kommandieren lassen, sondern den eigenen Verstand nach dem Rechten fragen.

Mit Geld kann nie ein Streik gewonnen werden, weil auf der andern Seite stets mehr Geld ist. Von einer Zentralmacht kann nie ein Streik dirigiert werden, weil die, die mit ihrem eigenen Leibe für ihre eigene Sache kämpfen, keine Tatkraft haben können, wenn sie nicht selbst beschliessen dürfen was not tut. Wehe der Arbeiterbewegung, die Politikern in die Klauen gerät, denn die kümmert nicht die Arbeiterbewegung, sondern die Politik. Werden die deutschen Arbeiter von den englischen lernen? — Sie werden nicht. Sie werden wählen und wieder wählen und immer wählen. Die Gewählten aber haben keine Zeit, sich um Arbeiterfragen zu kümmern. Sie müssen streiten und schachern, wer bei ihren Beratungen das Präsidium führen soll, und sie müssen untereinander darum raufen, ob ein Sozialist den Hofknix machen darf oder nicht.

Seit der Niederschrift der vorigen Betrachtung kommen aus Dortmund und Essen täglich Nachrichten, die es wahrscheinlich machen, dass beim Erscheinen dieses Heftes die Bergarbeiter des Ruhrreviers von neuem im Streik stehen werden. Das jämmerliche Verhalten der dem „alten Verbände“ eng verbündeten „christlichen“ Gewerkschaften zeigt, dass die Initiative auch diesmal wieder von den Arbeitern ausgeht, die, durch die Erfahrungen von 1905 gewitzigt, hoffentlich den eigenen Entschlüssen mehr vertrauen werden als den diplomatischen Kunststücken der Zentralverbands-Leiter. Die föderalistisch organisierten Syndikalisten, die zumeist radikal-sozialistische und anarchistische Tendenzen verfolgen, haben im Streikbezirk erfreulich starken Einfluss. Ihre zweckbewusste Beratung wird voraussichtlich ein zu frühes Paktieren mit den Zechenbesitzern und ein Eingehen auf Vermittlungsvorschläge der zur Aufrechterhaltung der kapitalistischen Einrichtungen erkorenen Regierung zu verhindern wissen. Die gleichzeitige Ruhe der Bergwerke in England und Deutschland muss in kürzester Frist den Kohlenmangel in ganz Europa so nachdrücklich fühlbar machen, dass der Lebenswille der gesamten Bevölkerung einen Vergleich nach dem Diktat der Arbeiter erzwingen wird. Die Streikenden können nicht laut genug

vor den Vertröstungen ihrer Führer auf eine gelegeneren Zeit gewarnt werden. Mag das englische Beispiel anfeuernd auf sie wirken, damit wir endlich einmal auch in Deutschland einen energisch durchgeführten Wirtschaftskampf erleben. Die Engländer haben die Vergleichsvorschläge ihrer Regierung abgelehnt und sich damit das Missfallen der liberalen Zeitungen zugezogen. Denen, die nach der Sympathie des Bürgertums schielen, sei gesagt, dass sie immer nur solange dauert, wie das Interesse der Grubenaktionäre nicht gefährdet ist. Sobald eine Einschränkung der Ausbeutungsmöglichkeit der Arbeitskräfte akut zu werden droht, ist die ganze arbeiterfreundliche Bourgeoisie nicht nur mit der Zusammenziehung zahlreicher Gendarmerie im Streikgebiet einverstanden, sondern zetert auch noch nach Maschinengewehren und Standrecht. Die Arbeiter des Ruhrreviers sind als mutige Kämpfer bewährt. Sie warten nicht, bis die Unternehmer sie bei entsprechender Konjunktur ausperren, und müssen daher nicht, wie vor zwei Jahren die Bauarbeiter und jetzt wieder die Schneider, notwendig die Schwächeren bleiben. Es ist zu hoffen, dass durch ihre entschlossene Offensive die durch die schlappe Betulichkeit der parlamentarischen Klugschnacker arg misskreditierte deutsche Gewerkschaftsbewegung neue Kraft und Festigkeit gewinne.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Mittags wurde mir eine Graupensuppe gebracht, in der hier und da Rindfleischfetzen schwammen. Mir grauste allmählich vor den Suppen, und ich fragte, wie es denn eigentlich mit meiner Selbstbeköstigung bestellt sei. Der Aufseher erklärte mir, dass ich das eher hätte sagen müssen, und dass er mir jetzt nichts holen könne. So zwang ich also wieder meine Suppe herunter und ass das klitschige Brot dazu. Aber nachmittags, als ich fast am Ende der zweiten Schmidtschen Erzählung war, kam ein uniformierter Herr in meine Zelle, der mir mein Briefpapier nebst Bleistift brachte (nachdem kurz vorher schon auf mein energisches Bitten der Wärter zwei Bogen Schreibpapier nebst Tinte und Feder gebracht hatte), und fragte nach meinen übrigen Wünschen. Ich hielt den Herrn zuerst für einen Oberaufseher, nachdem ich ihn aber mehrfach so betitelt hatte, nahm er vor einigen Tagen eine Gelegenheit wahr, um mich darüber aufzuklären, dass er der Inspektor sei und das ganze Gefängnis unter sich habe. Ich kann sagen, dass ich an diesem Inspektor hier meinen besten Freund, meine zuverlässigste Stütze habe. Der Mann erleichtert mir das Leben, soviel er irgend kann und

hat mir tatsächlich schon soviel geholfen und genützt, dass ich ihm aus dieser unangenehmen Zeit ein sehr gutes Andenken bewahren werde. Zunächst orientierte er mich über die Methode, zu der genehmigten Selbstbeköstigung zu gelangen, indem er mir eine Speisekarte des Restaurateurs Fahrland überbrachte, mit dem die Gefängnisverwaltung das dort Bezeichnete mit angegebenen Preisen vereinbart habe. Ich solle nur täglich aufschreiben, was ich haben wolle und morgens den Zettel für den ganzen Tag abgeben. Zum Essen erlaubte er mir, täglich zwei Flaschen Bier zu trinken, Charlottenburger Schlossbräu, dessen Qualität er mir sehr pries. Ich bestellte noch für den gleichen Abend ein Schnitzel mit Kompott nebst zwei Flaschen Bier und für den nächsten Morgen schwarzen Kaffee mit zwei geschmierten Brötchen. Dann bat ich den Inspektor inbrünstig, mir das Rauchen zu gestatten. Ich hatte dieses Anliegen schon dem Assessor B. vorgetragen, der hatte mich aber damit an den Arzt verwiesen, einen Herrn, den ich bis zum heutigen Tage noch nicht zu Gesicht bekommen habe. Ich setzte dem Inspektor auseinander¹⁾ dass ich gewöhnt sei, täglich 10, 12 bis 15 schwere Zigarren zu rauchen, und dass mich die zwei Tage, die ich das Rauchen jetzt entbehren musste, schon ganz schwermütig gemacht hätten. In der Tat glaube ich, dass ziemlich arges Kopfweh und viele sehr quälende Gedanken, die mich hier bedrücken, bei hinlänglichem Zigarren-genuss vermieden werden könnten. Ich bat also, mir von den neun Zigarren, die ich auf der Reise nach Zürich rauchen wollte, jeden Tag wenigstens zwei zu bewilligen. Der Inspektor versicherte mir, dass er mir ohne ausdrückliche Genehmigung keine geben dürfe, als ich ihm aber begreiflich machte, dass meine Gesundheit bei weiterer Nikotinenthaltsamkeit nach meinem Gefühl Schaden leiden müsse, erklärte er endlich, dass er mir zwei Zigarren heraufschicken wolle und die Bewilligung dazu nachholen werde. Ich gestehe, dass ich dem Manne sehr dankbar war und bin.

Nachdem er mich allein gelassen hatte, schrieb ich zuerst auf das Gefängnispapier, das so gekniff war, dass der Briefbogen gleichzeitig das Kuvert darstellte, zwei Briefe: an Landauer und an Caro, worin ich eine Reihe von Wünschen über Massnahmen äusserte, die mir für meine Verteidigung wichtig schienen. Vor allem bat ich Landauer, meinen Artikel „Neue Freunde“¹⁾, in dem ich über meine Absichten mit den „Vagabunden“ berichtete und seine Auseinandersetzung über die rechtliche Beziehung des Sozialistischen Bundes zum Vereinsgesetz an Caro und an Bernstein zu schicken, und Caro bat ich, mir Lektüre zu bc.,jrgen. Ob alle Briefe, die ich von hier absende, ihr Ziel erreichen, weiss ich nicht. Auf eine

¹⁾ „Sozialist“ vom 1. August 1909 (Jahrg. I. Nr. 12).

ganze Fülle von Briefen, die ich schrieb, ist gar keine Antwort gekommen. Von Wohl erhielt ich am dritten November ein Telegramm, das am ersten abgesandt war und in dem er versprach, er werde „noch heute“ schreiben. Ein Brief von ihm ist aber bis jetzt nicht in meine Hände gelangt. Ausser diesem Telegramm brachte mir die Post in der ganzen Zeit meines Aufenthaltes hier nur eine Postkarte und eine Nummer der „Schaubühne“ . . . Ob nun in der Regel meine Briefe nicht befördert werden, oder ob die Briefe an mich nicht abgeliefert werden, entzieht sich meiner Beurteilung. Vielleicht kommt vieles, was irgend etwas an Wünschen, Meinungen und dergleichen enthält, was sich auf meine „Straftat“ bezieht, einfach zu den Gerichtsakten. Dass seit einer vollen Woche kein Brief an mich geschrieben sein sollte, halte ich für ausgeschlossen. Jedenfalls wirkt diese Unsicherheit im Verkehr mit der Aussenwelt auf mich äusserst deprimierend.

Fortsetzung folgt.

„M. N. N.“

Nördlich von Augsburg wohnen die Preussen, östlich von Rosenheim die Schlawiner. Der von diesen beiden Völkerschaften flankierte Winkel begrenzt den Wirkungsbezirk der „Münchener Neuesten Nachrichten“.

Man könnte meinen: Zeitung ist Zeitung, Schmock ist Schmock, die „M. N. N.“ aber sind eine lokale Münchener Angelegenheit, die jenseits von Augsburg und Rosenheim keine Seele interessiert. Mich dünkt jedoch die Aufgabe lohnend, einmal an einem Musterbeispiel aufzuzeigen, welche Jämmerlichkeit in den Bergen Lese-papiers gespeichert ist, aus der der deutsche Bürger beim Frühstück, beim Abendbrot und bei der Verdauung seine geistige Nahrung zieht.

Um meine Ansicht über das Münchener Zentral-Intelligenz-Organ vorweg in einem Satze zusammenzufassen: Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ schlagen in intellektueller Hinsicht an Dummheit, in ethischer Hinsicht an Gesinnungslosigkeit unter allen deutschen Zeitungen jeden Rekord. Diese Meinung spreche ich unter ausdrücklicher Wahrung meiner sehr geringschätzigen Beurteilung sämtlicher übrigen in München oder sonstwo erscheinenden Tagesblätter aus. — Und ich gehe noch weiter und behaupte: Die Kümmerlichkeit und Indolenz der „Münchener Neuesten Nachrichten“ trägt als wesentliches Moment zur Stagnation im Münchener Geistesleben bei.

Vom Ochsen kann man bekanntlich nicht mehr verlangen als Rindfleisch, von einer liberalen Zeitung also nicht mehr als schwankenden Charakter. Von einer einigermassen intelligenten Redaktion

sollte man aber erwarten dürfen, dass schneller Wechsel in der Beurteilung dieser oder jener Angelegenheit durch allmähliche Uebergänge wenigstens notdürftig verdeckt wird. Hat z. B. das „Berliner Tageblatt“ einmal eine Weile in orgiastischer Arbeiterfreundlichkeit geschwelgt, und es entsteht in irgendeinem Gewerbe ein Konflikt zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, so geschieht die von der Rücksicht auf die kapitalkräftigen Abonnenten gebotene Schwenkung so vorsichtig und geschickt, dass später an der Börse kein Mensch mehr Weiss, wie eng das gesinnungstüchtige Blatt noch vor kurzem den beehrlichen Massen verbündet war. Auf der Redaktion der „M. N. N.“ aber wird mit der rechten Hand schon ein konservativer Artikel geschrieben, wenn die linke noch von roter Tinte klebt.

Heute alldeutsch, morgen kosmopolitisch; heute Preussen in Deutschland voran, morgen bayerisch-partikularistisch; heute anglophil, morgen Krieg mit England; heute droht der temperamentvolle Dr. Hirth mit der Revision der monarchischen Gefühle, morgen wird gedampft, besänftigt, gebremst und eine Devotion vor der Dynastie an den Tag gelegt, dass sich einem der Magen umdreht. Hält irgend ein Freidenker und Hornachäffer in München atheistische Sonntagspredigten, so ist man stramm gottlos; spricht im Kindkeller ein abgesetzter protest-protestantischer Pfarrer, so beschimpft man mit ihm vom christlichen Standpunkt her die protestantische Kirche; geht's gegen den Katholizismus, wird der evangelische Glaube als einzig seligmachend empfohlen, und am Fronleichnamstag trieft man über von katholischer Frömmigkeit. Nicht anders wird's mit der Sittlichkeit gehalten: wo sich Autoritäten für freie Kunstübungen einsetzen, kann es gar nicht nackt genug hergehen, tagt aber gerade ein Kongress zur Bekämpfung von „Schmutz und Schund in Wort und Bild“, dann verdreht man die Augen und das Kausen vollführt seine moralischen Grotesk tänze unter der Cimbelbegleitung liberaler Tugendwächter. Vermutlich ängstigt man sich vor der Möglichkeit, der Kongress könnte bei seiner Jagd nach dem „Schund in Wort“ einer Nummer der „M. N. N.“ habhaft werden. Dass die moralische Entrüstung über Prostitution und Kuppelei im redaktionellen Teil des Blattes mit gewissen Anzeigen im Inseratenteil oft in amüsantem Gegensatz steht, braucht nicht aufzuregen. Das ist fast überall so, und in Wien gibt es zum Nachweis solcher Diskrepanzen seit vierzehn Jahren ein Spezialorgan.

Am wüstesten sieht es im Feuilleton aus. Die Langweiligkeit der Abhandlungen in allen Ehren. Das Publikum soll wohl darauf aufmerksam gemacht werden, dass die Essays lediglich dem Zweck der Raumauffüllung zu genügen haben. Dass die Romane unter dem Strich minderer Durchschnitt sind, mag auch hingehen. Gute Romane, noch dazu Erstdrucke, kosten viel Geld, und das spart

man am besten da, wo Kulturbedürfnisse berücksichtigt werden müssen. Aber man überwinde sich einmal und sehe sich an, in welcher Weise die Kunststadt München von ihrer grössten Zeitung über die aktuellen Vorgänge im künstlerischen Leben orientiert wird. Den einzelnen Kritikern soll gar kein Vorwurf gemacht werden. Man hat oft den Eindruck, als ob sie es viel besser wüssten, als sie es aussprechen dürfen. In den Berichten über Theater, Musik und bildende Künste werden Eiertänze aufgeführt, die jeden Variété Jongleur beschämen können. Niemals ein freies, kräftiges Wort für etwas Neues, Unerhörtes, Besonderes, niemals ein männliches Eintreten für einen Verkannten, niemals eine Derbheit gegen ein überschätztes Werk gegen einen Chlarlatan und Bluffer. Was der Geschmack der Masse gebilligt hat, ist sakrosankt, was er ablehnt, ist Tabu. Kultiviertere Nerven empfangen aus den Ausschleimungen solcher Kritiken nichts als Ekel und Wut.

Häufig liest man in den Zeitungen die geschwollene Selbstanpreisung, dass aus ihren Urteilen der Geschmack der Menge geläutert und gebildet werde. Das Gegenteil trifft zu. Die Meinung der Käsehändler wird aufgefangen, mit einer gebildeten Sauce Übergossen und splchen, die lernen möchten, die unsicher sind in ihren künstlerischen Urteilen, als letzte Wahrheit serviert.

Dass es aber bei den „Münchener Neuesten Nachrichten“ Absicht ist, nur dem untergeordneten Geschmack zu schmeicheln, dafür kann der Beweis erbracht werden. Ueber das, was auf dem Gebiete der Kunst in München vorgeht, kann sich hier jemand, der in die Berichte seines Leiborgans Zweifel setzt, zur Not auch selbst unterrichten und dann lächelnd gestehen, dass der Kritiker, den er nachprüfen wollte, aufgefressen ist oder aber seine Aufgabe sehr oberflächlich genommen hat. Man wünscht aber auch zu wissen[^] wie die Dinge in Berlin stehen.

Der Berliner Korrespondent der „Münchener Neuesten Nachrichten“ heisst Richard Nordhausen. Der Herr braucht hier kaum charakterisiert zu werden. Er ist Redakteur einer der reaktionärsten Zeitungen, die je auf dem Sumpfe deutscher Volksaufklärung erblüht sind. Das weiss man in der Sendlingerstrasse genau so gut wie ich es weiss. Herr Nordhausen (auch unter dem Namen Caliban peinlich bekannt), ist preussisch-konservativ, antisemitisch und jedem Fortschritt, jeder Entwicklung im Grunde seines Herzens abgeneigt. Dieser Herr versorgt München mit Mitteilungen über das Berliner Kulturleben, wobei er konsequent das Gute, Förderliche, Neue beschimpft und in den Dreck zieht, die überlebte Mittelmässigkeit aber streichelt und preist. Aber er schreibt ja nur fürs Feuilleton, er ist ja nur Plauderer unterm Strich: die Männer, deren kräftige Konstitution die Verantwortung für die „M. N. N.“ aushält, scheinen

nicht zu wissen, dass alle Gemeinschaft unter den Menschen in ihren äusseren Formungen abhängig ist von den kulturellen Grundlagen ihrer Gesittung. Wird diese Gesittung — unter Hinzuziehung des Herrn Nordhausen — künstlich gebogen, so kann eine liberale Gestaltung (das malträtierte Wort „liberal“ hat ursprünglich eine sehr gute Bedeutung), der öffentlichen Dinge nicht erwartet werden. — Den „Münchener Neuesten Nachrichten“ kann also bloss der Rat erteilt werden, ihren Liberalismus entweder oder sich selbst aufzugeben (von ihrem „Geiste“ möchte ich doch lieber nicht reden). — Dass München ohne sein Intelligenzblatt ohne Nachrichten über die Vorgänge bei den Preussen und Schlawinern bliebe, wäre nicht zu befürchten. Auch heute schon hat man die Mitteilungen, die die „M. N. N.“ im Morgenblatt bringen, meistens am Abend vorher bereits in einer Berliner Zeitung vom vergangenen Tage gelesen. Daher ja der Name: „Neueste Nachrichten“.

Bemerkungen.

Die Stimmrechts-Amazonen. Es scheint am Platze, dem törichtten Hohn gegenüber, mit dem allgemein die Bemühungen der englischen Wahlrechtskämpferinnen betrachtet werden, das Streben dieser Frauen und die Versuche, ihr Ziel zu erreichen, in respektvoller Form zu kritisieren. Schon dass wirklich von Kämpferinnen gesprochen werden darf, und dass ehrliche Leidenschaft ihr für Frauen sehr ungewöhnliches Vorgehen leitet, zwingt zu Achtung und Gruss. Zehntausende am Leben der Gesamtheit beteiligte Frauen sind zu der Erkenntnis gekommen, dass sie neben den Pflichten, die ihnen die Gesellschaft auferlegt, auch Rechte zu beanspruchen haben, und da ihre Pflichten gegen den Staat die gleichen sind wie die der Männer, so verlangen sie auch die gleichen Rechte, zu allernächst das Recht, an der Legislative aktiv teilzunehmen. Ihre Schriften, Petitionen, Resolutionen hat man ignoriert, man hat geglaubt, über die Wünsche der Frauen mit einem Achselzucken hinweggehen zu dürfen. Dieses Verhalten hat die natürliche Antwort provoziert: fand die Diskussion kein Gehör, so musste man die Ohren der Männer durch Lärm willig machen. Man musste die Bewegung inszenieren, die die ganze Oeffentlichkeit als Zeugin reklamierte, um der Missachtung der massgebenden Männer wirksam zu begegnen. Wenn eine so grosse Zahl Frauen, wie sich in London an den Strassendemonstrationen zur Erringung des Frauenwahlrechts beteiligt, den Entschluss fassen kann, in rebellischer Haltung durch die Strassen zu ziehen, Fenster einzuwerfen und die kleinen Fäuste drohend und kampfbereit gegen die von starken Männermuskeln bediente Staatsgewalt zu erheben, dann gehört schon die ganze stupide Arroganz einer auf dem Vorurteil von der Ueberlegenheit des Mannes aufgebauten Kultur dazu, um den Ernst des Wollens dieser Frauen zu bezweifeln. Es ist beschämend für das sittliche Niveau der Männer, dass ihnen erst gesagt werden muss, dass es keine Pose sein kann, wenn sich Frauen scharenweise unter den Dächern ihrer Gatten und Kinder

weg um einer Idee willen ins Gefängnis setzen lassen.

Was die Forderung der weiblichen Demonstranten selbst angeht, so wissen meine Leser, wie weit ich davon entfernt bin, die Einführung des Frauenwahlrechts für einen kulturellen Fortschritt zu halten. Dass die Frauen nicht wählen dürfen, ist gewiss albern und ungerecht, da nun einmal der Parlamentarismus als eine freihheitliche Errungenschaft gilt. Aber man möchte wünschen, dass so entschlossene Vertreterinnen ihres Geschlechts sich für wichtigere Dinge aufopferten, als für Männerrechte, die keine Rechte sind. Die Verweigerung der politischen Mitwirkung ist unter den Missethandlungen, denen die Frauen in allen Ländern ausgesetzt sind, die gleichgültigste. Ist es ihnen um freieren Atem zu tun, so sollten sie ihre Anstrengungen zunächst auf eine würdigere Einschätzung ihrer persönlichen Lebensbedürfnisse richten. Solange das private Tun des Weibes der Kontrolle der Männer untersteht, solange die geschlechtliche Unerfahrenheit des Mädchens von der Gesellschaft als Wertmass der Tugend Geltung hat, solange das sexuelle Leben der Frauen ausserhalb der staatlich gestempelten Ehe als verächtlich und unsittlich angesehen wird, solange wird das weibliche Geschlecht in der Tat dem männlichen untenan sein, und solange sollten die Frauen nicht nach äusserlichen Gleichberechtigungstiteln greifen. Eine Frau, die sich schämt, Mutter illegitimer Kinder zu werden, hat keinen Anspruch auf Aemter, für die Energie, Selbständigkeit und eigene Verantwortung gefordert werden. Mögen sich die Frauen zunächst einmal von den Vorurteilen einer prüden Moral befreien, mögen sie in ihren persönlichen Entschliessungen den eigenen Willen statt des Urteils der Mitmenschen bestimmen lassen, dann werden sie sich bei den Männern schnell genug die Achtung verschafft haben, die auch ihren politischen Wünschen den erforderlichen Nachdruck geben wird, — zumal in England.

Die Geheimnisse von Czenstochau. Die Berichte über die Vorgänge im Kloster von Czenstochau lesen sich wie eine romantische Erzählung aus der Renaissance-Zeit: Kirchenraub, sexuelle Orgien, Ehebruch, Mord — alles mit abenteuerlichen Finissen garniert, alles von den patientierten Hütern christlicher Demut und Frömmigkeit exekutiert. Bruder Macoch wird ja wohl von den sibirischen Bergwerken nicht zurückkehren, und der ums Heil der Kirche besorgten Menschheit bleibt die Zuversicht, dass soviel klösterliche Niedertracht nie wieder an der Rampe des öffentlichen Theaters erscheinen wird. Ueberaus beruhigend muss auch die Versicherung des Anklagevertreters wirken, der zu Beginn seines Plaidoyers die Erklärung abgab, die Mutter Gottes von Czenstochau werde trotz der bedauerlichen Entgleisungen ihrer priesterlichen Anbeter ihre wunderthätige Wirksamkeit keineswegs einstellen. Der ermordete Waclof drehte sich bei diesen Worten des Staatsanwalts im Sofa um.

Ein Opfer seines Berufs. In Berlin wurde ein Herr arretiert, der sich bei jüngeren Strassenpassanten männlichen Geschlechts dadurch unbeliebt gemacht hatte, dass er ihnen, ohne seinerseits sinnliche Begierden zu erregen, zärtliche Anträge stellte. Et legitimierte sich der Polizei als Pastor a. D. und ist identisch mit einem eifrigen

im Evangelischen Bunde an bevorzugter Stelle tätigen Bekämpfer der Unsittlichkeit. Nun wird er sich vor dem Strafgericht verantworten müssen. Es kann ja aber auch nicht ausbleiben, dass die ständige Sorge um die Moral der lieben Nächsten und mithin die unausgesetzte Beschäftigung mit sexuellen Dingen die Geschlechtsnerven scheusslich strapazieren muss, und so strauchelt denn der sittliche Mensch viel leichter als der unsittliche. Dass aber die jungen Leute dem Herrn Pastor samt und sonders einen Korb gegeben haben, muss das Missgeschick unseres Tugendpredigers besonders beklagenswert erscheinen lassen. Hätte er wenigstens etwas von seinen Bemühungen gehabt !

Bittingers Fehltritt. In allem muss es die Münchener Polizei der Berliner nachtun. Schutzmanns-Helmspitzen, Zensur-Verbote, Schliessung der Bordelle, Anarchistenprozesse — eins nach dem andern hat man den preussischen Brüdern abgekuckt, und nachdem Herr v. Jagow eine moralische Affaire gehabt hat, durfte natürlich in München ein „Fall Bittinger“ nicht ausbleiben. Eine ungeschickte Hand hat die Münchener Polizei in all ihren Unternehmungen gezeigt, und so ist auch der bisherige Leiter der Kausen-Filiale in der Weinstrasse nur recht bescheiden fehlgetreten. Um sich über sein Pech amüsieren zu können, muss man zunächst schon den Ekel gegen die Sensationskulis hinunterschlucken, die nach drei Jahren die von der Polizeihand getätschelten Mädchenhöschchen ins Licht gehängt haben. Man wird von mir schwerlich erwarten, dass ich mich in sittlichen Entrüstungskrämpfen winden sollte, weil der Chef der Münchener Sittenpolizei in der Sektlaune beim Bal paré einer jungen Dame an die Beine gelangt hat. Ich werde mich hüten, eine Handlung zu verurteilen, zu der ich jederzeit selbst kapabel wäre. Immerhin möchte ich aber eine gelinde Schadenfreude nicht verhehlen, die mir von der Betrachtung erweckt wird, dass die — an sich recht schäbige — öffentliche Breitwältung einer solchen Angelegenheit ausgerechnet einen Mann angeht, dem Gott das Amt gab, den Lebenswandel seiner Mitmenschen zu überwachen, einen Mann obendrein, der sich um mich persönlich sehr ausgiebig bemüht hat. Er hat mir meine Koffer durchwühlen lassen, er hat mich eingesperrt, und er hat bei seiner verdienstvollen Vorarbeit zur Inszenierung des Sollerprozesses den redlichsten Eifer gezeigt, mir in meiner Verbindung mit den Münchener Strizzi und Lustknaben (die allesamt keine Florentiner oder Capueser sind) innigere als nur kameradschaftliche Beziehungen nachzuweisen. Nun wissen wir also, dass auch in dieser keuschen Brust menschliche Gefühle wohnen. Ich meine, man kann über die Tatsache ruhig zur Tagesordnung übergehen, dass der derzeitige Stuttgarter Polizeidirektor einmal seiner Tischnachbarin unter die Röcke gegriffen hat, zumal er ja, nach seiner eigenen Gerichtsaussage, nichts dabei fand.

KAIN, Heft 10. Inhalt: Der Humbug der Wahlen. — Oaha. — Die Speisung der Armen. — Der Lustmörder.

KAIN, Heft 11. Inhalt: Fasching. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Georg Heym. — Vom politischen Kasperltheater. — Abel. — München-Schilda.



Preßrelationsbureau „hanfa“

Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23  holsteiner Ufer 7 

Inh.: Jng. M. Krause

liefert alle Nachrichten über

Kunst, Literatur, Wissenschaft

schnell — vollständig — preiswert.

Akademisch und literarisch gebildete Sektoren.
Vorzügliche Organisation!



Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

.....

.....

.....

.....

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

.....
*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.